

Der Verlobungsleutnant

Militärisch-humoristischer Roman

von

Freiherr von Schlicht

1. bis 7. Tausend



Verlag von Otto Janke / Berlin

Das große Frühlingsmilitärwochenblatt hatte dem Infanterieregiment der schön und landschaftlich malerisch gelegenen Provinzialstadt, die sich als Garnison wegen ihrer in jeder Hinsicht angenehmen dienstlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse einer allgemeinen Beliebtheit erfreute, mancherlei Veränderungen im Offizierskorps gebracht. Nicht nur, daß verschiedene Leutnants versetzt und durch andere neue ersetzt worden waren, auch unter den Hauptleuten und Staboffizieren waren Änderungen eingetreten, und sogar ein neuer Kommandeur, der Oberst von Otten, ein großer, hübscher, sehr eleganter, aber trotzdem sehr energischer und bestimmter Herr, hatte die Führung des Regiments übernommen, da sein Vorgänger unter Beförderung zum General in eine andere Garnison gekommen war.

Vor drei Wochen hatte der Oberst von Otten das Kommando übernommen und man mußte ihm das Zeugnis ausstellen, er hatte den neuen Junggesellen und den neuen Familien Zeit gelassen, sich einzurichten, die Besuche zu

machen und sich etwas einzuleben, bevor er sich dienstlich allzusehr bemerkbar machte. Vielleicht war das aber auch mit Rücksicht auf die eigene Person und auf die eigene Familie geschehen, vielleicht hatte der Herr Oberst auch erst für sich selbst, sowie für seine Gattin und für seine schöne Tochter Gisa die Wohnung in Ordnung haben wollen, um zu Hause in aller Ruhe seinen eigenen Kaffee trinken zu können, bevor er eines Morgens in aller Herrgottsfrühe sein Regiment alarmierte, um sich die Truppe etwas in die Hand zu spielen, um seinen Offizieren und Mannschaften zu zeigen, was er könne und vor allen Dingen, um seinen Untergebenen alles das klar vor Augen zu führen, was sie nach seiner ehrlichsten Überzeugung nicht konnten.

Daß dieser Alarm eines Tages kommen würde, hatte man gewußt, und so legte man sich eine Zeitlang jeden Abend mit dem unangenehmen Gefühl schlafen, beim Morgengrauen oder womöglich noch früher, aus dem besten Schlummer herausgeblasen oder herausgetrommelt zu werden. Das machte etwas nervös und daß man nicht alarmiert wurde, machte eigentlich erst recht nervös. Na, nun war es Gott sei Dank damit vorbei, denn heute morgen hatte sich der Herr Oberst anscheinend nicht mehr beherrschen

können und alarmieren lassen. Morgens um vier Uhr schon hatte er seine Truppe, obgleich man im tiefsten Frieden lebte, mobil gemacht, wie man das so nennt und war mit dem Regiment zu einer großangelegten Exerzier- und Gefechtsübung weit hinaus in das Gelände gezogen, so weit hinaus, daß die Kerls und die Herren Kerls, die Herren Leutnants, während des langen Marsches im stillen dachten, sie würden das Ende dieser Weite, wenn überhaupt, erst drei Tage nach ihrem Tode erreichen. Aber dann waren sie schließlich doch dagewesen, wo sie sein sollten, die Übung hatte nach einer kurzen Ruhepause begonnen, und was kein Mensch für möglich gehalten hätte, war dennoch geschehen, sie hatte nicht nur einen Anfang, sondern sogar auch einen Schluß. Der ließ nicht einmal ganz so lange auf sich warten, wie man im stillen befürchtete, denn jetzt, gerade um die Mittagsstunde, hielt das Regiment mit klingendem Spiel wieder seinen Einzug in die Stadt. Der Herr Oberst ließ es sich nicht nehmen, seine Truppe selbst zur Kaserne zurückzuführen. In Begleitung seines Adjutanten, des Leutnants von Bozendorf, ritt er hoch zu Roß seinen Leuten voraus. Hinter ihm ritten die Stabsoffiziere, zwischen diesen aber Fräulein Gisa, die zwanzigjährige Tochter des Komman-

deurs, die zum Erstaunen der Offiziere plötzlich ganz allein da draußen zu Pferde aufgetaucht war, zu Pferde womöglich noch hübscher und begehrenswerter, als wenn sie sich auf der Straße oder in der Gesellschaft zeigte.

Das Regiment hielt mit klingendem Spiel seinen Einzug, und an dem rechten Flügel des ersten Zuges der ersten Kompagnie marschierte der ebenfalls erst neu in das Regiment versetzte Oberleutnant Baron Hans Erich von Griesbach, der sich seines Wertes und seiner Persönlichkeit, sowie der Stellung als rechter Flügeloffizier des Regiments wohl bewußt war und er wußte auch, daß er nicht nur als solcher, sondern überhaupt eine sehr gute Figur machte. Er war mehr als mittelgroß, tadellos gewachsen und er besaß ein Paar Paradebeine, die bei einem Kaisermanöver sogar die Aufmerksamkeit des Allerhöchsten Kriegsherrn erregt hatten, und er war oft damit geneckt worden, daß Seine Majestät seinen damaligen Kommandeur gefragt haben sollte, wie denn die beiden Beine eigentlich hießen., Aber Hans Erich Baron von Griesbach war auch sonst ein hübscher Mensch, mit einem feingeschnittenen, vornehmen Gesicht, mit hübschen, dunkelblauen Augen, und außerdem war er auch noch Baron, hier im Regiment sogar der einzige,

und wenn er finanziell nach dem plötzlichen Tode seiner Eltern infolge der verfehlten Spekulation seines Vaters auch von seinen reichen Verwandten abhängig war und oft unter dieser Tatsache zu leiden hatte, so war er dennoch für gewöhnlich frei von allen Sorgen. Er wußte, daß er auch schon deshalb fast von allen seinen neuen Kameraden beneidet wurde, und er ließ sie in dem Glauben, daß ihn keinerlei Kümernisse bedrückten. Er erzählte ihnen weder etwas von seinen Verwandten, deren Geld er oft zähneknirschend annehmen mußte, noch weniger aber sprach er von dem, was ihn veranlaßt hatte, um seine Versetzung aus seinem alten Regiment zu bitten. Mochten die Kameraden ruhig weiter glauben, daß er das aus dienstlichen Gründen getan habe. Den wahren Grund verheimlichte er gegen jedermann, denn den empfand er als eine ihm zugefügte tödliche Beleidigung, und da es sich dabei um eine junge Dame handelte, hatte er diese nicht einmal vor die Pistole fordern können, sondern hatte es ruhig mit ansehen müssen, daß die sich mit einem anderen verlobte, obgleich sie doch ganz genau gewußt hatte, daß er, Baron Hans Erich von Griesbach, selbst die Absicht hatte, ihr eines Tages seine Hand und seinen Namen anzubieten. Er wurde das Gefühl nicht los, eine

moralische Ohrfeige erhalten zu haben, und wenn er sich in dem Spiegel besah, war ihm oft, als müsse man auf seiner Wange die Fingerabdrücke einer kleinen zarten Mädchenhand sehen. Und es nutzte auch nichts, daß er sich die eine Wange immer noch mehr wusch als die andere und umgekehrt, da er selbst nicht recht wußte, auf welche er den moralischen Schlag erhalten habe. Nur eins stand bei ihm fest, er mußte die Spur dieser Niederlage sobald wie möglich verwischen. Schon um der anderen willen, die ihn verschmähte, wollte er sich verloben, sobald es ging. Das war er aber nach seiner ehrlichsten Überzeugung erst recht sich selber schuldig. Der Korb, den er sich, wenn auch nur indirekt, geholt hatte, mußte schleunigst für immer in der Versenkung verschwinden und sich für ihn in einen Verlobungsring verwandeln. Na, hier in der Stadt und auch im Regiment selbst herrschte ja glücklicherweise beinahe ein Überfluß an hübschen und auch an wohlhabenden jungen Damen. Die Hübscheste und die reichste war entschieden Fräulein Gisa von Otten, aber von der ging ja leider das Gerücht, sie sei bereits mit einem auffallend hübschen Kavallerieoffizier verlobt, ohne daß man allerdings bisher darüber etwas Gewisses hätte erfahren können. Diese heimliche Verlobungsge-

schichte war im Kasino besprochen und allgemein bedauert worden, nur der Adjutant von Bozendorf schien über die Nachricht geradezu erfreut zu sein, der hatte den etwas sonderbaren Standpunkt vertreten, kein Flirt sei so angenehm, wie der mit einer heimlich Verlobten, vorausgesetzt natürlich, daß diese heimliche Verlobung nicht zu einer Entlobung oder gar zu einer öffentlichen Verlobung führe, denn dann sei es mit dem Flirt vorbei. Und als Hans Erich jetzt einen Blick nach vorn warf, schien der Adjutant auch in diesem Augenblick den Flirt mit Fräulein Gisa sehr angenehm zu finden, wenigstens sprach er, als er nun neben ihr ritt, sehr lebhaft auf sie ein, und Hans Erich glaubte deutlich aus Fräulein Gisas Mund ein helles, fröhliches Lachen zu hören, aber das mußte er sich natürlich nur einbilden, denn sonst hätte ihr Lachen ja sogar die Regimentsmusik übertönen müssen. Da wandte er den Blick wieder von ihr ab, obgleich seine Augen mit Wohlgefallen auf ihrer schönen, schlanken Figur geruht hatten, deren Wuchs in dem enganliegenden dunkelgrauen Reitkleid zur besten Geltung kam und obgleich auch ihr dichtes, braunes Haar, das unter dem runden Hut sichtbar war, sein Entzücken erregte, wie er überhaupt ein großer Verehrer schöner Haare

war. Aber trotzdem, eine heimliche Braut? Die kam für ihn nicht einmal für einen unverbindlichen Flirt in Frage. Und es war auch gut, daß er nicht mehr zu den beiden hinsah, sondern seine Augen nun zur Seite wandte, denn fast hätte er es übersehen und vergessen, den Degen vor ein paar jungen Damen zu senken, die wohl nicht nur das schöne Wetter allein um diese Stunde auf die Straße gelockt hatte, sondern vielmehr der Wunsch, die Regimentsmusik zu hören und sich von den Offizieren grüßen zu lassen. Hans Erich sah es heute wieder, es waren unter den jungen Mädchen wirklich ganz allerliebste Gesichter und alle jungen Damen schienen viel Wert auf ihr Äußeres zu legen, von den Schuhen bis zu dem Hut gingen alle mit Geschmack gekleidet, und ohne sich allzuviel darauf einzubilden, sah er doch mit einer gewissen stillen Genugtuung, daß alle seinen Gruß in sehr freundlicher Weise erwiderten.

Welche von euch werde ich wohl dereinst heimführen? fragte er sich im stillen, aber zugleich fragte er sich auch, ob die jungen Damen ihm wohl weiter wie bisher so liebenswürdig gegenüberzutreten würden, wenn sie wüßten, daß er als abgewiesener Freier hierhergekommen war, weil er es nicht über das Herz brachte, fortan

täglich der jungen Dame, die ihn verschmähte, zu begegnen. Nur ein Glück, daß die jungen Damen hier von alledem nichts wußten, denn denen erscheint ja mit vollem Recht niemand lächerlicher als ein abgewiesener Freier, selbst dann, wenn der abgewiesen wurde, bevor es zu einer Liebeserklärung aus seinem Munde kam. Er durfte sich um Gottes willen nur nichts anmerken lassen, dann war er von Anfang an unten durch, und er durfte auch seine Absichten und Pläne nicht gleich von Anfang an verraten. Deshalb hatte er auch bei seinen Antrittsbesuchen und bei seinem bisherigen Zusammentreffen mit den jungen Mädchen eine selbstverständlich anscheinend unbeabsichtigte Zurückhaltung an den Tag gelegt, und keiner von ihnen, nicht einmal der schlanken, geschmeidigen, dunkeläugigen Anita Münchheim, der Tochter der reichen, verwitweten Frau Oberregierungsrat, gezeigt, wie gut sie ihm gefiel, sogar fast noch besser als Fräulein Gisa, die unheimlich heimliche Braut, wie sie von den Kameraden genannt wurde. Wo Fräulein Anita heute nur blieb? Gerade vor ihr hätte er gern salutierend den Degen gesenkt, aber er hatte sich bisher vergebens nach ihr umgesehen. Doch da kam sie nun angegangen, hübsch und verführerisch, lachend und übermütig, selbst-

bewußt, auch ein klein wenig raffiniert angezogen, mit der ausgesprochenen Absicht, den Männern gefallen zu wollen, aber dennoch in einer Art gekleidet, durch die sie sich als junge Dame der Gesellschaft natürlich nicht das geringste vergab. Hans Erich mußte sich, als sie nun an ihm vorüberging und seinen Gruß erwiderte, die größte Mühe geben, um seine Augen nicht mit einem ihr bemerkbaren Wohlgefallen auf ihrer Erscheinung ruhen zu lassen. Vielleicht wäre ihm das in der Freude, sie zu sehen, auch nicht so ohne weiteres gelungen, wenn er nicht plötzlich eine andere Dame bemerkt hätte, die etwa zwanzig Schritte hinter Fräulein Anita auftauchte. Aber wenn sie auch noch weit entfernt war, sah er mit seinen scharfen Augen doch sofort, daß es sich um eine wirklich auffallend hübsche und bei aller Einfachheit doch außerordentlich gut und geschmackvoll angezogene Dame handelte, die ihm allerdings für ein junges Mädchen zu verheiratet und für eine verheiratete Frau noch zu jung und zu mädchenhaft aussah. Wer war denn das? Er konnte sich nicht erinnern, ihr hier schon begegnet zu sein und doch gehörte sie sicher zur Gesellschaft. Das erkannte er jetzt auch daran, daß der Adjutant von Bozendorf nicht nur Fräulein Gisa, sondern auch den Herrn Oberst

auf die neue Erscheinung aufmerksam machte und daß diese beiden mitgrüßten, als Herr von Bozendorf nun die rechte Hand an den Helm legte. Auch die Stabsoffiziere grüßten, und weil die Herren grüßten, grüßte Hans Erich die Fremde auch, obgleich er dazu eigentlich, da er ihr noch nicht vorgestellt war, kein gesellschaftliches Recht hatte. Aber er wäre sich trotzdem unhöflich vorgekommen, wenn nicht auch er vor ihr den Degen gesenkt hätte. So grüßte er denn und die Fremde grüßte ihn wieder, nicht nur dadurch, daß sie den Kopf neigte, sondern erst recht dadurch, daß sie ihn aus dunkelbraunen Augen freundlich ansah, während es ihm zugleich so vorkam, als habe ein leises, freudiges Lächeln dabei ihren Mund umspielt.

Donnerwetter, hatte das wirklich ihm gegolten? Hans Erich fühlte ein leises Glücksgefühl seinen Körper durchströmen. Donnerwetter, da hatte er ja im Handumdrehen eine Eroberung gemacht und was für eine! Immer vorausgesetzt, daß er sich den Blick und das Lächeln richtig gedeutet hatte. Aber seine Freude schwand plötzlich sehr schnell wieder dahin, schon weil er in der Nähe gesehen zu haben glaubte, daß die Schöne kein junges Mädchen mehr war. Ein ganz klein wenig verheiratet sah sie doch aus, und was

sollte ihm da eine Eroberung nutzen? Gewiß, der Flirt mit einer schönen Frau hatte seinen Reiz, wenn der zu keiner Ehescheidung mit nachfolgender Hochzeit zwischen den beiden Flirtenden führte. So ähnlich würde sich wohl Herr von Bozendorf ausgedrückt haben und in diesem Falle hätte Hans Erich ihm beigestimmt, denn er verspürte nicht die geringste Lust, die Veranlassung einer Ehescheidung zu werden und erst recht keine Neigung, später einmal eine geschiedene Frau zu heiraten, denn wenn er nun heiratete, dann wollte er auch der erste sein, der von seiner Braut und späteren Frau geliebt wurde, vorausgesetzt, daß er der erste war. Ganz genau wußte man das natürlich nie, denn ein kleines Geheimnis bringt wohl jedes junge Mädchen ihrem Mann als heimliche Mitgift mit in die Ehe. Na, was man nicht weiß, macht schließlich auch nicht heiß, aber eine geschiedene Frau zu heiraten oder überhaupt ein weibliches Wesen, bei dem man ganz genau weiß, daß man der zweite ist, daß sie dieselben Liebkosungen, die sie in der Ehe erweist, vorher schon einem anderen zuteil werden ließ, nein, das war wenigstens nach seinem Geschmack vollständig ausgeschlossen und mit der schönen Frau nur zu flirten, um zu flirten? Nein, auch das wollte er nicht, darüber würde er

das Ziel, das ihm vorschwebte oder wenigstens die Erreichung desselben hinausschieben, anstatt es zu beschleunigen. Deshalb gab es nur eins, er mußte die schöne Unbekannte sofort wieder vergessen, er durfte gar nicht mehr an sie denken und wenn er der einmal wieder begegnen sollte, bevor er ihr vorgestellt war, wenn es überhaupt zu einer Vorstellung kam, durfte er sie auch nicht wieder grüßen. Nun ärgerte er sich fast, daß er das vorhin tat, und so sehr er sich auch über ihren Gegengruß gefreut hatte, nun ärgerte er sich auch über den. Wie kam die Dame dazu, ihn derartig anzulächeln? Daß er ihr auf den ersten Blick gefallen hatte, war ja für ihn sehr schmeichelhaft, aber trotzdem hätte sie es erst abwarten müssen, wie sie ihm gefiel, und er erinnerte sich genau, sie war zwar sehr höflich, aber doch auch sehr diskret begrüßt zu haben. Nein, nicht mehr an sie denken, das beste war, er nahm sich nachher zu Hause einen Radiergummi und radierte die Unbekannte einfach wieder aus seinem Gehirn heraus. Aber trotz aller dieser guten Vorsätze beschäftigte er sich im stillen weiter mit ihr, und immer lebhafter wurde in ihm der Wunsch, bevor er zu dem Radiergummi griff, wenigstens erst noch zu erfahren, wer sie sei.

Na, das würde er ja bald hören. Wenn man

erst im Kasino bei dem Frühstück saß, würde sich das Gespräch schon um die jungen Damen, denen man auf dem Marsch durch die Stadt begegnete, drehen, und bei der Gelegenheit würde auch sicher der Name der Unbekannten genannt werden, ohne daß er es nötig hätte, nach dem zu fragen. Vielleicht, daß er auch da noch das eine oder das andere über sie erfuhr. Aber als er endlich mit den Kameraden bei dem Frühstück saß, waren alle vorläufig viel zu hungrig, um an das Sprechen zu denken, das einzige, was man sagte, waren die Bestellungen, die man den Ordonnanzen gab. Bis das Frühstück kam, sprach keiner, während des Essens sprach natürlich erst recht niemand und gleich nach dem Essen sprach auch noch keiner, die Zungen lösten sich erst, als man sich die Zigarren angezündet hatte. Aber auch dann wurden die jungen Mädchen noch nicht erwähnt, man äußerte die Ansichten über den neuen Oberst, über dessen Art zu exerzieren und Kritik abzuhalten. Und man hatte an dem viel mehr zu tadeln als zu loben, und wenn der Herr Oberst das gehört hätte, würde er sich sicher sehr darüber gefreut haben, denn die Vorgesetzten sind in den Augen der Untergebenen die besten, an denen man möglichst viel auszusetzen hat.

Bis dann doch plötzlich in eine augenblickliche Stille hinein aus dem Munde eines Kameraden, der schon längere Zeit dem Regiment angehörte, die Bemerkung erfolgte: „Na, ich bin nur neugierig, was der gute Wellhaus für ein Gesicht machen wird, wenn wir ihm erzählen, daß die schöne Witwe plötzlich wieder in der Stadt aufgetaucht ist. Wer hält mit mir die Wette, daß ihn die Botschaft doch aus seiner sonst so unerschütterlichen Ruhe bringen wird?“

„Die Wette hält wohl keiner,“ meinte ein anderer, „denn sicher wird Wellhaus in keiner Weise verraten, wie er die Nachricht aufnimmt. Auch diesmal wird er höchstens sagen ‚na wenn schon‘, und wenn du daraufhin mit mir wetten willst, schön, die Wette halte ich, für jeden eine Flasche Schaumwein und zwei große Weiße.“

„Sagen wir für jeden zwei Flaschen Schaumwein und dafür nur eine Weiße,“ meinte der erste Kamerad, der seiner Sache sehr sicher zu sein schien.

„Schön, meinetwegen,“ stimmte der andere ihm nach kurzem Besinnen bei.

Der eine hatte ja mit aller Gewißheit gewonnen und ebenso sicher hatte der andere bereits verloren. So wurde der Wein und die Weiße gleich bestellt, und die beiden warteten voller Ungeduld

auf Wellhaus, der allein die Entscheidung bringen konnte. Und sie tauschten vorläufig ihre Ansicht darüber aus, ob der Freund, der als Offizier vom Ortsdienst von der Teilnahme an der Übung befreit gewesen war, selbst um diese späte Stunde noch im Bett läge oder ob er seiner Gewohnheit gemäß auch jetzt wieder in der Turnhalle an der Reckstange hing, um den Riesenschwung, die Bauchwelle und andere schöne Übungen zu machen, wie er es sich angewöhnt hatte, um sich jeglichen Ärger und Verdruß abzugewöhnen. Das war nun einmal eine fixe Idee von ihm, die er sich nicht ausreden ließ, er behauptete steif und fest, alles was ihn bedrücke und verstimme, von sich abzuschütteln, wenn er im Riesenschwung zehnmal oder noch mehr um die Reckstange herumflöge. Vor allen Dingen aber blieb man dabei jung und frisch. Aber die Kameraden wußten, daß er mit dieser Turnerei auch noch einen Zweck verfolgte. Er hatte den brennenden Wunsch, nach Berlin auf die Militärturnanstalt zu kommen, einmal, weil Berlin Berlin war, dann aber auch aus wirklichem Diensteifer heraus. Er war auch schon ein paarmal zu diesem Kommando eingegeben gewesen, aber bisher noch nicht einberufen worden. Das ärgerte ihn natürlich erst recht, und schon deshalb kam er nicht aus der Turnerei

heraus, denn den Ärger darüber wollte er in erster Linie loswerden, aber der saß fester als fest.

Man sprach bald allgemein halb ernsthaft, halb lachend über Wellhaus' Eigenart, nur Hans Erich von Griesbach beteiligte sich nicht an dem Gespräch. Der saß da, als habe er einen Kübel kalten Wassers über den Kopf bekommen, so groß war die Enttäuschung, die er eben erlebt hatte. Die schöne Unbekannte war eine junge Witwe, denn nur auf die konnte sich die Äußerung der Kameraden bezogen haben, und gegen alles, was Witwe hieß, war er schon deshalb sehr voreingenommen, weil er sich vor vielen Jahren einmal auf einem Jahrmarkt für ganze zehn Pfennige von einem Kanarienvogel hatte weissagen lassen. Der Vogel hatte natürlich zuerst nur „piep piep“ gemacht, zwei Töne, bei denen man sich viel oder gar nichts denken konnte, dann aber hatte der aus einer schmutzigen kleinen Pappschachtel die in einem verschlossenen Kuvert liegende Wahrsagekarte hervorgezogen, und auf dem gedruckten Zettel hatte unter vielem anderen Unsinn auch der Satz gestanden: „Nimm dich vor allen Witwen in acht, die dir in deinem Leben begegnen, sonst wird dir eine von ihnen gefährlich werden.“ Das war natürlich ein hirnverbrannter Blöd-

sinn. Ja, wenn auf dem Wisch gestanden hätte: Nimm dich in deinem Leben vor den vollen Sektflaschen in acht, sonst können die dir gefährlich werden — oder: Gehe in deinem Leben allen Vorgesetzten aus dem Wege, sonst werden sie dich anblasen — ja, eine derartige prophetische Mahnung hätte er sich zur Not noch gefallen lassen, obgleich ja auch die mehr als Familienkohl mit Hammelfleisch gewesen wäre, aber ihn, der damals kaum zwanzig Jahre alt war, vor den Witwen zu warnen, das war mehr als Mumpitz. Als wenn es denkbar gewesen wäre, daß er sich jemals in seinem Leben und wenn er älter werden sollte als Methusalems bekannter Esel, in eine Witwe verlieben könne. Die Witwen haben nun einmal so etwas Abgelegtes an sich, und auch er kannte das alte Wort, das ein Spötter einmal gesagt hatte: Eine junge Dame hat im stillen den Wunsch, geheiratet zu werden, um in der Ehe das Glück zu finden, eine Witwe aber will geheiratet werden, aber nur, um zu sehen, ob sie in der zweiten Ehe noch glücklicher oder noch unglücklicher wird, als sie es selbstverständlich nicht durch ihre Schuld in der ersten war. Und schon damals, als er sich noch über den Kanarienvogelzettel ärgerte, anstatt über den zu lachen, hatte ein Kamerad, dem er den Wisch zum Lesen

gab, ihm eine kleine auf Wahrheit beruhende Geschichte aus seiner Familie erzählt. Die Tante des Freundes hatte nach achtzehnjähriger Ehe und nach zweijähriger Witwenschaft wieder geheiratet. Ihr erster Mann hieß Heinrich, ihr zweiter Otto, aber trotzdem mußte der sich das gefallen lassen, daß auch er fortan immer Heinrich genannt wurde, denn seine Frau erklärte ihm ganz einfach: „Ich habe solange in meinem Leben zu meinem Mann Heinrich gesagt, daß ich nun absolut nicht einsehe, warum ich ihn plötzlich Otto nennen soll.“ Und dabei war es geblieben.

Das alles schoß Hans Erich nun plötzlich wieder durch den Kopf, ohne daß er selbst recht wußte, warum und weshalb. Er wollte doch ohnehin nichts von der schönen Unbekannten wissen, das hatte er sich ja schon vorgenommen und dadurch, daß sie sich nun als Witwe entpupp- te, war sie erst recht für ihn vollständig erledigt. Die sah er, wenn er ihr noch einmal begegnen sollte, nicht mehr an, als es der Anstand und der gute Ton in allen Lebenslagen, den angehende Kavaliere sich für zwei Mark fünfzig Pfennige in jeder besseren Buchhandlung kaufen können, erforderte. Nein, er wollte wirklich nichts von ihr, aber anstatt sich dessen nun zu freuen, daß ihm die Schöne in keiner Weise mehr gefährlich

werden konnte, wurde ihm immer unbehaglicher zumute, weil ihm plötzlich der Blick wieder einfiel, mit dem sie ihn ansah, als er sie grüßte. Wieder gedachte er des Wortes: „eine Witwe will geheiratet sein“, und was dann, wenn sie es auf ihn abgesehen hatte, nur weil sein Äußeres ihr bei der ersten kurzen Begegnung gefallen haben mochte? Und das mußte der Fall gewesen sein, denn sonst hätte sie ihn nicht so angelächelt, und jetzt wurde ihm klar, sie hätte ihn überhaupt nicht anlächeln dürfen, das tut keine wirkliche Dame, damit wartet sie, bis sie von einem Herrn lächelnd angesehen wird, obgleich ein Herr eine ihm fremde Dame ja eigentlich auch nicht so ansehen darf.

Na, soviel wußte er, diese Witwe verdarb ihm die Laune und trotzdem wurde nun plötzlich die Neugierde in ihm wach, noch Näheres über sie zu erfahren, vor allen Dingen aber zu hören, warum die Kameraden gespannt waren, was Rolf von Wellhaus, der Turner, dazu sagen würde, daß die Dame hier plötzlich wieder aufgetaucht sei.

Wohnte die nicht immer hier? Erschien sie nur wie das Mädchen aus der Fremde vorübergehend in jedem neuen Jahr? Das und vieles andere würde er erfahren, sobald Wellhaus endlich erschien, aber der ließ lange auf sich

warten, bis er endlich in den kleinen Speisesaal trat, mittelgroß, von geschmeidiger und doch kräftiger Gestalt, mit einem frischen Gesicht und leuchtenden dunkelgrauen Augen, das Gesicht etwas gerötet von den Anstrengungen des Turnens, frisch und übermütig in seinen Bewegungen und auch in der Art seines Sprechens, als er nun die Kameraden mit den Worten begrüßte: „Na, verehrte Herrschaften, da seid ihr ja wieder. Wie war es denn draußen? Habt ihr euch gut unterhalten, habt ihr was Interessantes erlebt, oder habt ihr mich vielleicht beneidet? Das wäre sehr unrecht von euch, denn es steht schon in der Bibel oder sonst wo geschrieben: Kinder, ich sage euch, es ist kein Vergnügen beim Morgengrauen in das Gelände zu ziehen, aber es ist erst recht keins, des Nachts, wenn alle schlafen, wie ein Nachtwächter durch die Straßen der Stadt zu gehen, um alle Wachen und alle Posten abzuklappern. Na, ich habe mich ja hinterher noch ausschlafen können. Aber nun mal ernsthaft, wie war es und vor allen Dingen, hat sich heute da draußen irgend etwas Neues ereignet, oder gibt es sonst etwas zu berichten?“

Damit, die letzte Frage zu beantworten, wartete man, bis die bedienenden Ordonnanzen hinausgegangen waren, um neue Bestellungen auszu-

führen , denn aber rief man ihm zu: „Eine Neuigkeit gibt es allerdings, eine, die dich besonders interessieren dürfte, Frau von Mellenthin ist wieder hier, wir haben sie heute morgen auf der Straße gesehen.“

Aber die beiden Kameraden, die vorhin darüber gestritten hatten, wie er diese Nachricht aufnehmen würde, warteten nun vergebens darauf, daß er irgendein Wort oder irgendein Zeichen von sich gäbe, aus dem sie schließen könnten, wer von ihnen die Wette gewann. Rolf von Wellhaus tat, als ginge ihn das, was er da eben gehört hatte, absolut nichts an. Er rauchte gelassen seine Zigarre weiter und wandte sich mit einer gleichgültigen Bemerkung an einen neben ihm sitzenden Kameraden, bis die beiden anderen, die miteinander gewettet hatten, ihm nun erneut zuriefen: „Wellhaus, du hast es wohl nicht gehört, was wir dir erzählten, Frau von Mellenthin ist wieder in der Stadt.“

Nun wandte Wellhaus sich den beiden zu und meinte gelassen: „Ihr braucht nicht so zu schreien, noch bin ich nicht tot, und was ihr sagt, habe ich schon bei dem erstenmal gehört. Ich hätte euch unter Umständen auch etwas darauf erwidert, aber wenn ihr die Sache so dumm anfangt —“

„Wieso dumm?“ fielen ihm die beiden anderen, die ihn wirklich nicht verstanden, in das Wort.

„Die Frage ist sogar noch dümmer,“ gab Wellhaus lustig zur Antwort und mit der Hand auf die Sektflasche deutend, setzte er hinzu: „Euch beiden Brüder kenne ich doch. Ihr habt miteinander gewettet, was ich bei euren Worten sagen würde und da wartet ihr nun darauf, daß ich durch die Töne, die ich von mir geben soll, entscheide, wer von euch beiden gewann. Darauf könnt ihr aber lange warten, es müßte denn sein, daß ihr mich zu dem Sekt einladet, obgleich ich den im allgemeinen bekanntlich zu so früher Stunde nicht liebe. Mit dem Wein geht es wie mit den Küssen, sie schmecken am besten des Abends bei dem Schein der elektrischen Lampe.“

„Das letzte ist Ansichtssache,“ meinte als Antwort einer der Kameraden, „ich erinnere mich wenigstens, auch schon bei Tageslicht sehr wohlschmeckende Küsse empfangen zu haben und in einem Manöver habe ich auch mal beim Mondenschein Küsse bekommen, die sogar einen ganz besonders guten Geschmack hatten.“

„Da hatte das Mädels sich wohl gerade vorher mit einem wundervollen Mundwasser den Kußschnabel gesäubert, vielleicht sogar mit dem

desinfizierenden Odol, denn ein Manövermädchen, das sich des Nachts oder beim Mondenschein küssen läßt, ohne hinterher geheiratet sein zu wollen, das gibt es doch wohl nicht in der guten Stube als Tochter des Hauses bei der Herrschaft, sondern höchstens im Kuhstall drin als schöne Melkerin," neckte Wellhaus den Kameraden.

Anderen lachten, der Gefoppte bekam aber einen dunkelroten Kopf, bis er nun erregt ausrief: „Ich habe in meinem ganzen Leben noch keine Kuhmagd geküßt, das habe ich Gott sei Dank auch nicht nötig, und wenn du wüßtest, wen ich damals küßte, würdest du heute noch vor Neid die Platze bekommen, oder dich aus Ärger wieder drei Stunden an dein verrücktes Reck hängen, weil du damals nicht ich warst.“

„Kann sein, kann auch nicht sein,“ gab Wellhaus ruhig zur Antwort, „lassen wir das Streiten über diesen Punkt,“ und sich nun an die beiden anderen wendend, setzte er hinzu: „Und ihr gebt bitte jede Hoffnung auf, Näheres von mir zu erfahren, denn was ich auch immer über die Ankunft der gnädigen Frau äußern würde, es könnte leicht falsch ausgelegt werden, entweder im guten oder im bösen Sinne. Sprechen wir also gar nicht mehr von ihr, oder tun wir es doch,“

besann er sich plötzlich eines anderen, und sich an einen Kameraden wendend, der erst kürzlich in das Regiment versetzt worden war, fragte er: „Wissen Sie, was ich an Ihrer Stelle täte, Camburg, ich würde versuchen, sobald wie möglich die Bekanntschaft der Gnädigen zu machen. Ich habe zwar keine Ahnung, wie lange sie hier bleibt und ich weiß auch nicht, was sie hier zu tun hat. Vielleicht will sie sich nur einmal wieder nach ihrem Hause und nach ihren Motten umsehen und sich davon überzeugen, wie dick und fett die sich inzwischen bei ihr gefuttert haben. Aber gleichviel, eine Stunde oder zwei wird die gnädige Frau schon für Sie übrig haben, Camburg, und die müßten Sie beide benutzen, um einmal miteinander zu musizieren. Das fiel mir letzthin schon einmal ein, als Sie uns hier im Kasino etwas vorgeigten. Ich will Ihnen über Ihr Spiel weiß Gott keine Komplimente machen, aber es ist schade, daß Sie auf dem Klavier keinen besseren Begleiter haben, als einen von uns. Da dachte ich, wie schon gesagt, neulich abend, schade, daß Frau von Mellenthin nicht hier ist, es müßte ein wahres Vergnügen sein, die beiden einmal zusammen spielen zu hören. Die gnädige Frau spielt wirklich meisterhaft, und als ich früher bei Lebzeiten ihres Mannes noch in ihrem Hause verkehrte,

habe ich ihr stundenlang zuhören können, wenn sie am Flügel saß. Was meinen Sie zu meinem Plan, Camburg? Vielleicht führt der Zufall mich irgendwie mit der Gnädigen zusammen, und wenn Sie es wünschen, will ich gern mit ihr darüber sprechen."

Aber Leutnant Camburg wehrte ab: „Das wäre zwar sehr liebenswürdig von Ihnen, Wellhaus, aber trotzdem, lieber nicht. Nicht etwa, als ob ich Angst hätte, mich mit meinem Spiel vor der Gnädigen zu blamieren, aber es spricht etwas anderes dagegen. Vor ein paar Tagen hat Fräulein von Ronnenberg mich nämlich gebeten, wenn das Befinden ihrer Mutter es irgendwie erlaubt, in der Woche einmal mit ihr zusammen zu musizieren, und da möchte ich mich nicht zu derselben Zeit auch noch mit einer anderen Dame verabreden, das könnte leicht so aussehen, als ob ich in das Klavierspiel des gnädigen Fräuleins nicht allzu viel Vertrauen setzte und das möchte ich vermeiden."

Mit immer größer werdendem Erstaunen hatten alle Kameraden ihm zugehört. Camburg hatte gesellschaftlichen Eingang in das Haus seines Hauptmanns gefunden, der mit den Seinen ganz zurückgezogen lebte, der durch das Geschick, das seine Frau betroffen hatte, verbit-

tert geworden war und dem man möglichst aus dem Wege ging, obgleich man natürlich Mitleid mit ihm empfand, mit ihm und erst recht mit seiner Frau, die von dem Tage an gelähmt und an den Rollstuhl gefesselt war, da sie vor nunmehr neunzehn Jahren ihrem einzigen Kinde, der hübschen Lieselotte, das Leben schenkte.

Weder die Jahre, noch die Kunst der Ärzte hatten die Kranke zu heilen vermocht und doch war, da Frau von Ronnenberg von Hause aus über große Mittel verfügte, nichts unversucht geblieben, um ihr zu helfen und um ihr den Gebrauch der Glieder zurück zu geben. Aber auch heute noch war sie nicht imstande, mehr als ein paar Schritte zu gehen und auch dies nur mit fremder Hilfe. Trotzdem aber trug sie ihr Leiden mit bewundernswerter Geduld, niemals kam ein Wort der Klage über ihre Lippen und an ihrem Kinde hing sie mit ebenso großer Liebe wie ihr Mann. Aber aus dieser Liebe heraus war ihnen beiden mit der Zeit der beinahe krankhafte Gedanke gekommen, ihrer Lieselotte könne, wenn sie später einmal verheiratet sei, nach der Geburt eines Kindes dasselbe Leiden bevorstehen wie ihrer Mutter. Beide wollten ihrer Tochter etwas Ähnliches ersparen, wollten ihr auch nur die Möglichkeit fernhalten, das durchmachen zu

müssen, und deshalb hatten beide ihre Lieselotte solange mit Bitten bestürmt, bis die es schließlich den Eltern versprach, sich nie zu verlieben und erst recht niemals an eine Heirat zu denken. Ob der Lieselotte das Versprechen leicht geworden war, wußte man nicht, man glaubte es kaum, denn sie blickte manchmal sehr traurig und verzagt in die Welt, aber das konnte seinen Grund ja auch lediglich darin haben, daß sie zu Hause fortwährend die gelähmte Mutter vor sich sah. Auf jeden Fall tat sie nach außen hin alles, was sie nur konnte, um ihr Versprechen zu erfüllen, sie ließ sich auf keinen Flirt ein, sie vermied es ängstlich, einen Herrn länger anzusehen, als es sein mußte, sie tanzte nur wenig, sie beteiligte sich im Sommer nur selten an den Radfahrerausflügen und an dem Tennisspiel, aber das alles genügte dem eifersüchtigen Vater doch nicht. Der lebte in der fortwährenden Furcht, sein Kind könne sich eines Tages doch noch verlieben, und deshalb beobachtete er sie auf allen Gesellschaften mit wahren Zerberusaugen. Stand seine Tochter wirklich einmal ein paar Minuten mit einem der Leutnants in einem harmlosen Gespräch, tauchte er plötzlich als Dritter daneben auf und sah den Offizier mit so zornigen Augen an, daß dieser sich schleunigst seitwärts in die Büsche schlug. Das

war den Herren natürlich sehr bald langweilig geworden und sie hatten sich mit einem „na denn nicht“ von Fräulein Lieselotte zurückgezogen.

Diese Familiengeschichte war allen im Regiment bekannt, den neu Hereinversetzten war sie gleich erzählt worden, damit nicht einer von ihnen sich in einer schwachen Stunde einbilden solle, es könne ihm doch irgendwie gelingen, Fräulein Lieselottes Gunst zu erringen. Und nun hatte Camburg in dieses mehr als hermetisch verschlossene Haus Eingang gefunden. Allerdings, er wohl weniger als seine Geige, aber mit der auch er, und er war doch auch ein Leutnant und auch ein Mann, der sich allerdings über allzu große Schönheit nicht beklagen durfte, denn Camburg war, wie er das zuweilen mit starker pessimistischer Übertreibung selbst nannte, eine militärische Mißgeburt. Das stimmte nun keinesfalls, aber er besaß ein unglückliche militärische Figur, die rechte Schulter war etwas höher als die linke und dazu kam, daß er sich durch das viele Geigenspiel eine etwas schiefe Kopfhaltung angewöhnt hatte. Von diesen Fehlern abgesehen, war er aber sonst, wie er es ironisch nannte, ein leidlich hübscher Mensch, und das stimmte auch. Er hatte ein sympathisches Gesicht mit unendlich gutmütigen dunkelblauen Augen, die schon des-

halb eine Welt voll Liebe und Güte verrieten, weil er selbst sehr dankbar und empfänglich dafür war, wenn man ihm diese Gefühle entgegenbrachte.

Er hatte im Kadettenkorps eine sehr freudlose Jugend verbracht, da er lediglich dem unbeugsamen Willen seines Vaters folgend Offizier geworden war, und er hatte die Geschichte seines Lebens gleich den Kameraden erzählt, gleichsam, um sich dadurch bei ihnen zu entschuldigen, daß er als Leutnant nun unter ihnen weile. Aber das hatte ihm keiner übel genommen, im Gegenteil, er hatte sich gleich aller Sympathien erobert, schon weil er allen leid tat. Und wenn sie sich jetzt auch für ihn freuten, daß er für sein Spiel in Fräulein Lieselotte eine gute Begleiterin gefunden habe, so sagten sich dennoch alle im stillen, daß man ihm trotz seines schönen Geigenspiels niemals die verschlossene Tür geöffnet haben würde, wenn er von anderer Gestalt gewesen wäre.

Hauptmann von Ronnenberg duldete es, daß fortan ein Leutnant sein Haus betreten würde. Darüber kamen die anderen Kameraden nicht hinweg, davon sprachen sie des langen und breiten, ohne dasselbe Thema anscheinend auf die Dauer langweilig zu finden. Das tat nur einer,

Baron Hans Erich von Griesbach. Den interessierte das Gespräch schon deshalb nicht, weil er sich für die Lieselotte tatsächlich nicht zu interessieren vermochte. Gewiß war Lieselotte hübsch, aber die schlanke kleine Anita war tausendmal hübscher, wenigstens in seinen Augen. Außerdem fand er die ganze Familiengeschichte derer von Ronnenberg stupid, albern und gesucht, und die Lieselotte mußte nach seine Überzeugung zu dumm sein, obgleich sie eigentlich gar nicht danach aussah, aber wie konnte sonst ein halbwegs vernunftbegabtes junges Mädchen das Versprechen abgeben, sich nie verlieben, verloben und verheiraten zu wollen, lediglich, weil ihre Mutter durch einen unglücklichen Zufall oder sonst irgendwie nach der Geburt ihres Kindes gelähmt worden war. Er verstand die Lieselotte ganz einfach nicht, und schon um seine nicht sehr schmeichelhafte Ansicht über sie vielleicht unbeabsichtigt zu äußern, war er jetzt lediglich ein stummer Zuhörer, während er seine Verdauungszigarre rauchte und dabei derartig vor sich hindöste, daß er es im ersten Augenblick ganz überhörte, als eine Ordonnanz auf ihn zutrat, um ihm zu melden, daß er am Telephon gewünscht werde.

Überrascht blickte er auf: „Ich am Tele-

phon? Von wem denn? Wissen Sie, wer mich zu sprechen wünscht?" erkundigte Hans Erich sich, der nicht sonderlich viel Lust verspürte, der Aufforderung Folge zu leisten.

„Nein, Herr Oberleutnant,“ lautete die Antwort, „denn die Dame hat mir ihren Namen nicht genannt, selbst dann nicht, als ich sie fragte, wen ich melden dürfte.“

Eine Dame wünschte ihn zu sprechen? Wer konnte das nur sein? Die Neugierde wurde in ihm wach und er erhob sich nun schnell von seinem Platz, um gleich darauf den kleinen Speisesaal zu verlassen, nachdem er den Kameraden zugerufen hatte: „Ihr entschuldigt mich wohl bitte, mein Bursche ist am Telephon und will mich sprechen.“

Daß er den Burschen vorschützte, war natürlich Absicht, denn bei allem, was irgendwie mit einer Dame zusammenhing, war er so diskret wie nur möglich. So zog er auch draußen auf dem Korridor in der dort eingebauten Telephonzelle die gepolsterte Tür ganz fest hinter sich zu, damit die vorübergehenden Ordonnanzen kein Wort der Unterhaltung aufschnappen konnten und dann erst meldete er sich: „Hier Baron von Griesbach, bitte wer dort?“

„Hier bin ich,“ klang es zurück. „Natürlich werden Sie mich an der Stimme nicht erkennen,

aber meinen Namen kann ich Ihnen bei dem besten Willen nicht sagen, weil es dann mit der ganzen Überraschung, auf die ich mich sehr freue, vorbei wäre."

"Sie wollen mich überraschen, meine Gnädigste? Darf ich auch wissen, in welcher Hinsicht und womit?"

"Womit, Herr Baron? Mit meiner Persönlichkeit und im Zusammenhang damit, daß wir ein Wiedersehen feiern, das hoffentlich auch Ihnen keine Enttäuschung bereiten wird, obgleich es ein Wiedersehen nach langer Zeit ist."

Das letztere war nun absolut nicht nach seinem Geschmack, denn Hans Erich vertrat den Standpunkt, daß ein Wiedersehen meistens eine Enttäuschung für beide Teile brächte. Gewiß, wenn Menschen auseinander gehen, dann sagen sie „auf Wiedersehen“, aber im allgemeinen ist es besser, wenn das Geschick dieses Wiedersehen nicht erfüllt. Wozu trennt man sich erst, wenn diese Trennung doch keine Trennung bedeutet? Und sicher war die junge Dame am Telefon irgendeine Bekanntschaft aus früherer Zeit, die nun seine Spur hier irgendwie zufällig entdeckt hatte und die, einem plötzlichen Zuge ihres Herzens folgend, ihn nun begrüßen wollte. So beeilte er sich denn auch absolut nicht mit der

Antwort, sondern meinte erst nach langem Besinnen: „Ihre Worte lassen mich vermuten, meine Gnädigste, daß Sie hier nicht wohnen, sondern sich nur vorübergehend hier aufhalten.“

„Sogar nur sehr vorübergehend, Herr Baron, wahrscheinlich fahre ich schon morgen wieder fort und es würde mir aufrichtig leid tun, Sie nicht gesprochen zu haben.“

„Also morgen reisen Sie schon wieder ab?“ gab Hans Erich zurück, ohne bei diesen Worten und bei dem Klang seiner Stimme nicht eine gewisse freudige Genugtuung unterdrücken zu können. „Also morgen reisen Sie schon wieder fort, meine Gnädigste, und Sie können mir auch jetzt noch nicht sagen, wer Sie sind, mir auch keinerlei Andeutungen über Ihre Persönlichkeit machen? Selbstverständlich bitte ich, die letzte Bemerkung nicht falsch zu deuten, aber trotzdem, ich meine, ich weiß nicht recht, wie ich mich ausdrücken soll, denn nichts liegt mir natürlich ferner, als Sie, meine Gnädigste, zu verletzen, aber immerhin gleichviel, es wäre ja schließlich nicht das erstemal, ich meine, das Reisen kostet ja nun einmal Geld, es ist schon so oft vorgekommen, daß man sich bei der Abreise in Verlegenheit befindet und daß man sich dann einer früheren Bekanntschaft nur deshalb erinnert, um

— nein, meine Gnädigste, das scheußliche Wort, daß Sie vielleicht die liebenswürdige Absicht haben, mich anzupumpen, will mir natürlich nicht über die Lippen, es würde mir ja auch ein Vergnügen sein, Ihnen meine sogenannte Börse freiwillig zur Verfügung zu stellen, aber da Sie mich von früher her kennen, wissen Sie sicher, daß ich selbst nicht mit Glücksgütern gesegnet bin. Aber nicht wahr, meine Gnädigste, meine Befürchtung, die da plötzlich in mir wach wurde, ist grundlos? Vielleicht sind Sie so freundlich, mich wenigstens über diesen Punkt mit einem kurzen Wort zu beruhigen.“

Und sie beruhigte ihn, wenn auch nicht gerade mit einem Wort, so doch mit einem so hellen, frohen, übermütigen Lachen, daß ihm in seiner Telephonzelle das Blut in die Wangen stieg und daß er sich vor Verlegenheit nicht gleich wieder zu rühren vermochte, bis er endlich in den Apparat hineinsprach: „Ja, meine Gnädigste, was lachen Sie so und ich bitte Sie nun tausendmal um Verzeihung, aber schließlich wäre es doch kein Verbrechen, wenn Sie vorübergehend nicht bei Kasse gewesen wären. So etwas kommt in den besten Familien vor, sogar in den allerbesten und in denen am häufigsten. Aber nicht wahr, Sie sind mir nicht mehr böse und verzeihen mir?“

„Schön, Herr Baron,“ rief sie ihm zu, „aber nur unter einer Bedingung, daß Sie mir ein Wiedersehen gewähren, und zwar möglichst umgehend.“

„Das letztere wird sich wohl leider nicht machen lassen, meine Gnädigste,“ meinte er sehr höflich und zuvorkommend, „denn ich befinde mich augenblicklich in einer etwas fragwürdigen äußeren Erscheinung. Ehe ich Ihnen unter Ihre sicher sehr schönen Augen trete, müßte ich erst den äußeren Menschen in Ordnung bringen, ich bin sogar noch unrasiert.“

„Ihre Bartstoppeln werden mich nicht genießen,“ klang es lustig zurück, „denn wir wollen uns doch zur Feier des Wiedersehens nicht küssen.“

„Wissen Sie das so genau, meine Gnädigste?“ fragte er nun auch seinerseits lustig. „Sie wissen doch, wenn man erst anfängt, von dem Küssen zu sprechen, dauert es meistens nicht lange, bis man mit dem Küssen selbst nicht aufhört. Aber davon ganz abgesehen, ich bin wirklich in keiner verführerischen *Gewandung*, wir waren heute den ganzen Vormittag draußen auf dem Exerzierplatz.“

„Ja ja, ich weiß,“ stimmte sie ihm bei, „ich habe das Regiment zurückkommen sehen, aber das ist für Sie alles kein Entschuldigungsgrund. Jetzt hätte ich für Sie Zeit, ob aber auch im

weiteren Verlauf des Nachmittags, ist mehr als zweifelhaft. Deshalb möchte ich Ihnen den Vorschlag machen, daß wir uns in einer Viertelstunde treffen. Ich bin augenblicklich in der Konditorei zum Stadtpark. Als ich heute morgen durch den einen kleinen Bummel machte, habe ich dort bei dem Denkmal der badenden Nymphe, oder was die Figur sonst vorstellen soll, ein sehr lauschiges verschwiegenes Plätzchen entdeckt. Was meinen Sie, wenn wir uns dort treffen würden?"

„Gegen den Platz hätte ich nichts einzuwenden, meine Gnädigste, ich kenne ihn zwar nicht so genau, wie Sie ihn anscheinend, aber wenn Sie den für geeignet halten und wenn Sie glauben, daß wir dort allein bleiben werden —“

„Das hoffe ich natürlich,“ rief sie ihm zu. „In der Nähe dieses Denkmals steht zwar eine Bank, aber es wäre doch mehr als unwahrscheinlich, daß die gerade um diese Stunde besetzt werden sollte. Jetzt sind die Leutchen zu Hause, und schließlich brauchen wir uns ja auch nicht auf die Bank zu setzen, das schon deshalb nicht, weil die merkwürdigerweise nicht einmal eine Rückenlehne hat, sondern wir könnten uns eine andere aussuchen.“

„Natürlich, selbstverständlich,“ gab er zur Antwort.

„So sind Sie also einverstanden?“

„Ich bin es, meine Gnädigste, schon um endlich zu erfahren, wer Sie sind. Ich werde mich gleich auf den Weg machen. Meine Uhr ist jetzt zwanzig Minuten vor zwei, da könnte ich also mit dem Glockenschlag zwei Uhr dort sein und würde Sie erwarten. Nur möchte ich Sie in Ihrem eigensten Interesse bitten, wenn Ihnen tatsächlich an dem Wiedersehen mit mir etwas liegt, mich nicht länger als eine Viertelstunde warten zu lassen, denn es ist eine scheußliche Angewohnheit von mir, daß ich bei keiner Verabredung, ganz einerlei, welcher Art sie ist, länger als fünfzehn Minuten warte. Ist der Freund, die Freundin oder das süße Mädchen dann noch nicht da, gehe ich nach Hause und lasse die andere Partei ohne mich glücklich werden.“

„Eine sehr verständige Ansicht, Herr Baron. Allerdings erinnere ich mich nicht, ob Sie früher schon so dachten, oder ob Sie sich das erst hinterher angewöhnt haben. Aber gleichviel, fürchten Sie nichts, ich werde pünktlich auf die Minute sein.“

„Dann also Schluß, meine Gnädigste.“ Damit hing Hans Erich den Hören wieder an den Apparat und verließ wenig später das Kasino. Er hatte sich nicht erst von den Kameraden verabschiedet, die

würden ihn nicht vermissen, und wenn doch, dann sah er sie ja schon heute abend wieder. Erst als er auf der Straße war, fiel es ihm ein, daß er sich wenigstens von einer der Ordonnanzen etwas hätte abbürsten lassen können. Aber daran hatte er gar nicht gedacht, er brannte vor Neugierde, zu erfahren, wer ihn antelephoniert habe und in welchen Kreisen der Gesellschaft oder Nichtgesellschaft er der Unbekannten früher begegnet wäre. Na, er würde das alles ja in wenigen Minuten erfahren, vorausgesetzt, daß die junge Dame wirklich pünktlich war.

Aber als er pünktlich mit dem Glockenschlag den verabredeten Treffpunkt in den Anlagen erreichte, war die Dame natürlich noch nicht da. Wohl aber sah er mit Schrecken, daß die im Telefongespräch erwähnte Bank von einer Dame besetzt war. Wie kam die um diese Stunde hierher und warum hatte sie sich von allen Bänken ausgerechnet diese ausgesucht, die dadurch, daß sie wirklich keine Rückenlehne hatte, besonders unbequem war? Warum saß die Dame gerade dort? Nur ein Glück, daß sie weit vornübergebeugt in die Lektüre eines Buches, das sie im Schoße hielt, versunken war und daß sie gar nicht nach ihm hinsah, daß sie auch seine Schritte nicht zu hören schien, als er nun vor dem Denkmal der

badenden Nymphe auf und ab ging. Aber aufsehen würde die Fremde natürlich doch, später, wenn die junge Dame erst da war und wenn die Stimmen erklangen. Na und bei dem Wiedersehen brauchte doch wirklich kein dritter zugegen sein. Unwillkürlich sah er nun genauer zu der Lesenden hinüber. Ihr Gesicht, das durch einen großen Strohhut beschattet war, konnte er auch jetzt noch nicht erkennen, da sie den Kopf auf die linke Hand stützte, während er halb links hinter ihr auf und ab ging. Aber doch sah er den Hut, er sah auch das Kleid, das ihm bekannt vorzukommen schien und als die Dame nun die linke Hand herunternahm, um eine Seite im Buch umzuwenden, da erkannte er in ihr mit Schrecken niemand anders als Frau von Mellenthin, die im Kasino erwähnte und wenn auch nur flüchtig besprochene hübsche Witwe. Nanu was wollte denn die hier und warum mußte gerade sie nachher Zeugin sein, wenn er die andere begrüßte?

Hoffentlich würde die gnädige Frau sich nicht nach ihm umsehen und sich nicht im stillen über ihn lustig machen, daß er als versetzter Liebhaber hier immer noch auf und ab ging. Daß er versetzt worden war, stand plötzlich bei ihm fest. Es war allerdings erst sieben Minuten nach

zwei, aber eine innere Stimme sagte ihm mit aller Gewißheit: die, die du erwartest, kommt nicht, entweder hat sie überhaupt nicht die ernste Absicht gehabt, dich zu treffen, sie hat sich nur über dich lustig machen wollen, oder sie ist im letzten Augenblick verhindert worden. Unter anderen Umständen hätte er sich über diese Erkenntnis maßlos geärgert, jetzt aber freute ihn die, da wurde er bei dem Stelldichein nicht erst ertappt, und das klügste war es schon, er machte sich gleich wieder auf den Heimweg. Aber dann hielt er es doch für seine ritterliche Pflicht, die verabredete Viertelstunde zu Ende zu warten, vielleicht, daß inzwischen auch Frau von Mellenthin des Lesens überdrüssig wurde und ebenfalls fortging, ohne ihn bemerkt zu haben.

Aber die hatte ihn schon längst bemerkt, das schon deshalb, weil keine andere als sie sich telephonisch mit ihm verabredet hatte. Sie wußte schon längst, daß er da war, und es belustigte sie, daß er Gott weiß welches hübsche, junge Mädchen erwarten mochte, während er leise hinter ihr auf und ab ging. Und doch hätte er eigentlich schon längst erraten müssen, daß es sich bei dem Wiedersehen um ihre Person handelte. Fiel es ihm denn gar nicht auf, daß sie gerade auf der Bank saß, die im Gespräch erwähnt worden war? Er

hätte sich wenigstens fragen können, ob sie vielleicht diejenige sei, welche, denn daß er ihr kein Fremder sein konnte, hätte er doch heute morgen an der Art merken müssen, in der sie seinen Gruß erwiderte. Und was er wohl sagen würde, wenn er erfuhr, wer sie war? Ob auch er sich dann des Wiedersehens freute? Das wollte sie unbedingt wissen, nicht aus irgendwelchen bestimmten Gründen heraus, sondern lediglich aus Neugierde, und weil sie hoffte, er möge ihr dasselbe treue Gedenken bewahrt haben wie sie ihm, trotzdem sie in der ganzen Zwischenzeit beide nichts voneinander hörten, bis sie dann zufällig in der Zeitung las, daß er nun als Offizier in dieselbe Stadt versetzt worden sei, in der sie noch ihr Haus besaß. Aber wenn er sich ihrer nicht mehr erinnerte? Gewiß, dann war es auch noch so, aber dann würde er es vielleicht sonderbar von ihr finden, daß sie ihn um eine Zusammenkunft bat, und schon, um das letztere zu vermeiden, durfte sie sich ihm nicht gleich zu erkennen geben, sondern sie mußte ihn nach und nach darauf bringen, wer sie sei, und je nachdem er sich dabei verhielt, konnte sie ihre Worte danach einrichten. Sie freute sich im voraus auf sein verdutztes Gesicht, das er sicher machen würde und so lächelte sie denn nun stillvergnügt

vor sich hin, während der Schalk ihr dabei aus den hübschen Augen sprach. Und ihr Schalk und ihr Übermut waren auch die Veranlassung, daß sie ihm nicht gleich entgegenging, als sie ihn kommen hörte, aber jetzt galt es aufzupassen, daß er sich nicht wieder entfernte. So warf sie schnell einen Blick auf ihre Uhr, die ihr zeigte, daß nur noch eine Minute an der verabredeten Wartezeit fehle. Da galt es nun zu handeln. Sie erhob sich von ihrem Platz, nachdem sie das Buch zugeklappt hatte und stand einen Augenblick anscheinend unschlüssig da, als wisse sie nicht, wohin sie sich wenden solle, bis sie sich absichtlich für rechts entschied, um aber gleich darauf kehrt zu machen und die Richtung einzuschlagen, in der sie mit Hans Erich zusammentreffen mußte.

Der hatte mehr als erleichtert aufgeatmet, als die schöne Frau nach rechts abbog, nun aber sah er sie mit sehr gemischten Gefühlen auf sich zukommen. Dessen, daß sie ihn, wenn auch nur im stillen, auslachen würde, weil er hier vergebens jemanden zu erwarten schien, glaubte er sicher zu sein. Und noch eins war ihm unangenehm, er wußte nicht recht, wie er sich verhalten sollte.

Mußte er Frau von Mellenthin auch jetzt grüßen, weil er es heute morgen tat, oder mußte er grußlos an ihr vorübergehen, weil er ihr noch

nicht vorgestellt war? Grüßen oder nicht grüßen war in diesem Falle die große Frage. Die Antwort war schwer, bis er sich schließlich doch im letzten Augenblick zu einem Gruß entschloß, zwar sehr höflich, aber trotzdem zurückhaltend und förmlich, und Frau von Mellenthin wollte ebenso danken, aber es gelang ihr nicht, ihr Mund und ihre Augen lachten ihn so schelmisch an, daß er sich nun wieder unwillkürlich fragte: Was hat die dich denn nur immer so anzulachen, das ist beinahe ungezogen und aufdringlich. Er nahm sich fest vor, wenn er sie erst mal persönlich kennen gelernt haben sollte, ihr gegenüber von einer Zurückhaltung und Kälte zu sein, die sie darüber nicht im unklaren lassen sollten, daß er für einen Witwenflirt oder etwas Ähnliches absolut nicht zu haben sei. Und diesen Vorsatz auszuführen, bot sich ihm sofort Gelegenheit, denn schon im Begriff an ihm vorüber zu gehen, blieb die schöne Witwe nun plötzlich wie angewurzelt vor ihm stehen und starrte ihn mit so großen Augen verwundert an, daß er ihr seltsames Benehmen gar nicht verstand, daß er gar nicht wußte, was er dazu sagen solle, bis sie sich nun plötzlich mit der Frage an ihn wandte: „Sagen Sie bitte, Herr Leutnant, darf ich meinen Augen trauen, oder täuscht mich nur eine grenzenlose Ähnlichkeit,

sind Sie der Baron Hans Erich von Griesbach, oder sind Sie es nicht?"

Nanu, dachte Hans Erich verwundert, die geht ja verdammt schnell auf das Ganze. Wie hat die denn nur so rasch nicht nur deinen Familien-, sondern auch deinen Vornamen in Erfahrung gebracht? Na, das ist ja schließlich ihre Sache, aber wenn sie glaubt, daß ich auf den alten Trick hereinfalle, da irrt sie sich sehr. Die Geschichte ist nicht neu, sie findet mich ähnlich, mir ist dann auch so, als ob ich sie ähnlich fände, das als erste Anknüpfung. Als zweite Annäherung gemeinsame Bekannte, die gar nicht leben. Als letzte Annäherung das offene Geständnis; man war gar nicht der, für den man im Anfang gehalten wurde. Die Ähnlichkeit hat getäuscht, aber nun ist es dafür zu spät, jetzt gibt es nur noch eins: Kuß, Verlobung, Schluß. Nein, darauf fiel er wirklich nicht hinein, die konnte ihn seinetwegen so ähnlich finden wie nur möglich, er würde sich hüten, mitzufinden, und deshalb meinte er nur: „Sie haben recht, meine Gnädigste, ich bin der Baron von Griesbach. Ich heiße auch mit Vornamen Hans Erich und Sie selbst, meine Gnädigste, nicht wahr, ich habe die Ehre, in Ihnen die Frau von Mellenthin zu sehen? Im Kasino bei dem Frühstück wurde von Ihnen, richtiger gesagt, von

Ihren Motten gesprochen und da —“ „Von meinen Motten?“ fiel sie ihm belustigt in das Wort, „nicht von meinen Marotten? Na, da kann ich ja froh sein, daß ich bei dem Gespräch über mich ganz leidlich fortgekommen zu sein scheine. Meine Motten kann man mir ja nicht zum Vorwurf machen und wenn es deshalb auch schließlich gleichgültig ist, wer diese Bemerkung machte, es würde mich doch interessieren zu erfahren, wer es tat.“

„Ich glaube keine Indiskretion zu begehen, gnädige Frau, wenn ich Ihnen sage, daß Herr von Wellhaus derjenige war, welcher. Er meinte, Sie wären sicher nur gekommen, um in Ihrem Hause wieder einmal nach dem Rechten zu sehen, bevor Sie erneut auf Reise gingen.“

„Da hat er bis zu einem gewissen Grade auch recht gehabt,“ stimmte sie ihm bei. „Herr von Wellhaus scheint mich immer noch gut zu kennen. Na, das ist ja auch weiter kein Wunder, er hat früher viel bei uns verkehrt, aber ich bin begierig, ob er sonst wirklich weiter nichts über mich äußerte.“

Das klang völlig harmlos und unbefangen und doch war diese Frage, zu der sich eine unerwartete Gelegenheit bot, absichtlich gestellt. Frau von Mellenthin war mehr als gespannt, in welcher

Art Wellhaus sich darüber äußerte, als er von ihrer Anwesenheit in der Stadt erfuhr. Hatte er sich darüber gefreut oder wünschte er sie sobald als möglich wieder in die Eisenbahn hinein? Vielleicht, daß sie sich durch die Antwort, die sie nun erwarten durfte, schlüssig werden konnte, ob sie das günstige Angebot, das man ihr gemacht und das sie hierher geführt hatte, annahm und ihre Villa verkaufte. Bis morgen mittag hatte sie sich Bedenkzeit ausgebeten, weil es ihr im letzten Augenblick nun doch schwer wurde, sich von dem Hause zu trennen, das auch schon deshalb, weil sie bei ihrem Reiseleben wenigstens eine Stätte besitzen wollte, in der sie wirklich ein Heim hatte. Sie war sich gar nicht schlüssig, was sie tun sollte, aber das wurde sie auch jetzt nicht, als Hans Erich nach kurzem Besinnen äußerte: „Ich kann mich wirklich nicht darauf besinnen, gnädige Frau, ob Herr von Wellhaus sonst noch irgendeine Äußerung über Sie fallen ließ. Ich weiß nur, daß die Kameraden gespannt waren, wie — doch halt,“ unterbrach er sich schnell, „das weitere auszusprechen wäre indiskret, da müßten Sie Wellhaus schon selber fragen.“

Das aber hatte sie nach ihrer Überzeugung nicht mehr nötig, denn sie ergänzte sich seine Worte schon richtig, die Kameraden hatten ihn

gefragt, wie er über ihre Ankunft dächte und er hatte sich darüber in Schweigen gehüllt. Nun kam es für sie darauf an, wie sie selbst sich sein Schweigen deuten sollte. Doch darüber nachzudenken, war jetzt nicht die Zeit, deshalb hatte sie Hans Erich doch nicht angesprochen, und fast bedauerte sie es, überhaupt nach Wellhaus gefragt zu haben. Je schneller sie das Thema verließ, um so besser war es, und deshalb meinte sie nun ganz plötzlich und unvermittelt, ihn übermütig ansehend: „Wissen Sie wohl, Herr Baron, denn heute muß ich Sie ja so nennen, daß wir alte, sogar ganz alte Bekannte sind?“

„Erlauben Sie mal, gnädige Frau,“ verteidigte Hans Erich sich, „so alt sind wir denn doch beide noch nicht. Ich wenigstens zähle meine Jahre noch zu den besten und auch Sie, gnädige Frau, scheinen mir von dem Alter oder auch nur von dem Mittelalter weit entfernt zu sein. Aber davon ganz abgesehen, glaube ich, daß Sie sich irren, gnädige Frau, wenigstens hörte ich Ihren Namen heute zu erstenmal.“

„Das ist schon möglich,“ pflichtete sie ihm bei, „aber trotzdem — doch ehe ich mich Ihnen zu erkennen gebe, hätte ich eine Bitte. Die Sonne blendet hier sehr, wollen wir uns nicht lieber dort drüben auf die Bank setzen? Ich habe es vorhin

ausprobiert, es ist dort schattig."

„Wie Sie befehlen, gnädige Frau," gab er zur Antwort, „das heißt," setzte er rasch hinzu, „ich will natürlich nicht unhöflich sein, aber offen gestanden, meine Zeit ist knapp bemessen. Nicht gerade, als ob ich heute Dienst hätte," entschuldigte er sich, als er sie jetzt ansah und dabei den lachenden Ausdruck in ihren Augen bemerkte, der ihm zu verstehen gab, daß sie ihn durchschaute und seine Absicht erkannte, ihr gleich von Anfang an deutlich zu verstehen zu geben, daß ihm an der Erneuerung dieser früheren Bekanntschaft blitzwenig gelegen war. Das machte ihn verlegen und verwirrt und deshalb meinte er nach einer kleinen Pause: „Wenn ich eben sagte, meine Zeit sei nur knapp bemessen, gnädige Frau, so ist das natürlich nicht wörtlich zu verstehen. Ich wollte damit nur andeuten, daß ich mich danach sehne, meinen äußeren Menschen wieder in Ordnung zu bringen. Fast schäme ich mich, einer so schönen und eleganten Frau in diesem schmutzigen bestaubten Dienstanzug gegenüberzustehen."

„Aber ich denke, der Staub und der Schmutz ehrt den Krieger?" neckte sie ihn, „und wenn das alles ist, was Sie nach Hause treibt, dann haben Sie noch viel Zeit, wenigstens brauchen Sie sich

meinetwegen wegen Ihres Anzuges nicht zu entschuldigen, wir sind uns doch keine Fremden."

„Das betonen Sie nun schon zum zweitenmal in äußerst liebenswürdiger Weise, gnädige Frau," warf er ein. „Ich selbst will zwar offen und ehrlich zugeben, daß ich nicht das allergeringste Namensgedächtnis habe, aber trotzdem betonen, daß ich den Namen von Mellenthin noch niemals hörte."

„Das glaube ich Ihnen gern, Herr Baron," stimmte sie ihm bei, „aber es gab doch in meinem Leben auch eine Zeit, in der ich noch nicht verheiratet war."

„Das haben wohl die meisten verheirateten Damen so an sich," warf er ganz ernsthaft ein.

„Nur die meisten? Ich glaube sogar alle," lachte sie fröhlich auf, „ich will Ihnen auch eins verraten, nach der Heirat führen die verheirateten Damen sogar einen anderen Namen als vor der Hochzeit. Und ich hieß damals nicht Frau Ellen von Mellenthin, sondern ganz einfach Ellen Richter, und nun erinnern Sie sich bitte mal."

„Ellen Richter?" wiederholte er ganz mechanisch. „Offen gestanden, höre ich auch den Namen zum erstenmal, wenigstens im Zusammenhang mit Ihnen. Richter — Richter? Keine

Ahnung! Das heißt, was ein Richter ist, weiß ich natürlich und daß es Menschen dieses Namens gibt, selbstverständlich auch, aber trotzdem, und nun auch noch Ellen, ja, wenn Sie wenigstens Hella hießen, gnädige Frau."

„Was wäre dann?“ erkundigte sie sich belustigt.

„Dann wäre es auch noch so,“ meinte er immer noch nachdenkend, „aber dann hätte ich wenigstens die Hoffnung, Ihnen vielleicht dereinst zuzurufen zu können: Hella, Hella, Hella, allmählich wird es heller! Aber Ellen und heller reimt sich noch weniger, als Hella und heller.“

„Auf den Reim kommt es schließlich doch auch nicht an, sondern lediglich, daß Sie sich meiner noch erinnern,“ rief sie ihm zu, und anscheinend ein klein wenig schmollend und verletzt fuhr sie fort: „Aber, Herr Baron, wie ist es nur möglich, daß Sie sich gar nicht mehr auf mich besinnen, Sie haben mich doch so oft geküßt.“

Es hätte nicht viel gefehlt und Hans Erich wäre von der Bank ohne Lehne in einem großen Bogen hintenüber gefallen, aber im letzten Augenblick warf er den Körper wieder nach vorn, um gleich darauf sofort in die Höhe zu springen und um ihr zuzurufen: „Gnädige Frau, ich wandere aus, diese Gegend ist mir hier zu unsicher, ich

muß mich auf eine Bank setzen, die wenigstens zwei Lehnen hat, eine oben, eine weiter unten. Sehen Sie, gnädige Frau, dort drüben steht so eine, die hat man anscheinend nur für mich gebaut. Darf ich Sie bitten, mit mir dorthin überzusiedeln, vorausgesetzt, daß mich meine schlotternden Gebeine noch so weit tragen, denn der Schrecken, Sie, gnädige Frau, früher geküßt zu haben, ist mir nicht schlecht in die Glieder gefahren. Nicht etwa, als ob ich mir einen so guten Geschmack nicht zugetraut hätte, aber bitte, kommen Sie, gnädige Frau, von allen anderen Dingen abgesehen, ist es mir auf dieser Bank auch zu schattig, vielleicht, daß mir dort drüben in der Sonne ein Licht aufgeht."

Ohne ihre Antwort abzuwarten, wanderte er aus und Frau von Mellenthin folgte ihm lachend, schon weil ihr ja auch nichts anderes übrig blieb, wenn sie sich ihm zu erkennen geben wollte. Wenig später hatten sie auf der anderen Bank Platz genommen und Hans Erich warf sich zunächst mit einem starken Ruck gegen die beiden Lehnen, um ganz glücklich festzustellen: „Die Lehnen halten, gnädige Frau, die halten sogar die größten Überraschungen aus und sicher auch die größten Enttäuschungen. Und eine solche muß ich Ihnen bereiten, gnädige Frau, vorausge-

setzt, daß es eine für Sie ist. Sie irren sich mit Ihrer Annahme, ich habe Sie nie geküßt, ich habe sogar niemals den Wunsch gehabt, Ihnen einen Kuß geben zu dürfen."

„Wissen Sie das wirklich so genau?“ neckte sie ihn.

„Ich kann es Ihnen sogar beweisen, gnädige Frau, allerdings müßte ich Ihnen da im Vertrauen auf Ihre strengste Verschwiegenheit ein Geständnis machen, das mir nicht ganz leicht wird, weil ich befürchten muß, daß Sie mich auslachen, aber ich sehe keine andere Möglichkeit, um Ihnen klar zu machen, daß bei dieser Kußerinnerung Ihrerseits eine Personalverwechslung vorliegt. Vielleicht meinen Sie meinen Vetter Carl Otto, oder meinen anderen Vetter Hugo. Dann habe ich auch noch ein paar Neffen, aber die Bengels sind allerdings noch zu jung, die kämen nicht in Frage. Aber wie ist es mit dem Carl Otto, gnädige Frau? Oder mit dem Vetter Hugo?“

„Auch die kommen beide nicht in Frage, Herr Baron, und im Gegensatz zu Ihnen kann ich mich auf mein Namensgedächtnis verlassen.“

„Und ich mich auf mein Kußbuch,“ verteidigte er sich sehr energisch.

„Worauf? Auf Ihr Kußbuch? Was ist denn

das?" erkundigte sich Frau von Mellenthin mehr als verwundert. „Von einem solchen habe ich noch nie etwas gehört.“

„Das ist ja mein Geheimnis, das ich Ihnen gleichsam zu meiner Ehrenrettung anvertrauen muß," gab er zur Antwort, „aber nicht wahr, gnädige Frau," bat er gleich darauf mit flehender Stimme, „ich kann mich darauf verlassen, daß Sie gegen keinen Menschen etwas von diesem Buch erwähnen, gegen keinen Menschen auf der ganzen Welt, ich wäre sonst bis auf die Knochen der Unsterblichkeit blamiert und lächerlich gemacht, denn die meisten Menschen sind ja so wahnsinnig dumm und deuten und mißverstehen absichtlich alles falsch.“

„Mit den letzten Worten haben Sie vielleicht nicht ganz unrecht," stimmte sie ihm bei, „aber im übrigen bitte ich Sie, meiner strengsten Verschwiegenheit versichert sein zu wollen. Was Sie mir anvertrauen, bleibt unter uns, so bestimmt wie — na, wie denn nur?" unterbrach sie sich, bis sie ihm nun zurief: „Halt, ich hab's, so bestimmt, wie wir beide uns früher doch geküßt haben!"

Wieder fiel Hans Erich auf seiner Bank hintenüber, dann aber richtete er sich erneut auf, um sie zu fragen: „Ihre Worte sollen doch

nicht etwa bedeuten, gnädige Frau, daß auch Sie mich sogar küßten?"

„Und ob!“ meinte sie übermütig und sich ein klein wenig beleidigt stellend, fragte sie nun ihrerseits: „Aber was ist Ihnen denn nur, Herr Baron? Finden Sie mich so scheußlich häßlich und so wenig verführerisch, daß Sie bei dem Gedanken daran, daß auch ich Sie früher küßte, unbedingt ein so entsetztes Gesicht machen müssen?“

Hans Erich beeilte sich, sich zu verteidigen: „Gnädige Frau, um Sie handelt es sich in diesem Augenblick für mich gar nicht, wenn ich mich so ausdrücken darf,“ und um sie wieder zu versöhnen, setzte er schnell hinzu: „Daß Sie schön sind, gnädige Frau, brauche ich Ihnen doch ganz gewiß nicht erst zu sagen, das sagen Ihnen Ihre Spiegel und die Männer sicherlich jeden Tag. Aber selbst wenn Sie noch tausendmal schöner wären, als die schaumgeborene Aphrodite, oder wie die Jungfrau sonst hieß, selbst wenn die im Vergleich mit Ihnen die lebendig gewordene Häßlichkeit wäre, wir beide dürfen einander ganz einfach nicht geküßt haben, denn sonst verlöre ich jeden Glauben an mein Kußbuch, auf dessen Richtigkeit und dessen Vollständigkeit ich bis zu diesem Augenblick geschworen habe, wie ein Kaufmann auf seine Geschäftsbücher.“

„Das hört sich ja beinahe so an, als hätten auch Sie bisher das Küssen als Geschäft betrieben,“ neckte sie ihn abermals.

„Da sei Gott vor,“ rief er ihr ganz ernsthaft zu, „das Küssen ist für mich die heiligste und poetischste Beschäftigung, die es auf der ganzen Welt gibt und darum habe ich die Erinnerung an die schönsten Augenblicke meines Daseins in meinem Gedächtnis festzuhalten versucht. Und um das auch wirklich zu tun, habe ich mir das Kußbuch angelegt. Ich wiederhole, gnädige Frau, von dem hat bisher kein Mensch etwas gewußt und wie ich dazu komme, gerade Ihnen mein Geheimnis anzuvertrauen, das weiß ich selbst nicht. Aber ist es Ihre Schönheit, ist es Ihr Wesen, der Klang Ihrer Stimme, oder sonst etwas, über das ich mir noch nicht klar bin, ich habe so die Empfindung, als müßte ich Ihnen gegenüber offen und wahr sein.“

„Dann seien Sie es bitte auch,“ ermunterte Frau von Mellenthin ihn, die seine Worte um so mehr belustigten, als sie es deutlich hörte, daß ihm die fast wider Willen über seine Lippen kamen.

„Also schön, gnädige Frau, dann hören Sie,“ meinte er nach nochmaligem kurzen Besinnen, „und seien Sie bitte nachher von meinem

Geständnis nicht zu sehr enttäuscht, denn dieses Kußbuch ist in der Hauptsache weiter nichts, als ein in rotes Leder gebundenes Schreibheft, in das ich seit dem Tage, an dem ich mit Bewußtsein küsse, auf der einen Seite mit gewissenhafter Angabe des Ortes und des Datums die Namen aller derjenigen jungen Mädchen eintrage, die ich habe küssen dürfe und auf der anderen Seite —

„Die Namen derjenigen, von denen Sie wiedergeküßt wurden,“ fiel sie ihm in das Wort.

„Nein, doch nicht, gnädige Frau,“ widersprach er, „denn das Küssen und Geküßtwerden ist wohl fast immer ein und dasselbe und deshalb stehen auf der anderen Seite auch andere Namen — leider. Da stehen diejenigen jungen Mädchen verzeichnet, die ich gern geküßt hätte und bei denen sich die Küsserei aus irgendeinem Grunde nicht hat machen lassen.“

„Und welche Liste ist die größere?“ fragte sie lachend, „die der Geküßten oder die der Ungeküßten?“

„Darauf möchte ich die Antwort schuldig bleiben, gnädige Frau, einmal der jungen Damen wegen, denn ich darf nicht mit meinen Erfolgen prahlen, aber auch meiner wegen, denn ich darf um meiner selbst willen meinen Lippen kein allzu schlechtes Zeugnis ausstellen. Aber welche Liste

die größere ist, das ist wenigstens für den Augenblick ja auch gleichgültig, es handelt sich jetzt ja auch nur darum, gnädige Frau, daß Ihr Name in dem Buch nicht vorkommt. Ich blättere oft in den Seiten und lass Erinnerungen an mir vorüberziehen, ich lese so oft in dem Buch, daß ich alles, was dort steht, auswendig weiß, aber der Name Ellen Richter ist dort nicht enthalten, womit der Beweis erbracht ist, daß ich Sie nie küßte, daß ich auch nie den Wunsch hatte, Sie zu küssen. Es muß also unbedingt, wie ich schon erwähnte, eine Personenverwechslung Ihrerseits vorliegen."

Wieder trat, ohne daß er es bemerkte, ein leises Lächeln in ihre Augen, dann meine sie anscheinend ganz ernsthaft: „Wenn dem so ist, wie Sie sagen, Herr Baron, müßte ich wohl eigentlich einen Irrtum meinerseits zugeben, aber noch tue ich es nicht, denn Sie sagten ja eben selbst, Sie führten das Buch erst seit dem Tage, von dem an Sie mit Bewußtsein küssen. Darf ich wissen, wann bei Ihnen diese Zeitrechnung begonnen hat?“

„An dem Tage meiner Konfirmation,“ gab er so ernsthaft zur Antwort, daß sie fast wider ihren Willen fröhlich auflachte, bis sie nun fragte: „Ausgerechnet seit dem Tage Ihrer Kon-

firmation? Nun fehlt nur noch, daß eine Ihrer Tanten oder eine sonstige Verwandte Ihnen das in rotes Leder gebundene Schreibheft zur Einsegnung schenkte, damit Sie in das wichtige Ereignisse Ihres späteren Lebens eintragen sollten."

„Das ist auch tatsächlich der Fall," meinte er nun auch seinerseits vergnügt, „und Sie sollten nur einmal sehen, gnädige Frau, wie glücklich meine Tante Cäcilie ist, wenn ich ihr auf Befragen der Wahrheit gemäß zugebe, daß ich das Buch immer noch in Gebrauch habe. Die alte Tante ist dann immer ganz gerührt und nennt mich ihren lieben braven Jungen."

„Das täte ich an Stelle der Tante vielleicht auch, Herr Baron, aber davon ganz abgesehen, will ich Ihnen von Herzen wünschen, daß Sie noch viele Erfolge zu verzeichnen haben, dann aber täte ich an Ihrer Stelle auch noch etwas anderes. Ich würde das Verzeichnis ergänzen, mich würde auch die Namen der kleinen Mädchen aufzählen, die Sie unbewußt, wie sie das vielleicht nennen, vor Ihrer Einsegnung küßten, und ich würde da bis auf die Allererste zurückgehen."

„Aber eine Allererste gibt es doch gar nicht, gnädige Frau," widersprach er, „vor der Allerersten war doch schon eine Allerallererste da

und das allerallererst sich so weiter bis an unseren Lebensanfang.“

„Sie scheinen mir ja ein netter Küsserich gewesen zu sein,“ schalt sie ihn, „aber trotzdem, Herr Baron, bei einer müssen Sie doch mit dem Küssen angefangen haben.“

„Habe ich natürlich auch, gnädige Frau,“ stimmte er ihr bei, „und was das Sonderbarste an der Sache ist, soweit das alles auch schon zurückliegt, ich kann mich auf die Allererste noch sehr deutlich besinnen.“

Na also, endlich, dachte Frau von Mellenthin, nun habe ich dich da, wo ich dich haben wollte, nun werde ich ja auch bald das Weitere von dir hören. Und da er nicht gleich weitersprach, fragte sie ihn nun: „Und können Sie sich auch auf den Namen der Allerersten besinnen? Wenn nicht, dann wäre es eigentlich schade, denn der gehörte doch in Ihrem Buch der Ehrenplatz.“

„Ja, sicherlich, gnädige Frau,“ pflichtete er ihr bei, „aber wie das kleine Mädchen heißt, weiß ich natürlich nicht mehr, der Name ist meinem Gedächtnis längst entfallen. Aus mir unbekanntem Gründen habe ich es später auch stets vermieden, mich bei meinen Verwandten, ja selbst bei meinen Eltern, als diese noch lebten, danach zu erkundigen, schon weil meine Eltern in späte-

ren Jahren mit den Eltern meiner ersten kleinen Freundin nicht mehr dieselben Beziehungen unterhielten wie früher. Vielleicht lag das an der örtlichen Trennung, vielleicht an anderen Dingen. Aber gleichviel, die Allererste, die ich küßte, war ein süßes kleines Geschöpf von sieben oder acht Jahren. Wir wohnten zusammen in demselben Hause, und ich sehe das kleine Mädchen noch ganz deutlich vor mir mit lachenden, übermütigen Augen, mit den langen Locken, die ihr auf die Schultern herabfielen und mit ihren dünnen, schlanken Gliedern. So deutlich sehe ich sie vor mir, daß ich sie zeichnen könnte, aber wie sie hieß — keine Ahnung."

„Also da haben Sie die kleine Ellen Richter doch nicht vergessen,“ rief ihm Frau von Mellenthin nun so warm und glücklich zu, daß er sie schon deshalb ganz verwundert ansah, bis er sie gleich darauf fragte: „Wie kommen Sie denn nur auf den Namen Ellen Richter, gnädige Frau? Ob die so in Wirklichkeit hieß, weiß ich ganz bestimmt nicht und wenn ich es nicht weiß, wie sollten Sie es da wohl wissen?“

„Und wenn ich es nun doch wüßte?“ triumpierte sie. „Selbst wenn Ihr Namensgedächtnis noch so schlecht ist, Herr Baron, daß ich Ihnen vorhin als meinen Mädchennamen Ellen Richter

nannte, werden Sie wohl trotzdem nicht vergessen haben. Und im Zusammenhang damit will ich Ihnen nun verraten, daß ich dieselbe Ellen Richter bin, mit der Sie einen Teil Ihrer Kindheit zusammen verlebten. Ja, ja, sehen Sie mich nur ruhig erstaunt an, es ist trotzdem so wie ich sage, ich kann in Ihnen tausend Erinnerungen aus der Kindheit wachrufen und nun werden Sie es wohl auch nicht mehr bestreiten, daß wir uns oft küßten, ich Sie, Hans Erich, und Sie mich, die kleine Ellen."

Aber vorläufig bestritt er gar nichts, schon weil er nicht imstande war, überhaupt etwas zu sagen. Mit großen, starren Augen saß er regungslos da und wandte keinen Blick von ihr ab, bis er nun plötzlich in die Höhe sprang, das aber nur, um sich gleich darauf wieder an ihrer Seite niederzulassen, um stürmisch ihre Hände zu ergreifen, während er ihr zugleich zurief: „Du — Sie — er — sie — es — Sie, gnädige Frau, sind die kleine Ellen, mit der ich gemeinsam an dem Stück Blockzucker und an der Stange Lakritzen herum-lutschte, mit der ich mir zusammen in unserem Garten an dem unreifen Obst den Magen ver-darb? Sie sind die kleine Ellen, die ich dutzende Male auf meinem Rücken habe Huckepack reiten lassen, für die ich mich manches Mal habe ver-

prügeln lassen, weil ich als Kavalier alle Schuld auf mich nahm, wenn wir beide zusammen unartig gewesen waren? Sie sind die kleine Ellen?"

„Ja, das alles auf Ehr', die bin ich und noch viel mehr,“ fiel sie ihm fröhlich in das Wort. „Aber wenn Sie alle Erinnerungen gleich heute wachrufen wollen, Herr Baron, müßten wir hier wenigstens bis übermorgen mittag sitzen, und Sie wissen doch, Ihre Zeit ist knapp bemessen.“

Ganz überrascht sah er sie an: „Wieso knapp bemessen? Ach so, nun fällt es mir wieder ein, aber das war vorhin doch nur eine Ausrede, nein, das natürlich nicht,“ verbesserte er sich schnell, „ich meine, so was sagt man so, nur um schließlich was zu sagen. Das Vorhin, gnädige Frau, war doch vorhin, nun aber habe ich für Sie Zeit, solange Sie mich nur in Ihrer Nähe dulden. Und eins müssen Sie mir schon heute versprechen, gnädige Frau, wenn Sie morgen oder übermorgen fortreisen, Sie müssen bald wiederkommen, und zwar nicht nur für einen Tag. Denken Sie sich nur, was wir uns nicht alles zu erzählen haben!“ Und sie nun ansehend, meinte er: „Und wie groß Sie inzwischen geworden sind, gnädige Frau. Gott, wenn ich daran denke, wie ich Sie das letzte Mal sah, da trugen Sie noch ganz kurze Kleider und jetzt sind Ihre Röcke so lang —“

„Und Ihre Beinkleider sind inzwischen auch nicht kürzer geworden,“ meinte sie fröhlich, „denn wenn Sie glauben, Herr Baron, daß Sie inzwischen kleiner geworden wären, irren Sie sich sehr.“

„Nicht wahr,“ rief er ihr zu, „es wächst der Mensch, frei nach Schiller, mit seinen höheren Zwecken. Aber sagen Sie mal, gnädige Frau,“ unterbrach er sich, „ist es nicht eigentlich etwas sehr anormal, daß zwei so alte Jugendfreunde, wie wir es sind, sich nun plötzlich so steif und förmlich ‚Sie‘ nennen?“

„Das finde ich nun eigentlich nicht,“ widersprach sie, „im Gegenteil, ich halte das für richtiger, schon für den Fall, daß ich über kurz oder lang einmal wieder hierher kommen sollte. Was brauchen die anderen Leute etwas davon zu wissen, daß wir uns von früher her kennen. Die würden dann soviel fragen, daß dadurch der ganze Reiz der harmlosen Jugenderinnerung verloren ginge.“

„Da haben Sie leider nur zu sehr recht,“ stimmte er ihr bei, „lassen wir es also bei dem ‚Sie‘, aber nun, da wir noch allein sind, bitte ich um Erlaubnis, Ihnen wenigstens einmal sagen zu dürfen: kleine Ellen, ich freue mich diebisch, daß ich dich wiedergefunden habe.“

„Und ich freue mich darüber, kleiner Hans Erich, daß du dich so darüber freust,“ gab sie warm und herzlich zurück, bis sie gleich darauf fragte: „Wissen Sie wohl, Herr Baron, daß ich es mir lange überlegt habe, ob ich Sie heute morgen antelephonieren sollte oder nicht.“

„Sie also, gnädige Frau, waren die Dame am Telephon?“ fragte er verwundert, „und ich dachte, nein, das tat ich eigentlich nicht, aber was müssen Sie nur gedacht haben, als ich die Befürchtung aussprach, Sie könnten mich anpumpen wollen? Na, da haben Sie mich ja schön ausgelacht, nun aber lache ich mit Ihnen, schon vor Freude, daß wir hier zusammensitzen.“

Und seine Freude, die er im weiteren Verlaufe des Beisammenseins deutlich zur Schau trug, war so groß und ehrlich, daß sie davon ganz gerührt wurde, denn daß er sich so freuen würde, hatte sie weder erwartet noch zu hoffen gewagt. Nun aber, da er es tat, nahm sie das außerordentlich für ihn ein und auch sonst ließ sie ihre Augen mit Wohlgefallen auf ihm ruhen. Er war in den langen Jahren ein wirklich sehr gut aussehender Mensch geworden und auch seine frische, natürliche Art gefiel ihr sehr. Ein paarmal war sie drauf und dran, ihm das zu sagen, aber sie schwieg doch. Sie waren nun beide keine

Kinder mehr und er hätte ihre Worte falsch deuten können. Das wollte und mußte sie unter allen Umständen vermeiden, so plauderten sie denn in harmloser, fröhlicher Weise darauflos, sie tauschten Erinnerungen, sie sprachen von den Eltern, von diesem und jenem, sie kamen von dem Hundertsten ins Tausendste, bis er plötzlich, nach ihrer Ansicht ohne jede Veranlassung, so hell und laut auflachte, daß sie ihm mehr als verwundert zurief: „Aber, Herr Baron, was haben Sie denn nur?“

„Das will ich Ihnen offen gestehen, gnädige Frau, haben tue ich nichts mehr, aber ich habe was gehabt. Wenigstens heute morgen, als ich Sie auf der Straße sah und auch hinterher, als im Kasino von Ihnen gesprochen wurde.“

„Und das war?“ erkundigte sie sich mehr als neugierig.

„Es war Angst vor Ihnen, gnädige Frau.“

„Angst vor mir?“ fragte sie völlig verständnislos.

„Jawohl, vor dir, kleine Ellen, ich wollte natürlich sagen vor Ihnen, liebe, große gnädige Frau, und ich will Ihnen auch erklären, weshalb. Weil ich im stillen für eine kurze Sekunde befürchtete, Sie könnten vielleicht meine Kana-

rienvogelwitwe sein."

Sie sah ihn an, als habe er plötzlich den Verstand verloren: „Was sollte ich sein?“ fragte sie gedehnt. „Die Witwe Ihres Kanarienvogels?“

„Das ist natürlich Unsinn, gnädige Frau,“ klärte er sie rasch auf. „Mein Kanarienvogel hat gar keine Witwe, schon deshalb, weil ich gar keinen Vogel besitze, wenigstens keinen gelben, der zu singen und zu trillern vermag. Ich habe höchstens einen im Kopfe, aber das hoffe ich natürlich auch nicht. Nein, ich meine mit meiner Kanarienvogelwitwe etwas ganz anderes,“ und lachend erzählte er ihr, was ihm vor vielen Jahren auf einem Jahrmarkt prophezeit worden war.

Hans Erich lachte jetzt zum erstenmal bei der Erinnerung an diese Mahnung, und Frau von Mellenthin lachte herzlich mit, bis ihr Lachen allmählich mehr und mehr verstummt und bis sie auch gar nicht mehr so recht begriff, was es da für Hans Erich zum Lachen gab. Ja, wenn sie ganz ehrlich gegen sich sein wollte, mußte sie sich sogar eingestehen, daß seine Heiterkeit sie ein klein wenig verletzte und kränkte. Natürlich dachte sie nicht für eine Sekunde daran, ihm jemals gefährlich werden zu wollen und ihm die Witwe zu werden, vor der man ihn warnte, aber

trotzdem verstimmte es sie, wenn sicher auch nur vorübergehend, daß er ihr so offen zu verstehen gab, wie froh er sei, daß die Angst vor ihr sich bei ihm nun als unbegründet erwiesen habe. Warum fürchtete er sich nicht mehr vor ihr? Fand er sie nicht hübsch und begehrenswert, sah er heute in ihr wirklich nichts anderes, als nur die kleine Ellen aus der Kinderzeit? Das letztere nahm sie ihm beinahe übel, und immer mehr regte sich plötzlich in ihr der Wunsch, ihn allmählich dahin zu bringen, daß er, wenn auch nur für kurze Zeit, etwas anders in ihr erblickte. Der Gedanke, daß ihr einstiger Spielgefährte nun ihr Kurmacher werden könne, fing an, sie zu belustigen, und impulsiv wie sie war, überlegte sie sich jetzt, ob sie nicht schon deshalb den Verkauf ihres Hauses ablehnen und wieder hierher übersiedeln solle. Hatte sich jetzt ein Käufer gefunden, fand sich später auch wohl einer, und wenn nicht, war es auch noch so, sie war reich genug, um alles in Ruhe abwarten zu können. Frau von Mellenthin war mit dem, was ihr da durch den Kopf schoß, derartig beschäftigt, daß sie es gar nicht bemerkte, wie Hans Erich schweigend neben ihr saß, auch der hatte soviel zu denken, daß es ihm gar nicht auffiel, wie die einstige kleine Ellen an seiner Seite schwieg, bis er nun endlich sagte:

„Gnädige Frau, ich habe es mir eben überlegt, aber ich müßte lügen, wenn ich behaupten wollte, daß ich dem wahren Grund dessen, was ich dachte, auf die Spur gekommen wäre. Nur soviel ist mir inzwischen klar geworden, was der Zufall nach langen Jahren wieder zusammengeführt hat, dürfen Sie als Mensch nicht wieder trennen. Und schon meinetwegen dürfen Sie die Stadt nicht wieder für immer verlassen. Sie müssen Ihre Reisezelte hinter sich abrechnen und sich hier häuslich niederlassen. Was mich zu dieser Bitte veranlaßt, könnte ich Ihnen bei dem besten Willen nicht erklären, aber es wird mir mit der Zeit schon einfallen, und dann will ich es Ihnen natürlich nicht länger vorenthalten, wenn Sie es zu wissen begehren. Vielleicht verlange ich mit meiner Bitte von Ihnen ein großes Opfer, aber trotzdem oder gerade deshalb, glauben Sie, daß Sie es mir bringen könnten?“

Mit immer größer werdendem Erstaunen hatte Frau Ellen ihm zugehört. Sollten ihre geheimsten Gedanken so schnell in Erfüllung gehen? Sollte er, wenn auch vorläufig noch unbewußt, heute schon so etwas wie Zuneigung für sie empfinden? Bat er sie, hier zu bleiben, um sich darüber klar zu werden, ob er sich in sie werde verlieben können, und wenn er das wirklich tat,

würde sie imstande sein, seine Liebe jemals ernsthaft zu erwidern? Zum erstenmal dachte sie nun wieder an Leutnant Wellhaus, aber nur so flüchtig, daß er schon wieder aus ihrem Gedächtnis entschwunden war, als er dort kaum auftauchte. Heimlich und verstohlen blickte sie Hans Erich an, aber nein, in dessen Mienen war nicht die Spur von Liebe und Leidenschaft für sie zu lesen. Vornüber gebeugt saß er mit einem Gesicht da, dem sie deutlich anmerkte, daß er auch jetzt noch darüber nachdachte, weshalb ihm wohl soviel daran gelegen war, daß sie hier blieb. Und das reizte ihre Neugierde, so daß sie sich entschloß, seine Bitte zu erfüllen, ohne ihm das allerdings gleich einzugestehen, als er nun nochmals darauf zurückkam. Sie begnügte sich damit, ihm zu erklären, daß sie sich seinen Wunsch überlegen und sich erst klar machen müsse, ob der auch mit ihren Interessen zu vereinbaren sei.

Dann saßen sie noch eine ganze Weile in lebhaftem Gespräch, abermals gemeinsame Erinnerungen austauschend, und als sie sich dann endlich trennten, da war er es, der zum Aufbruch mahnte, weil er seine Ungeduld nicht länger beherrschen konnte, den Namen Ellen Richter in sein Kußbuch einzutragen und ihr dort endlich, endlich den Ehrenplatz einzuräumen, der ihr

schon längst gebührte.

*

*

*

Es war ungefähr vierzehn Tage später, als es für die Garnison oder wenigstens für die Kreise, die sich dafür interessierten, eine große Neuigkeit gab: Frau von Mellenthin hatte jeden Gedanken, ihr Haus zu verkaufen, aufzugeben und wollte es selbst wieder bewohnen. Das ging für alle aus dem großen Zeitungsinsert hervor, in dem die schöne Witwe zum möglichst sofortigen Antritt ein gewandtes Stubenmädchen und eine perfekte Köchin bei jedem, selbst dem höchsten Lohn, suchte. Die Rückkehr der gnädigen Frau bildete das ausschließliche Gesprächsthema, schon weil man sich darüber stritt, ob sie es wohl wirklich lange hier aushalten würde, und wenn sie es täte, ob sie im nächsten Winter ebenso wie in früheren Jahren, als ihr Mann noch lebte, ein großes Haus machen oder sich mehr oder weniger von der Gesellschaft zurückziehen wolle. Das und manches andere, was man zu wissen beehrte, konnte einem erst die Zukunft sagen. Eins aber wußten schon alle heute, daß sie es vollständig begriffen, wenn Frau von Mellenthin ihr Reiseleben endlich satt hatte.

Nur einer dachte über diesen Punkt anders, das war Rolf von Wellhaus, und wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte die schöne Witwe die Reise ruhig noch länger ausdehnen können. Gewiß, es war ihm im Kasino gelungen, die Kameraden darüber im Unklaren zu lassen, ob ihn der vorübergehende Aufenthalt der gnädigen Frau hier in der Stadt kalt ließ oder nicht. Die Kameraden hatte er derartig zu täuschen vermocht, daß selbst die abgeschlossene Wette unentschieden geblieben war. Aber als er vernahm, daß Frau Ellen nun wieder dauernd hierbleiben wolle, da hatte er sich in der Turnhalle an das Reck gehängt und alles, was ihn beschäftigte, durch einen endlos langen Riesenschwung von sich abzuschütteln versucht, aber das war ihm nur teilweise gelungen. Es störte ihn, daß die gnädige Frau wiederkam, mehr als das, es war ihm peinlich und unangenehm, und doch gestand er sich auch heute, als er in seinem Wohnzimmer auf der Chaiselongue lag und über die Vergangenheit nachdachte, wieder ein, daß zu alledem eigentlich gar kein Grund vorlag. Was war denn zwischen Frau Ellen und ihm vorgefallen? Nichts, absolut nichts. Als ihr Mann, der wesentlich älter war, als sie, sich hier vor ein paar Jahren ankaufte, lediglich weil ihm auf der Durchreise die Stadt so

gut gefiel, da hatte er, Rolf von Wellhaus, viel in dem gastlichen Hause verkehrt, er noch mehr als die Kameraden, weil er, ohne selbst ein ausübender Musiker zu sein, die Musik leidenschaftlich liebte und Frau Ellen stundenlang zuhören konnte, wenn sie am Flügel saß. Und Frau Ellen hatte ihm das, wie er wußte, gedankt, das schon deshalb, weil sie ihm deutlich anmerkte, daß sein Interesse in erster Linie wirklich nur ihrem Spiel und wenn überhaupt, erst in zweiter oder dritter Linie ihrer Person galt. Das letztere war auch tatsächlich der Fall, wenigstens zu Beginn seines Verkehrs, aber auch später, als er Frau Ellen immer schöner und begehrenswerter fand, als er bei ihrem Spiel nicht mehr wie in der ersten Zeit nur mit geschlossenen Augen dasaß, um die Musik besser in sich aufnehmen zu können, sondern auch, als er mit offenen Augen zu ihr hinüberblickte. Aber selbst da wurde niemals ein sündhafter Gedanke in ihm wach, in ihm ebensowenig wie in ihr, obgleich sie beide oft stundenlang allein waren, obgleich ihr Mann ihm dafür dankte, daß er seiner Frau Gesellschaft leistete, weil er bei seinen vielen anderweitigen Interessen dazu keine Zeit habe, und obgleich er selbst allmählich zu bemerken glaubte, daß die gnädige Frau nach und nach etwas mehr in ihm sah, als nur einen

aufmerksamen Zuhörer bei ihrem Spiel. Aber trotzdem war nie das geringste zwischen ihnen vorgefallen. Sie hatten keine Worte miteinander gesprochen, die nicht ein jeder hätte mit anhören können; selbst mit ihren Augen hatten sie sich keine Geständnisse gemacht, nicht einmal einen heimlichen, verstohlenen Händedruck hatten sie miteinander ausgetauscht. Und vielleicht wäre der Verkehr noch jahraus, jahrein so weitergegangen, wenn nicht Frau Ellens Mann ganz plötzlich und unerwartet an einer Blutvergiftung gestorben wäre, die er sich durch eine Ungeschicklichkeit geholt und vernachlässigt hatte. Dieser Tod aber hatte sie beide mit einem Schlage einander entfremdet. Über das Weshalb hatten sie niemals gesprochen, wohl weil sie beide es selbst nicht wußten. Vielleicht auch, weil sie sich ihre geheimsten Gedanken und Befürchtungen nicht anvertrauen wollten, die vielleicht dahin gingen, daß sie, wie bisher, dem Mann doch wohl nicht ewig mit völlig reinem Gewissen hätten in die Augen sehen können, wenn der noch lange gelebt hätte. Ob zu dieser Annahme irgendein Grund vorlag, wußten wohl beide nicht. Es war wohl lediglich eine Vermutung und ein Argwohn, der da plötzlich in ihnen wach wurde, den der eine in dem Gesicht des anderen zu lesen glaubte

und den er dem anderen doch nicht zu sagen wagte, weil er nicht den Mut fand, diesen Punkt überhaupt zu berühren. Aber wie dem auch immer gewesen sein mochte, sie waren einander fremd geworden. Als Freund des Hauses und auch als Freund des Verstorbenen hatte er der Witwe in den ersten schweren Tagen noch treu zur Seite gestanden, hatte ihr bei der Regelung der geschäftlichen Sachen geholfen, soweit er es vermochte, dann aber seine Besuche bald eingestellt, einmal, weil an ein Musizieren nun nicht zu denken war, dann aber auch, weil er vermeiden wollte, daß über ihn und über die junge Witwe irgendwie geredet würde. Und schon deshalb war er sehr froh gewesen, als Frau Ellen plötzlich den Entschluß faßte, auf Reisen zu gehen. Er wußte, daß sie die Stadt im Gegensatz zu ihrem Mann nie sonderlich geliebt hatte. Da begriff er es vollständig, daß sie nun einmal wieder andere Städte, vielleicht sogar andere Länder aufsuchen wolle. Er wußte nicht, wohin sie reisen und wie lange sie fortbleiben würde. Er fragte auch nicht danach, als er sie eines Tages an die Bahn brachte, schon weil sie selbst nichts davon erwähnte. Dann hatten sie nichts mehr voneinander gehört. Höchstens, daß sie ihm dann und wann von unterwegs einen Kartengruß sandte, aber sie

vermied es stets, ihr Hotel anzugeben, und schon daraus schloß er, daß er ihr nicht danken und nicht antworten solle. Bis sie dann vor Jahresfrist hier plötzlich wieder für ein paar Tage auftauchte, um sich nach ihrem Hause umzusehen. Durch einen Zufall waren sie einander begegnet und hatten ein paar Minuten zusammen geplaudert, aber nicht wie zwei alte Bekannte, sondern beinahe wie zwei Menschen, die sich stets gleichgültig waren, und er war froh gewesen, als sie plötzlich eine eilige Besorgung vorschützte und sich von ihm verabschiedete. Jetzt war sie wieder hier gewesen, ohne daß er sie gesehen hätte, aber fortan würde er nun wieder fast täglich mit ihr zusammentreffen und unmöglich konnte er ihr fortwährend aus dem Wege gehen. Das zu tun, lag ja auch gewiß keine Veranlassung vor, aber er wußte nicht, wie er sich ihr gegenüber verhalten sollte. In der früheren ungekünstelten, harmlosen Weise konnte er nicht mehr mit ihr plaudern, daran war schon die Zurückhaltung schuld, die sie sich ihm gegenüber auferlegte und aus sich heraus war er ihr gegenüber auch nicht mehr der, der er früher war. Begegneten sie sich aber fortan in Gegenwart Dritter kühl und fremd, so würde man sich fragen, was denn nur zwischen ihnen vorgefallen sei, man

würde einen Streit vermuten oder gar auf den Gedanken kommen, er habe ihr so oder so seine Liebe gestanden und sei von ihr abgewiesen worden. Kein Mensch würde ihm glauben, daß das nicht der Fall war und daß er, solange er Frau Ellen kannte, überhaupt noch nicht darüber nachgedacht habe, ob er sie liebe. Als ihr Mann noch lebte und auch, als sie eben Witwe geworden war, hatte ihn die Frage nie beschäftigt und als sie abgereist war, erst recht nicht. Jetzt aber verfolgte er andere Interessen, sein Turnen und seinen Sport. Er wollte nach Berlin auf die Turnanstalt. Bisher war ihm das ja allerdings noch nicht gelungen, aber jetzt mußte er das durchsetzen, das war für Frau Ellen, aber erst recht für ihn der beste Ausweg, namentlich für ihn, denn warum sollte er sich eigentlich in Zukunft von der gnädigen Frau mehr oder weniger dumm behandeln lassen? Ja, er wollte nach Berlin, je eher, desto besser. In wenigen Wochen begann dort ein neuer Kursus, vielleicht konnte er noch zu dem einberufen werden. Er wollte gleich heute einmal ernstlich mit seinem guten Freund Kurt, oder wie die näheren Kameraden ihn nannten, Kurtel von Bozendorf, sprechen. Der war wirklich sein Freund, und wenn der trotzdem für ihn bisher nichts erreicht hatte, lag das sicher

daran, daß der frühere Oberst, der seine Leutnants lieber im Regiment behielt, als daß er sie abkommandieren ließ, sein Gesuch nicht warm genug befürwortete. Hoffentlich dachte der neue Oberst, Herr von Otten, darüber anders, und deshalb nahm er sich nun vor, nicht nur mit dem Adjutanten, sondern auch mit dem Oberst selbst über sein Anliegen zu sprechen, vorausgesetzt, daß sein Freund Kurtel ihm zu dem letzten Schritt raten würde. Erst mußte er sich bei dem mal danach erkundigen, ob Herr von Otten es liebe, wenn man ihn mit persönlichen Gesuchen auf den vorgesetzten Leib rücke. Gleich morgen wollte er seine Angelegenheiten energisch in die Hand nehmen, bis er sich plötzlich entschloß, das schon heute zu tun. Warum sollte er damit noch bis morgen warten?

Er warf einen Blick auf die Uhr, es war jetzt halb vier, Dienst hatte er am Nachmittag glücklicherweise nicht, da konnte er sich gleich zum Tennis anziehen und auf dem Wege zum Tennisplatz noch vorher bei seinem Freund Kurtel vorsprechen, den er um diese Zeit totsicher zu Hause antraf, denn der ging des Nachmittags nicht mehr auf das Bureau. Das tat er nur, wenn es unbedingt sein mußte, und auch dann tat er es nur sehr ungern, wie der gute, aber etwas be-

queme Mensch überhaupt den Standpunkt vertrat, daß man als Adjutant natürlich seine hinreichende Beschäftigung haben, daß diese aber niemals in Arbeit ausarten dürfe, solange man noch etwas auf sich und auf seine Stellung hielt.

Wellhaus mußte unwillkürlich vor sich hinlächeln, als er an die etwas sehr laxen dienstlichen Auffassungen des Kameraden dachte, die dieser sich während seiner Adjutantenlaufbahn angewöhnt hatte, dann aber machte er sich daran, den Entschluß, den Kameraden aufzusuchen, sofort auszuführen. Mit Hilfe seines Burschen kleidete er sich rasch um und trat kaum eine halbe Stunde später bei seinem Freund Kurtel in das Zimmer, in dem dieser, ein großer, schlanker, hübscher, eleganter Mensch so erregt auf und ab rannte, daß er den Besucher gar nicht zu bemerken schien, wenigstens kümmerte er sich absolut nicht um den und reichte ihm auch nicht die Hand zum Gruß, so daß Wellhaus fröhlich meinte: „Dir scheint es ja heute besonders gut zu gehen, Kurtel, aber trotzdem, guten Tag sagen könntest du mir wenigstens, denn sonst sage ich dir zuerst guten Tag, mein Junge, und du weißt, ich habe unter Umständen einen barbarisch festen Händedruck am Leibe.“

„Nee, lieber nicht,“ wehrte Kurt von Bozen-

dorf ab, während er unwillkürlich beide Hände in die Taschen seines Hausjacketts versteckte, bis er hinzusetzte: „Übrigens, wenn du halb so wütend wärest, wie ich es bin, hättest du deinen Besucher auch nicht begrüßt, sondern den sogar laut zum Teufel gewünscht. Ich tue es nur innerlich, aber da du nun einmal da bist —“

„Werde ich auch so frei sein und hierbleiben, darauf kannst du dich verlassen, Kurtel. Im übrigen will ich nachher gern zuhören, wenn du mir deinen Ärger und deinen Verdruß anvertrauen willst, vielleicht kann ich dir da raten und helfen, aber erst mußt du mich anhören.“

„Fällt mir ja gar nicht ein,“ knurrte Bozendorf, „das schon deshalb nicht, weil du dir deine ganze Rede sparen kannst. Was dich zu mir führt, weiß ich allein, kann es mir wenigstens denken. Deshalb habe ich heute auch schon mit dem Kommandeur über dich gesprochen und dem deine Wünsche warm an das Herz gelegt, ohne dabei den Namen und die bevorstehende Rückkehr der schönen Frau irgendwie zu erwähnen —“

„Na und?“ fiel Wellhaus dem Freund voller Spannung in das Wort.

Bozendorf schüttelte den Kopf: „Nichts zu machen, alter Junge, wenigstens vorläufig nicht. Der Oberst findet deinen Turneifer an und für

sich sehr lobenswert, aber er will dich erst persönlich näher kennen lernen, um festzustellen, ob du bei dem gewünschten Kommando mehr an die Turnanstalt oder mehr an Berlin denkst. Im ersteren Falle wird er später dein Gesuch wärmer befürworten, als sein Vorgänger es tat. Im letzteren wird damit überhaupt wohl nichts werden, denn er steht auf dem Standpunkt, daß Berlin ein Sündenpfuhl sei, das schon manchen dorthin kommandierten Offizier auf dem Gewissen habe."

Wellhaus stieß einen ingrimmigen Fluch aus, dann fragte er: "Glaubst du nicht, daß es etwas nützen wird, wenn ich mich persönlich an den Kommandeur wende, um ihm mein Anliegen an sein Herz zu legen?"

„Auch das hätte nicht den leisesten Zweck," widersprach der Adjutant, „im Gegenteil, das könnte dir nur schaden, denn aus deinem Drängen könnte er auf die Vermutung kommen, daß du aus irgendwelchen besonderen Gründen jetzt von hier fort möchtest. Du müßtest ihm also erzählen, was vorliegt und da du das sicher nicht willst und auch nach meiner Ansicht nicht kannst, wären deine Bemühungen ganz vergebens."

Wellhaus stieß zum zweitenmal einen schrecklichen Fluch aus, einmal, weil er nun doch

oft mit Frau von Mellenthin würde zusammen-
treffen müssen, dann aber auch, weil er sich
wirklich auf das Kommando sehr gefreut hatte.
Er ärgerte sich maßlos und am liebsten wäre er
jetzt gleich wieder in seine geliebte Turnhalle
gelaufen, um dort am Reck alles von sich abzu-
schütteln, was ihn bedrückte. Aber da er nun
einmal hier saß, blieb er auch sitzen, das schon
deshalb, weil sein Freund Kurtel nun plötzlich
einen derartigen Fluch von sich gab, daß die sei-
nigen im Vergleich damit ein frommes, christ-
liches Gebet gewesen waren. Aber das nicht
allein, diesen Fluch, den Bozendorf ausstieß,
kannte er. Den pflegte der nur dann von sich zu
geben, wenn ihm eine ganz bestimmte Sache
widerfahren war und trotz allem, was ihn selbst
beschäftigte, nun doch unwillkürlich auflachend,
meinte er: „Ach herrjeses, Kurtel, ist dir schon
wieder mal das Pech widerfahren, daß du mit
deinen Postsachen Verwechslungen angestiftet
hast oder ein Aktenstück, das für e i n e höhere
Behörde bestimmt war, versehentlich an eine
andere schicktest? Darüber würde ich mich aber
an deiner Stelle nicht weiter aufregen, denn das
ist dir doch schon oft passiert, und wenn auch
mit einigen Verzögerungen, ist das Schriftstück
doch noch wieder in die richtigen Hände gelangt.“

„Ist es auch,“ stimmte Bozendorf ihm bei, „das habe ich dem Kommandeur auch erklärt, ich habe ihn darauf aufmerksam gemacht, daß sein Vorgänger darüber zu lachen pflegte, wenn mir derartige kleine Versehen unterliefen und daß der schon deshalb lachte, weil er sich im voraus auf meine Gelassenheit freute, mit der ich den später ankommenden dienstlichen Rüffel einsteckte. Aber das hat alles nichts geholfen, der Oberst hat getobt wie ein von Hagenbeck noch nicht dressierter Löwe, weil er befürchtet, daß er von dem späteren Rüffel auch seinen Teil abbekommen wird, weil er nicht besser aufgepaßt hat.“

„Das hätte ich dem eigentlich nicht zugetraut,“ warf Wellhaus aus ehrlichster Überzeugung ein.

„Ich auch nicht,“ pflichtete Bozendorf ihm bei. „Ich kann dir überhaupt nur sagen, in dem Mann habe ich mich bitter getäuscht. Ich hielt ihn in seinen dienstlichen Anschauungen für einen vollendeten Kavalier und glaubte, mir unter ihm das Leben noch angenehmer als bisher gestalten zu können. Statt dessen hat er sich plötzlich als ein Kommißhengst schlimmster Art entpuppt und zum Überfluß eine dienstliche Anforderung an mich gestellt, der ich ganz einfach nicht zu

genügen vermag.“

„Und worin besteht denn die?“ erkundigte Wellhaus sich halb ernsthaft, halb lachend, da er mit Recht annehmen zu dürfen glaubte, daß sein Freund Kurtel einmal wieder gehörig übertrieb, weil dem eigentlich jedes dienstliche Ansinnen, das an ihn gestellt wurde, gar nicht ausführbar erschien.

Aber der andere gab nicht gleich Antwort, sondern sprang plötzlich von seinem Stuhl, auf dem er sich inzwischen niedergelassen hatte, in die Höhe und ging nun seinerseits wie ein brüllender Löwe in seinem Zimmer auf und ab, so daß Wellhaus ihm zurief: „Weißt du was, Kurtel, wenn du im stillen die Absicht haben solltest, deinen Oberst bei Hagenbeck in Dressur zu geben, dann könntest du dich bei der Gelegenheit gleich mit hagenbeckchen lassen, vorausgesetzt, daß dieser Ausdruck erlaubt ist. Nun aber erzähle mal, was gibt es denn, was verlangt der Oberst von dir?“

„Was er von mir verlangt?“ wiederholte Bozendorf. „Nun gut, ich will es dir sagen, aber nur unter der Voraussetzung, daß alles zwischen uns bleibt. Doch bevor ich weiterspreche, halte dich bitte erst mit beiden Händen an deinen Armen oder sonst irgendwo fest, und nun vernimm die große Kunde: ich soll mich aus

dienstlichen Gründen verloben und möglichst bald heiraten.“

„Was sollst du?“ fragte Wellhaus, der nicht richtig gehört zu haben glaubte.

„Verloben soll ich mich,“ fluchte Bozendorf vor sich hin, „richtiggehend verloben.“

„Aber warum denn nur?“ erkundigte sich Wellhaus immer noch ganz verwundert.

„Weil ich das dienstliche Schreiben statt an die Division, an das Generalkommando geschickt habe und weil der Kommandeur aus diesem Vorfall und aus manchen anderen kleinen Bummeleien, die leider Gottes in den letzten Tagen auf dem Bureau vorgekommen sind, da ich mich doch nicht um jede Kleinigkeit selbst bekümmern kann, schon weil das meiner Ansicht widerspricht, die dahin geht, daß man seinen Untergebenen jede Dienstfreudigkeit nimmt, wenn man ihnen nicht eine gewisse Selbständigkeit läßt — na also, wie gesagt, der Oberst ist zu der Ansicht gelangt, daß ich äußerlich zwar ein sehr repräsentabler Vertreter des Offizierkorps sei, daß ich es aber mit meinen Pflichten als Adjutant nicht immer sehr genau nähme. Der schiebt das darauf, daß ich Junggeselle bin. Er meint, ich hätte als solcher zuviel Ablenkung und Zerstreung, vor allen Dingen kenne er es aber gar nicht anders, als daß

ein Regimentsadjutant verheiratet sei, schon damit der nicht zuviel mit den unverheirateten Herren des Regiments in Berührung käme. Er hat mir offen erklärt, er begriffe gar nicht, daß der alte Kommandeur darüber anders gedacht habe, und er erwartet nun von mir, da meine Adjutantzeit noch zwei Jahre läuft, daß ich mich demnächst verlobe. Wenn nicht, dann gute Nacht."

„Das soll doch nicht etwa heißen, daß eure militärische Ehe dann getrennt wird?“ fragte Wellhaus im Interesse des Freundes mehr als erschrocken.

„Doch, das heißt es,“ gab Bozendorf zur Antwort, „dann will er sich einen anderen Adjutanten nehmen, und zwar denjenigen von euch, der sich als erster verloben wird.“

„Um Gottes willen, sage das nur nicht laut im Kasino,“ warf Wellhaus ein, „wenn das bekannt wird, geht sehr bald ein großes Verlobungsrennen los, bei dem jeder als erster durch das Ziel zu kommen hofft, schon um dadurch dein Nachfolger zu werden.“

„Ich werde den Mund schon halten,“ beruhigte Bozendorf den Kameraden, „ich werde mir doch nicht mit Gewalt einen Nachfolger groß ziehen. Im übrigen habe ich natürlich dem Kommandeur erklärt, ich bedauerte unendlich, auf

seinen freundlichen Vorschlag nicht eingehen zu können. Ich sei mündig und lasse mich nicht verloben oder verheiraten, sondern täte das entweder aus eigenen Empfindungen heraus oder gar nicht, denn ich dankte dafür, gewissermaßen laut Regimentsbefehl in den heiligen Stand der Ehe treten zu müssen."

„Na und was sagte der Oberst dazu?“ erkundigte Wellhaus sich.

„Der gab mir sehr deutlich zu verstehen, ich könne es damit halten, wie der bekannte Pfarrer Aßmann, ich könnte tun und lassen, was ich wolle, im übrigen ließe er mir noch ein Vierteljahr Zeit, aber wenn ich bis dahin nicht die leiseste Spur von Verliebtheit oder Verlobtsein zeige, müsse ich an die Front zurück und er würde sich eventuell von einem anderen Regiment einen verheirateten Adjutanten schicken lassen, falls bis dahin keiner von seinen eigenen Offizieren verlobt sein sollte.“

„Das ist ja 'ne dumme Geschichte,“ meinte Wellhaus nach langem Besinnen, bis er fragte: „Und du willst dich wirklich nicht dem Wunsche des Obersten fügen? Kurtel, überlege dir die Sache. Daß du dich im ersten Augenblick gegen den auflehnt, kann ich dir vollständig nachfühlen, aber bedenke die Folgen, die deine Wei-

gerung für dich hat. In der Front wird es dir nicht wieder behagen. Jeder Adjutant macht sich während seiner Amtstätigkeit, wenn auch ganz gegen seinen Willen, unter den Hauptleuten und unter den Stabsoffizieren diesen oder jenen zum Feinde, weil es ihm gar nicht möglich war, jedes Bataillon oder jede Kompagnie so zu bevorzugen, wie das gewünscht wurde. Darunter wirst du später zu leiden haben, aber davon ganz abgesehen, wird es dir auch nicht passen, wenn du wieder zu Fuß laufen sollst. Das mach dir alles klar, und ich glaube, du wirst dir den Fall doch noch anders überlegen."

„Das hat mir der Oberst auch erklärt, und zwar in einer so selbstverständlichen, beinahe ironischen Weise, daß er mich dadurch erst recht zum Widerspruch reizte."

„Auch das fühle ich dir nach," stimmte Wellhaus bei, bis er plötzlich meinte: „Ich kann mir nicht helfen, Kurtel, je länger ich mir die Sache durch den Kopf gehen lasse, irgend etwas stimmt da nicht ganz, ohne daß ich allerdings wüßte, was das wäre. Eine Erklärung wüßte ich zwar und die lautet: daß die Tochter sich hinter den Vater gesteckt hätte, denn daß du der etwas stark den Hof machtest, obgleich sie heimlich verlobt sein soll, das wirst du nicht leugnen

können.“

Trotz der Mißstimmung, in der er sich befand, lachte Bozendorf kurz vor sich hin. „Das will ich auch gar nicht leugnen, und ich muß offen gestehen, wenn es nach mir ginge, könnte Fräulein Gisas heimliche Verlobung noch ewig und drei Jahre dauern. Ich habe selten mit einer jungen Dame in so reizender Weise geflirtet wie mit ihr und selten eine junge Dame kennen gelernt, mit der es sich so famos flirten läßt. Ich hätte beinahe gesagt, Fräulein von Otten ist die beste Flirtratte, die man sich nur denken kann.“

„Vielleicht aus dem sehr einfachen Grunde, weil ihr ja dir gegenüber nichts anderes übrigbleibt,“ warf Wellhaus ein. „Versetze dich bitte in ihre Lage, was soll sie machen? Dich jeden Tag daran erinnern, daß sie heimlich verlobt ist? Das darf sie schon um ihrer selbst willen nicht tun, denn da müßte sie es riskieren, daß du dir vielleicht im stillen sagst: mein verehrtes Fräulein, wenn ich Ihren heimlichen Brautstand fortwährend vergesse, sind Sie selber daran schuld, denn wie weit man mit einer jungen Dame flirtet, kommt schließlich nicht in letzter Linie darauf an, wie weit die junge Dame den Flirt duldet. Da habe ich doch recht, Kurtel?“

„Das allerdings,“ stimmte der andere ihm bei,

„aber was soll die ganze Rede?“

„Dich darauf aufmerksam machen, daß du dich Fräulein Gisa gegenüber doch wohl nicht ganz richtig benommen hast. Wie ich dir eben auseinandersetzte, konnte Fräulein von Otten dich nicht fortwährend an ihre heimliche Verlobung erinnern, und daß sie dich gewissermaßen dienstlich durch ihren Vater daran erinnern ließ, war erst recht ausgeschlossen, das hätte eurem bisher doch immerhin harmlosen Verkehr auf eine unangenehme Weise einen gewaltsamen Abschluß gegeben. Trotzdem aber wird Fräulein Gisa sich gesagt haben: so geht das nicht weiter, er muß sich mir gegenüber wieder auf sich selbst besinnen.“

„Bitte schön,“ verteidigte Bozendorf sich, „ich habe mich Fräulein Gisa gegenüber niemals vergessen.“

„Gleichviel,“ fuhr Wellhaus unbeirrt fort, „es kommt nicht darauf an, wie du über dich und über dein Verhalten urteilst, sondern wie Fräulein von Otten das tut, und ich glaube, sie hat alle Ursache, mit dir unzufrieden zu sein. Da wird sie sich hinter ihren Vater gesteckt und diesem gesagt haben: Väterchen, Papchen oder wie sie den sonst nennt, sprich einmal mit deinem Adjutanten und verlange von ihm, daß er sich verlobt, damit er

mich endlich in Ruhe läßt. Einen Vorwand, etwas Derartiges von Bozendorf zu fordern, wirst du schon finden. — So ähnlich wird die kurze Rede dem Sinne nach gelautet haben, und daß Fräulein Gisa die nicht umsonst gehalten hat, beweist mir das, was du mir erzähltest."

Bozendorf blickte eine ganze Weile nachdenklich vor sich hin, dann meinte er: „Da glaubst du also, daß meine etwas freie, dienstliche Auffassung nur der Vorwand und daß mein Flirt mit Fräulein von Otten die wahre Veranlassung sei, daß ich mich nun plötzlich verloben soll?“

„Ja, das glaube ich, Kurtel, allerdings könnte die Sache auch noch anders zusammenhängen, aber die Lösung wäre für dich zu schmeichelhaft und schon deshalb glaube ich selbst nicht an die.“

„Wieso schmeichelhaft?“ fragte Bozendorf f verwundert.

„Weil es für dich wie für jeden anderen nur sehr schmeichelhaft wäre, wenn Fräulein von Otten sich in dich verliebt haben sollte.“

Einen Augenblick starrte Bozendorf den Kameraden fassungslos an, dann rief er dem zu: „Menschenskind, reite Schritt und geh nicht mit deinen Worten durch. Was redest du dir da nur

zusammen? Fräulein Gisa sollte sich in mich verliebt haben? Eine heimlich verlobte Braut in mich? Das ist doch ausgeschlossen!"

Aber Wellhaus ließ sich auch diesmal nicht beirren: „Kurtel, es sind auf dieser verrückten Welt schon ganz andere Dinge vorgekommen, als daß eine Braut zu der Erkenntnis kam, daß sie sich bei ihrer Verlobung geirrt und ihr Jawort dem falschen gegeben hat. Bei Fräulein Gisa liegt die Sache doch aber so, daß eigentlich kein Mensch weiß, ob sie verlobt ist oder nicht. Sie selber spricht nie von ihrem heimlich Verlobten, sie erwähnt auch ihre heimliche Verlobung gegen keinen Menschen, selbst nicht gegen die jungen Damen. Auch ihre Eltern reden nie davon, und keiner weiß eigentlich, wie das Gerücht entstanden ist. Und wenn es sich bei dem um Wahrheit handelt, dann weiß erst recht niemand, durch wen die bekannt wurde.“

„Da hast du ebenfalls recht,“ pflichtete Bozendorf ihm bei, „aber vergiß bitte nicht, daß die Wahrheit sich immer Bahn bricht, manchmal dauert es kürzer, manchmal länger. Aber eines Tages ist sie doch bekannt und in diesem Falle ist es tatsächlich Wahrheit, Fräulein Gisa ist heimlich verlobt.“

„Woher weißt du das so genau?“ fragte

Wellhaus zweifelnd. „Hat Fräulein Gisa es dir etwa anvertraut?“

„Das selbstverständlich nicht,“ gab Bozen-dorf zur Antwort, „aber glaubst du, daß, ich mich vorher nicht sehr genau erkundigt hätte, bevor ich mit ihr einen Flirt anfang? Wie ich das Nähere herausgebracht habe, ist meine Sache, auf jeden Fall weiß ich, daß Fräulein Gisa in ihrem Zimmer auf ihrem Schreibtisch in einem schweren, silbernen Rahmen die Photographie eines flotten, feschen Husarenleutnants stehen hat. Das heißt, er steht nur bei Tage da, des Abends steht er auf dem Nachttisch neben ihrem Bett.“

„Und des Nachts nimmt sie das Bild in ihr Bett hinein und drückt den heimlich Geliebten an die Brust,“ meinte Wellhaus belustigt.

„Das glaube ich nicht,“ widersprach Bozen-dorf, „denn da könnte sie doch das Glas kaputt machen und sich die Scherben in das Fleisch stoßen und das ist, soweit ich unterrichtet bin, wenigstens bisher noch nicht vorgekommen.“

Wellhaus sah den Freund prüfend an, dann rief er dem zu: „Du bist ja merkwürdig genau über alles unterrichtet, ich kann mir auch unge-fähr denken, von wannen du deine Wissenschaft hast. Es fiel mir erst vorhin wieder auf, als dein Bursche mir die Tür öffnete, daß der ein sehr

hübscher Mensch ist, in seiner Art ebenso hübsch, wie das erste Zimmermädchen im Hause des Kommandeurs."

„Und da glaubst du, ich hätte das Mädels durch meinen Burschen ausfragen lassen?“ verteidigte Bozendorf sich ganz entrüstet, obgleich er eine gewisse Verlegenheit nicht unterdrücken konnte. „Da irrst du dich sehr, lieber Freund,“ und ein klein wenig unüberlegt, fuhr er rasch fort: „Die Meta hat ihm alles freiwillig erzählt, mein Bursche hat es gar nicht erst nötig gehabt, sie auszufragen, und natürlich sollte er das auch nicht, denn ich werde doch nicht so taktlos sein, das gnädige Fräulein durch meinen Burschen, wenn auch nur indiskret, aushorchen zu lassen. Ich habe den armen Kerl letztthin lediglich getröstet, als ich ihn ganz verzweifelt fand, weil seine Schinken- und Kußbraut ihm einen Abschiedsbrief sandte. Da habe ich ihm erklärt: ‚weine nicht, Peter, es gibt noch mehr hübsche Mädels auf der Welt‘, und bei der Gelegenheit habe ich ihn in unauffälliger Form auf die hübsche Meta verwiesen. Na und als ich ihn ein paar Tage später wieder mit einem ganz verklärten Gesicht durch das Weltall laufen sah, da habe ich mich beiläufig erkundigt, wie seine jetzige Braut hieße. Meine stille Hoffnung, daß es die Meta sei,

erfüllte sich, und da hat er mir nicht nur von seinem neuen Glück erzählt, sondern auch von dem, was die Meta ihm von Fräulein Gisa berichtete, bei der sie so ungefähr die Stellung einer Jungfer einnimmt."

„Sehr diskret finde ich das nun gerade von dieser Meta nicht," warf Wellhaus ein, „es müßte denn sein, daß sie diese Ausplauderei auf höheren Befehl beging."

„Wieso auf höheren Befehl?" erkundigte Bozendorf sich verwundert, „du willst damit doch nicht etwa sagen, Fräulein Gisa könne auf den Gedanken gekommen sein, es würde jemand zu erfahren versuchen, wie es mit ihrer Verlobung stände und sie habe für diesen Fall ihrer Meta die nötige Instruktion erteilt?"

„Das glaube ich allerdings auch nicht," meinte Wellhaus nach kurzem Besinnen, „deshalb bin auch ich fest davon überzeugt, daß dieser Husarenleutnant tatsächlich existiert, und bei Tage auf dem Schreibtisch, des Nachts aber neben ihrem Bett steht. Trotzdem, ich weiß nicht recht, irgend etwas erschüttert meinen Glauben an diese heimliche Verlobung doch, aber vielleicht kannst du mich eines Besseren belehren, denn wenn du soviel weißt, wirst du auch sicher die Hauptsache wissen: Was steht hinten auf der

Photographie geschrieben?"

„Ja, lieber Freund, da fragst du mich mehr, als ich zu beantworten vermag," gab Bozendorf zurück. „Die Meta hat meinem Peter erzählt, sie würde das Bild zu gern einmal aus dem Rahmen herausnehmen, weil sie selber mehr als neugierig ist, zu erfahren, wie die Widmung hinten auf dem Bilde lautet, aber das geht nicht. Der Rahmen ist an allen vier Ecken mit je einem kleinen Nagel befestigt, die sonderbarerweise vorn und hinten einen Kopf tragen, so daß man die Stifte nicht herausnehmen kann, ohne den ganzen Rahmen entzwei zu machen."

„Hm, hm," meinte Wellhaus und sich einen neue Zigarette anzündend, bließ er dicke Rauchwolken vor sich hin, bis er plötzlich sagte: „Wenn ich Sherlock Holmes oder Joe Jenkins wäre, würde ich die Sache sehr verdächtig finden."

„Etwas sonderbar kommt mir das allerdings auch vor," warf Bozendorf ein.

„Nicht nur etwas, sondern sogar sehr," widersprach Wellhaus, „und ich will dir auch sagen weshalb. Bei jeder Photographie, die man bekommt, ist die Widmung die Hauptsache und nun erst, wenn es sich um das Bild des Geliebten handelt. Die liest man doch immer und immer wieder gern, wenn solche Widmungen auch in den

Augen eines Dritten natürlich auch Blödsinn sind, denn es ist ja nun einmal das Vorrecht der Verliebten, sich den größten Unsinn vorreden und schreiben zu dürfen, und fest davon überzeugt zu sein, daß es auf der ganzen Welt keine tiefere Wahrheit gäbe. Und wenn Fräulein Gisa freiwillig darauf verzichten sollte, das Bild manchmal aus dem Rahmen zu nehmen, wäre sie wirklich eine Ausnahmebraut, denn schließlich will sie ihn, den Herrlichsten von allen, doch sicher auch manchmal küssen, wenn auch nur im Bilde. Na, und ich meine, daß sie das Glasfenster, ich meine die Glasscheibe küßt, das glaube ich nicht recht, sonst müßte sie das Glas ja gleich immer wieder abputzen, damit die Meta hinterher nicht die Kußfleckle findet."

„Das und Ähnliches habe ich mir natürlich auch schon oft in den letzten Tagen gesagt, Wellhaus, und auch ich muß dir offen gestehen, das alles beunruhigt mich etwas.“

Der glaubte nicht recht verstanden zu haben: „Das beunruhigt dich, Kurtel? Ja, warum denn nur? Nehmen wir selbst mal den schlimmsten Fall an, Fräulein von Otten sei gar nicht verlobt, das Ganze sei lediglich ein Dienstbotenklatsch, dadurch hervorgerufen, daß Fräulein Gisa das Bild eines Husarenleutnants, der viel-

leicht ein naher Verwandter von ihr ist, in ihrem Zimmer stehen habe, was ginge das dich an, du willst dich doch nicht mit ihr verloben."

„Ich? Nein, ganz gewiß nicht, lieber Freund, aber wenn Fräulein von Otten wirklich nicht heimlich verlobt sein sollte, könnte die meinen bisherigen Flirt mit ihr vielleicht im stillen falsch gedeutet haben, die könnte glauben, ich hätte ernstliche Absichten auf sie, und ich möchte unter keinen Umständen, daß solche Gedanken, wenn auch nur vorübergehend, in ihr wach werden. Und wenn ich mir nun weiter vorstelle, Fräulein Gisa hätte sich tatsächlich in mich verliebt und der Wink des Kommandeurs, mich bald zu verloben, bezöge sich auf sein holdseliges Töchterlein, dann wäre das absolut nicht schmeichelhaft für mich, im Gegenteil, ich hätte das Bewußtsein, mich Fräulein Gisa gegenüber bisher wie ein Esel benommen zu haben."

„Wobei zu bemerken ist, Kurtel, daß wenigstens die vierbeinigen Esel gar nicht die dummen Tiere sind, für die sie im allgemeinen gehalten werden. Davon aber abgesehen, glaube ich dich beruhigen zu können, obgleich ich dich ja selbst erst auf die Vermutung brachte, die mich augenblicklich etwas nervös macht. Ob Fräulein von Otten dich liebt oder nicht, entzieht sich

natürlich meiner Kenntnis, aber eins möchte ich beschwören, selbst wenn sie dich lieben sollte, würde sie dir nie durch ihren Vater den Rat geben lassen, deinerseits an eine Verlobung zu denken. Eher stirbt ein junges Mädchen der Gesellschaft an einer unglücklichen Liebe, ehe sie sich derartig einem Manne anbieten läßt. Na, und unglücklich verliebt sieht Fräulein Gisa nun doch ganz gewiß nicht aus, im Gegenteil, ich finde, sie wird von Tag zu Tag hübscher, frischer und lustiger, der Aufenthalt hier, oder das stolze Bewußtsein, die Tochter des Regiments und gesellschaftlich die Erste zu sein, bekommen ihr sehr gut. Ich freue mich, so oft ich ihr begegne, ich finde sie sehr allerliebste —," und mitten im Satz innehaltend, schlug er seinem Freunde Kurtel nun plötzlich mit solcher Gewalt auf die Knie, daß der einen Ton von sich gab, wie ein geplatzter Gummischlauch, aus dem die letzte Luft entweicht. Aber das nicht allein, Bozendorf knickte so vollständig in sich zusammen, daß Wellhaus aufsprang und ihm zu Hilfe eilte: „Komm, schwacher Geist, ich werde dich wieder aufrichten. Im übrigen habe ich es gut mit dir gemeint, als ich den Entschluß faßte, der mich zu diesem freundschaftlichen Klaps auf deine Beine verleitete. Das Nähere will ich dir mit ein paar

Worten erklären, aber erst muß ich wissen, ob du wieder zuhören kannst."

„Da meine Ohren Gott sei Dank an dem Kopf und glücklicherweise nicht auf meinen Knien sitzen, wird es damit hoffentlich gehen,“ meinte Bozendorf, sich die verdammt schmerzenden Glieder reibend, „aber trotzdem, mache es kurz und schmerzlos und vor allen Dingen, rücke mit deinem Stuhl etwas weiter zurück, damit deine Hände mich nicht wieder erreichen können. So, noch ein kleines Stück, na, jetzt wird es vielleicht genügen und nun schieße los.“

Aber Wellhaus schoß nicht gleich, sondern er zielte erst sehr genau. Er nahm den Freund haarscharf auf das Korn und richtete aus seinen Augen die Visierlinie so genau in das Gesicht des anderen, daß ihm dort selbst die leiseste Bewegung nicht entgehen konnte. Dann erst schoß er ab und meinte so ruhig und gelassen wie nur möglich: „Sage mal, Kurtel, was würdest du dazu sagen, wenn ich, ich betone ausdrücklich das Wort ‚ich‘, den Versuch machen würde, Fräulein Gisas Liebe zu gewinnen, um mich mit der zu verloben?“

Der Schuß saß, Wellhaus sah es auf den ersten Blick. Mitten in das Herz getroffen war sein Freund Kurtel wohl nicht, aber trotzdem

mußte der Schuß gut sitzen, denn Bozendorf fiel auf seinem Stuhl förmlich hintenüber und starrte den Kameraden völlig entgeistert an, bis er endlich fragte: „Du wolltest Fräulein von Otten den Hof machen, um dich mit ihr zu verloben? Wie kommst du denn nur auf die verrückte Idee?“

„Erlaube mal,“ verteidigte Wellhaus sich, „so verrückt kann ich es nun absolut nicht finden, sich mit einem sehr hübschen, netten, lebenswürdigen und außerdem noch wohlhabenden jungen Mädchen verloben zu wollen. Und zum Überfluß hast du selbst mich darauf gebracht.“

„Ich — dich?“ fragte Bozendorf mehr als erstaunt, „das muß du mir näher erklären.“

„Ist das wirklich erst nötig, Kurtel? Aber ganz wie du willst. Du hast mir erzählt, daß du dich verloben sollst, da du sonst nicht Adjutant bleibst. Du willst dich nicht verloben, da löst dich der ab, der sich zuerst im Regiment verlobt, und da frage ich mich, warum soll ich nicht derjenige sein, welcher? Ich tue es dir zuliebe, Kurtel, denn wir sind doch immer gute Freunde gewesen und da wirst du es lieber sehen, daß gerade ich dein Amtsnachfolger werde, als irgendein anderer, der erst neu in das Regiment versetzt wurde und sich in den dienstlichen und außerdienstlichen Verhältnissen der Garnison noch gar nicht

auskennt.“

Bozendorf saß immer noch da, als habe er eben eine nicht unbedeutende Gehirnlähmung davongetragen und allzu geistreich war sein Gesichtsausdruck auch noch nicht, als er nun sagte: „Na ja, was du da redest, ist ja sehr schön, wenigstens hört es sich so an und es ist ja aller Ehren wert, daß gerade du fortan meine Sporen tragen willst. Aber warte es nur erst mal ab, noch bin ich Adjutant, und wer weiß, ob ich es nicht auch bleibe. Daß ich mich verlobe, ist zwar ausgeschlossen, wenigstens daß ich das aus dienstlichen Gründen tue, aber ich bin sicher, der Oberst wird mich auch ohnedem behalten, denn daß er im Herbst mit einem neuen Adjutanten in das Manöver zieht, das glaubst du doch wohl selber nicht.“

„Warum soll ich das nicht glauben?“ gab Wellhaus zurück. „Es gibt bekanntlich zwei Arten von Vorgesetzten, die einen verlassen sich auf ihre eigene Weisheit, die anderen verlassen sich auf das, was ihre Adjutanten eigentlich wissen müßten, was die aber im gegebenen Augenblick doch verschweigen, weil sie es auch nicht wissen. Offen gestanden rechne ich den Oberst von Otten zu den ersteren.“

„Na ja, na ja, na ja,“ najate Bozendorf noch

eine ganze Weile vor sich hin, um dann zu fragen: „Ganz klar ist mir dein Entschluß aber immer noch nicht, ich finde, die Verlobungsgeschichte kommt etwas sehr plötzlich, oder sollte die vielleicht irgendwie damit zusammenhängen, daß Frau von Mellenthin zurückkommt?“

„An die habe ich vorhin wirklich nicht gedacht,“ gab Wellhaus zur Antwort, „aber nun, da du mich daran erinnerst, kann das mich in meinem Vorsatz nur bestärken. Gewiß, die schöne Witib will wohl ebensowenig etwas von mir, wie ich von ihr, aber trotzdem wird es gut sein, wenn sie von Anfang an sieht, daß ich mich um eine andere bewerbe. Dann werden wir auch den alten Ton, der früher zwischen uns herrschte, wiederfinden.“

„Aber du hast doch früher nie an das Verloben gedacht,“ warf Bozendorf ein.

„Weil ich da hoffte, auf Kommando zu kommen,“ rechtfertigte Wellhaus sich, „aber die Hoffnung habe ich heute bis auf weiteres begraben müssen.“

„Na ja, na ja,“ warf Bozendorf abermals ein, „aber ich verstehe trotzdem immer noch nicht, warum deine Wahl gerade auf Fräulein von Otten fallen soll.“

Wieder visierte Wellhaus seinen Blick haarscharf in das Gesicht seines Freundes, dann fragte er: „Gib mal der Wahrheit die Ehre, Kurtel, hast du dich etwa doch ein klein wenig in sie verliebt und gönnst du sie nun keinem anderen? Solltest du am Ende sogar schon jetzt etwas eifersüchtig darauf sein, daß Fräulein Gisa, wenn ich kolossales Glück habe, unter Umständen meine Braut werden könnte?“

Bozendorf sah den Kameraden an, als habe er plötzlich den Verstand verloren: „Ich eifersüchtig, lieber Kerl, noch dazu auf dich, meinen besten Freund, dem ich von ganzem Herzen alles Gute gönne, besonders dann, wenn mir vorher noch etwas Besseres zuteil geworden ist? Nein, eifersüchtig bin ich ganz gewiß nicht, und von mir aus kannst du Fräulein von Otten jeden Tag dreimal heiraten, morgens, mittags und abends, aber es ist doch noch ein anderer da, der Mann in der Husarenjacke in dem vernagelten Bilderrahmen, der geheime Bräutigam.“

„Vorausgesetzt, daß der da ist,“ warf Wellhaus ein, „und das werde ich sehr bald herausbekommen haben. Ich werde ganz offen und ehrlich vor Fräulein von Otten hintreten und sie fragen, in welchen Beziehungen sie zu diesem Husarenleutnant steht.“

„Um Gottes willen,“ rief Bozendorf erschrocken aus, „Du wirst Doch nicht etwa verraten, daß du durch mich etwas von dem Vorhandensein dieses Bildes erfahren hast?“

„Habe keine Angst,“ beruhigte Wellhaus den Freund, „im übrigen beweist mir deine bloße Furcht, daß dein Peter die hübsche Meta doch wohl etwas ausgehorcht hat und daß die nicht alles ganz freiwillig erzählte. Aber deswegen brauchst du nicht verlegen zu werden, Kurtel, wer weiß, ob ich es an deiner Stelle nicht ähnlich gemacht hätte. Also höre schon mit dem Rotwerden auf und werde wieder blaß.“

Das letztere tat Bozendorf nun allerdings nicht, denn dazu lag nach seiner Ansicht keine Veranlassung vor, wohl aber fragte er: „Und wenn Fräulein von Otten dir nun einen Korb gibt und dir verständlich macht, daß sie den anderen liebt und nicht daran denkt, sich von dir umwerben zu lassen?“ Und ohne die Antwort des Freundes abzuwarten, fuhr er rasch fort: „Weißt du, was ich an deiner Stelle täte? Ich würde mich mit Fräulein Lieselotte von Ronnenberg verloben.“

„Wie kommst du denn nur gerade auf die?“ fragte Wellhaus mehr als überrascht.

„Weil mir erzählt worden ist, du hättest neulich im Kasino, als sich die erste Erregung darü-

ber legte, daß Camburg mit Fräulein Lieselotte zusammen musizieren soll, den guten Camburg darauf aufmerksam gemacht, es sei seine Pflicht, Fräulein Lieselotte durch sein Geigenspiel aus ihrer Einsamkeit heraus wieder in die Gesellschaft zu locken. Du sollst mächtig warm für sie eingetreten sein und ihre Schönheit und die Vorzüge ihres Wesens in allen Tonleitern gesungen haben. Du sollst das so energisch getan haben, daß das den meisten aufgefallen ist."

Wellhaus runzelte unwillig die hübsche, hohe Stirn: „Das letztere ist einfach ekelhaft. Das kommt davon, daß man nun nicht mehr wie früher unter lauter alten Bekannten ist. Man muß sich erst an die neuen Kameraden gewöhnen und die dahin erziehen, daß sie nicht in jedem harmlosen Wort etwas Besonderes finden. Daß ich mich Fräulein Lieselotte angenommen habe, leugne ich gar nicht, das werde ich auch jederzeit weiter tun, denn das arme Mädel tut mir von Herzen leid. Was hat die von ihrem Leben? Eine kranke Mutter und einen meschuggenen Vater. Aber in Zukunft werde ich mit meinen wohlgemeinten Äußerungen über sie wenigstens im Kasino vorsichtiger sein, denn ich möchte nicht, daß Fräulein von Otten etwas davon erfährt, wenigstens so lange nicht, bis wir nicht endlich wissen,

was es mit dieser Husarenjacke und dem vernagelten silbernen Bilderrahmen für eine Bewandnis hat."

*

*

*

Zu derselben Stunde, da die beiden Freunde sich so angelegentlich über Fräulein Gisa und deren vermutlich heimliche Liebe unterhielten, saß Gisa von Otten in ihrem hübschen wie behaglichen Zimmer, hielt den silbernen Rahmen mit dem Bild in den Händen und überlegte sich sehr ernsthaft, ob sie die Photographie noch länger aufbewahren, oder ob es nicht endlich Zeit sei, sich, wenn auch nicht gerade für immer, so doch vorübergehend von ihr zu trennen. Aber wenn sie es tat, würde es sehr bald durch ihre Meta bekannt werden, daß sie sich entlobt habe, die würde es wenigstens vermuten und es auch gar nicht glauben, daß sie niemals heimlich verlobt gewesen war. Das hatte sie der Meta auch nie erklärt, es hatte ihr nur Spaß gemacht, daß diese, als sie kurz vor der Versetzung aus der alten Garnison zu ihren Eltern kam, gleich annahm, der Husarenleutnant sei ihr heimlich Geliebter. Und weil sie sich etwas genierte, die harmlose Wahrheit einzugestehen, hatte sie es auch anfangs

lachend geduldet, daß das Mädchen ihr des Abends das Bild an das Bett stellte, damit sie desto schöner von ihm träume. Was sie anfangs belustigt duldete, ließ sie auch später geschehen, damit Meta sich nicht wunderte, wenn sie das Bild nicht mehr auf ihrem Nachttisch haben wollte. In Wirklichkeit war die Zeit längst dahin, da sie für den hübschen Schauspieler geschwärmt hatte, den sie auf einer Reise nach Berlin dort in der Rolle eines flotten Husarenleutnants im Theater sah, dessen Bild sie sich sofort am nächsten Tage kaufte und den sie heimlich angeschwärmt hatte, ohne ihn deshalb natürlich ernstlich geliebt zu haben. Aber trotzdem hatte sie ihn sogar angedichtet und war drauf und dran gewesen, ihm die seiner Person und seinem Spiel in gleicher Weise geltenden Worte zuzusenden, aber sie hatte es dann doch unterlassen und sich damit begnügt, ihm das Gedicht auf den Rücken zu kleben. Da klebte es lange gut, da ging es nicht verloren, und so oft sie das Bild einmal aus dem Rahmen nahm, hatte sie ihre Verse immer gleich wieder vor Augen, aber auch nur sie, denn ein anderer durfte das Bild natürlich nicht aus dem Rahmen nehmen. Und deshalb hatte sie alle vier Ecken des Rahmens, wie ihre Meta zu ihrer Belustigung immer wieder von neuem feststellte,

mit kleinen Nägeln zusammenhalten lassen, die auf beiden Seiten Köpfe hatten, denn Meta, die sonst gar nicht so begriffsstutzig war, vermochte es trotz allen Nachdenkens nicht herauszubringen, wie diese Nägel anstatt mit den Spitzen zuerst mit den Köpfen durch den Rahmen gegangen waren. Einmal hatte sie Gisa deswegen sogar um Aufklärung gebeten und erklärt, als sie in der Küche den Burschen danach gefragt habe, wie so etwas nur möglich sei, da habe er sie mit dem Zeigefinger auf die Stirn getippt und ganz kurz gesagt: „Verrückt!“ Na, das hatte sie auch nicht klüger gemacht und nicht aus Neugierde, sondern lediglich aus Bildungsdrang wolle sie gern wissen, wie die Sache zusammenhänge, denn das sei doch beinahe unheimlich. Aber trotzdem hatte Gisa sich gehütet, ihr die mehr als einfache Lösung zu geben, die darin bestand, daß die Nägel gar keine Nägel waren, sondern feine Schraubengewinde, auf die die kleinen silbernen Köpfe aufgedreht waren. Nur gut, daß Meta nicht dahinter kam, sonst hätte die das kleine Liebesgedicht „An ihn“ schon längst gelesen, und das sollte außer ihr nur noch ein Mensch kennen lernen, ihr späterer Mann.

Damit sie den aber fände, wurde es nach ihrer Überzeugung wirklich Zeit, das Bild ver-

schwinden zu lassen, das auch schon deshalb, damit auch durch die Meta dem Gerücht von ihrem heimlichen Verlobtsein ein Ende gemacht würde. Die Eltern hatten ohnehin genug gescholten, als sie von Metas Vermutung und von deren Gerede erfuhren. Die hatten ihre Tochter nicht verstanden, daß die dem nicht sofort energisch widersprach, aber auf ihre Bitten hin ließen sie die doch ruhig gewähren, weil Gisa es sich so lustig gedacht hatte, sich hier ihrerseits die Leutnants in aller Ruhe daraufhin ansehen zu können, wer ihr wohl gefiel, ohne daß die Leutnants sie gleich von Anfang an mit Liebes-, Verlobungs- und Heiratsaugen betrachteten. Erst wollte sie selbst im stillen ihre Wahl treffen, aber bis jetzt war dabei noch nicht viel herausgekommen, denn daß sie sich allen Ernstes in Leutnant Camburg verlieben sollte, nur weil sie der Ansicht war, noch nie bei einem Menschen derartig rührend gute Hundeaugen gesehen zu haben, war natürlich ein Unsinn. Na und der Adjutant ihres Vaters, dieser Herr von Bozendorf, der ihr gleich bei der ersten Begegnung mehr als deutlich zu verstehen gab: mein schönes Kind, du gefällst mir schon deshalb, weil du bereits einen anderen hast und weil ich mich nun glücklicherweise nicht in dich zu verlieben brau-

che — nein, der kam auch nicht für sie in Frage, für den empfand sie gar nichts, heute höchstens so etwas wie Mitleid, weil der sich nun verloben mußte, wenn er Adjutant bleiben wolle. Der Vater war am Mittag so verärgert aus der Kaserne gekommen, daß sie und die Mutter nicht eher ruhten, bis er ihnen erzählte, was vorlag, obgleich er sonst nie von dienstlichen Dingen zu Hause sprach. Na und das war ja auch eigentlich mehr eine private Angelegenheit gewesen. Nun war sie nur neugierig, wie Bozendorf die Worte ihres Vaters aufgenommen hatte. Das würde sie dem sofort ansehen, wenn sie ihn nachher auf dem Tennisplatz traf. Und neugierig war sie auch, mit wem er sich später verloben würde, mit ihr ganz gewiß nicht und das war auch nur gut, obgleich sie eigentlich nicht recht wußte, was sie an ihm auszusetzen hätte. Eigentlich gar nichts, aber er gefiel ihr schon deshalb nicht besonders, weil sie erriet, daß sie ihm nur gefiel, weil er glaubte, daß ihre Liebe im stillen einem anderen gehörte.

Aber mit dem Glauben mußte es von heute vorbei sein, natürlich nicht seinen-, sondern lediglich ihretwegen, denn sonst blieb sie eines Tages vielleicht doch sitzen, und sie bedankte sich dafür, als sitzengebliebene Tochter des Herrn Oberst zur Generalstochter befördert zu

werden, Also erst fort mit dem Bild. So erhob sie sich nun rasch von ihrem Platz, auf dem sie vor sich hingeträumt hatte und verschloß die Photographie in ihrer Schreibtischschublade. Dann aber hing sie gleich weiter ihren Gedanken nach. Ob sie sich wohl in den Baron Griesbach würde verlieben können? Der war nach ihrem Geschmack entschieden der hübscheste Leutnant von allen und er hatte auch manchmal eine Art, sie anzusehen, die sie halb verlegen machte und sie doch wieder belustigte. Es lockte sie auch zuweilen, den Versuch zu machen, ob sie ihm nicht ebenso gefährlich werden könne, wie die kleine Anita Münchheim, denn daß er sich in die vergafft hatte, darüber waren sich alle jungen Mädchen längst einig. Schon weil sein Interesse der und nicht ihr galt, begriff sie gar nicht, was er an der nur so Besonderes finden konnte. Sonst war von den Leutnants eigentlich keiner da, der für sie in Frage kam. Höchstens noch Herr von Wellhaus, aber auf den war sie schon deshalb schlecht zu sprechen, weil er noch besser Tennis spielte als sie und weil er sie selbst aus Höflichkeit bei dem Einzelspiel noch nicht ein einzigesmal hatte gewinnen lassen, trotzdem er ihr doch deutlich anmerken mußte, daß sie schon vor den anderen mehr als brennend gern einmal

über ihn Sieger geblieben wäre. Ob er sie wohl heute gewinnen ließ, wenn sie es zum erstenmal darauf ablegte, ihm gefallen zu wollen? Ob sie das heute versuchte, wenn sie mit ihm zusammentraf, denn sicher würde er bei dem schönen Wetter auf dem Platze sein. Sie warf einen Blick auf die Uhr. Es wurde langsam Zeit, an das Umkleiden zu denken. Aber was zog sie heute an, das weiße oder zur Abwechslung einmal das hellgraue Tenniskostüm, das sie hier noch gar nicht getragen hatte und das sie auch nur ungern wieder anzog, seitdem ihr maßlos frecher Vetter Hugo ihr die Freude an dem nahm. Der Bengel war noch auf dem Kadettenkorps, allerdings schon Selektaner und fühlte sich als solcher ganz bedeutend. Er war sich des Wertes seiner Persönlichkeit voll bewußt und renommierte besonders damit, für weibliche Schönheiten einen Blick zu haben wie kein zweiter. Trotz des Unterschiedes der Jahre hatte er ihr bei seinem letzten Besuch im Hause ihrer Eltern auf Teufels-
holen den Hof gemacht, ganz besonderes Vergnügen aber hatte es ihm bereitet, ihr bei dem Tennisspiel zuzusehen, hinter ihr auf einer Bank zu sitzen und jeder Bewegung ihres geschmeidigen Körpers zu folgen. Und da war es eines Nachmittags geschehen, daß er auf dem

Nachhausewege zu ihr sagte: „Weißt du, Gisa, ich bin mir heute endgültig darüber klar geworden, an deiner Stelle würde ich fortan nur noch das graue Kostüm tragen, denn die grauen Strümpfe stehen dir viel besser als die weißen.“ Und dabei hatte der Bengel so dreckig vor sich hingelacht, daß sie da erst den Sinn seiner Worte verstand und daß sie da erst deutlich begriff, warum er so gern hinter ihr sitzend ihrem Spiel zusah. Das nur deshalb, um ihr desto besser auf die Strümpfe und auf das, was in denen verborgen war, blicken zu können. Das Blut war ihr in die Wangen geschossen und am liebsten hätte sie dem Frechdachs die wohlverdiente Maulschelle gegeben, doch davor bewahrte ihn des Königs Rock, den er trug. Aber sie hatte kein Wort mehr mit ihm gesprochen und das Kostüm in der alten Garnison auch nicht wieder getragen. Der Vetter hatte es ihr verleidet, schon weil sie zu dem grauen Kostüm auch die grauen Strümpfe tragen mußte. Daß die ganz besonders hübsche Formen machten, wußte sie allein, aber das hätte er ihr nicht sagen dürfen. Auch sonst stand ihr die graue Farbe gut, und so beschloß sie, sich heute einmal für die zu entscheiden. Es war wirklich einmal eine Abwechslung, und plötzlich wurde der Gedanke in ihr wach. Daß auch sonst der heutige

Tag vielleicht eine Abwechslung in das Einerlei der Tennismittage bringen könne. Ohne daß sie allerdings wußte, woher die kommen solle.

So klingelte sie denn nun nach der Meta, damit die ihr behilflich wäre und gleich darauf trat die in das Zimmer, sauber und adrett wie immer, sehr gewandt und geschickt und für gewöhnlich auch still und schweigsam, denn sie sprach eigentlich nur, wenn sie gefragt wurde, bis sie nun, während sie Gisa half, plötzlich einen halb unterdrückten Ruf des Erstaunens und des Schreckens ausstieß, um gleich darauf zu fragen: „Das gnädige Fräulein dürfen mir nicht böse sein, aber ich sehe es eben, auf dem Schreibtisch fehlt das Bild, ist es heruntergefallen und kaputt gegangen? Ich bin aber ganz gewiß nicht daran schuld, gnädiges Fräulein, ich habe den Herrn Leutnant immer so vorsichtig abgestaubt wie nur möglich, denn man kann mit den Männern überhaupt nie vorsichtig genug umgehen, noch dazu, wenn einer so schön ist, wie der Herr Leutnant. Manchmal habe ich den kaum anzufassen gewagt, weil ich im stillen fürchtete, er könne mir eines Tages doch aus den Händen fallen, denn die haben zuweilen vor Erregung gezittert, so hübsch fand ich den Herrn Leutnant. Und nun ist er doch hingefallen, hoffentlich hat er sich nicht weh

getan, ich meine natürlich, hoffentlich haben die Glassplitter das Bild nicht verletzt."

„Nein, nein, Meta, beruhigen Sie sich nur,“ warf Gisa ein, der es nicht ganz leicht wurde, ernsthaft zu bleiben, „das Bild ist heil und unverseht und wenn es trotzdem nicht mehr auf dem Schreibtisch steht, hat das einen anderen Grund, zwischen dem Herrn Leutnant und mir ist es aus für immer.“

Es hätte nicht viel gefehlt und Meta hätte sich vor Erstaunen und vor Entsetzen auf einen Stuhl gesetzt. Sie konnte im ersten Augenblick gar nicht sprechen, sie jappte förmlich nach Luft wie eine asthmatische Jungfrau, bis sie endlich meinte: „Mit dem Herrn Leutnant ist es nun aus für immer? Den soll ich nun nie mehr abstauben dürfen? Und dabei hat er mich immer so freundlich angelächelt, jeden Morgen mit demselben freundlichen Blick.“

„Ja, ja, das tun die Bilder meistens,“ lachte Gisa fröhlich auf, „den Gesichtsausdruck, den die einmal haben, den behalten sie auch bei.“

„Das natürlich, gnädiges Fräulein, aber ich meine trotzdem, der Herr Leutnant hatte einen ganz besonders freundlichen Blick. Manchmal kam es mir sogar vor, als blinzelte er mir mit seinen Augen heimlich und verstoßen zu, als wolle er

sagen: ‚Na, Fräulein Meta, wie war die Nacht? Gut geschlafen? Was Schönes geträumt? Immer lustig und guter Dinge? Na, so gehört es sich aber auch, das Leben ist ohnehin nicht viel wert, aber was hilft das alles, man muß den Kopf oben behalten.‘ Und ich habe ihm immer so aufmerksam zugehört, wenn er mit seinen Augen zu mir sprach und mir mit denen Mut zuredete, denn auch unsereins hat zuweilen seine Sorgen, gnädiges Fräulein. Und nun soll ich den Herrn Leutnant nie mehr wiedersehen? Und das gnädige Fräulein ihn auch nicht? Na, soviel weiß ich, an Stelle des gnädigen Fräuleins würde ich mir die Augen aus dem Kopfe weinen.“

„Ich denke ja gar nicht daran,“ widersprach Gisa belustigt, dann aber ernst werdend setzte sie hinzu: „So wie es gekommen ist, Meta, ist es schon das beste. Die heimliche Verlobung war damals von beiden Seiten ein etwas unüberlegter Schritt, das haben wir inzwischen eingesehen, und eigentlich heimlich verlobt sind wir auch gar nicht miteinander gewesen. Wir haben nur mal davon gesprochen, daß wir uns später vielleicht heiraten würden, wenn wir in Jahr und Tag noch so dächten wie damals. Na, und heute denken wir eben anders, ohne daß wir beide uns anderweitig verlobt hätten. Unsere Herzen sind vollständig

frei und sie haben einander wohl auch nie gehört, denn sonst würde ich heute vielleicht ein schwarzes, aber sicher kein hellgraues Kleid anziehen."

„Und grau steht dem gnädigen Fräulein so besonders gut," warf Meta ein. „Das hätten das gnädige Fräulein schon längst einmal anziehen sollen. Ich habe es ja schon oft herausgehängt, aber heute werden das gnädige Fräulein Aufsehen erregen, schon allein wegen dieser entzückenden grauen Strümpfe, na, da werden die Herren Leutnants schöne Augen machen."

„Nun hören Sie schon bitte mit dem Kleid und mit dem, was dazu gehört, auf," schalt Gisa etwas verlegen, „im übrigen müßten Sie es eigentlich schon wissen, daß ich zu jenen jungen Mädchen gehöre, die sich nicht für andere, sondern die sich lediglich für sich selber anziehen."

Meta machte ein etwas ungläubiges Gesicht, als wollte sie sagen: Gibt es wirklich solche dummen Geschöpfe? Ich selbst gehöre jedenfalls nicht zu denen, denn wenn ich mich an meinem Ausgehtag putze, ziehe ich das an, was meinem Schatz gefällt und frage den Teufel danach, ob die Aufmachung auch nach meinem eigenen Geschmack ist. Nach dem gehe ich erst, wenn ich verheiratet bin, aber erst muß man den Mann fest am Bandel haben. Laut aber sagte sie: „Das

weiß ich natürlich schon lange, gnädiges Fräulein, und was ich sonst noch alles gesagt habe, und ich weiß im Augenblick nicht einmal mehr, was das alles war, das nehmen das gnädige Fräulein mir hoffentlich nicht übel. Aber ich kann mir nicht helfen, es will mir absolut nicht in den Sinn, daß ich den Herrn Husarenleutnant nicht mehr abstauben darf."

Das klang so traurig und verzagt, daß es Gisas Herz rührte und daß sie des Mädchens wegen beinahe bereute, das Bild fortgeschossen zu haben, bis sie nun plötzlich und unvermittelt fragte: „Sagen Sie mal, Meta, aber geben Sie bitte der Wahrheit die Ehre, ist es des Morgens zwischen Ihnen und dem Herrn Leutnant im Bilde immer nur bei dem Abstauben und bei der stummen Augenunterhaltung geblieben oder — “

Doch weiter brauchte Gisa nicht zu fragen, Meta bekam einen dunkelroten Kopf und da wußte Gisa, daß Metas Lippen oft, wenn nicht täglich, das Bild geküßt hatten. Nur gut, daß sie das selbst kaum jemals tat oder wenn doch, daß sie es sich schon längst abgewöhnte, da hatte sie wenigstens nicht mit ihrem Mädchen zusammen ein und denselben Mann geküßt. Und daß Meta den jeden Tag an ihre Lippen führte, das nahm die der nachträglich absolut nicht übel, im Gegenteil, das

belustigte sie nur und deshalb kam sie auch gar nicht weiter darauf zurück, sondern ließ sich von ihrer Meta, die plötzlich wieder sehr schweigsam und still geworden war, bei dem Ankleiden weiter helfen und als sie dann fix und fertig angezogen einen Blick in den Spiegel warf, war sie sehr mit sich zufrieden. Der hellgraue, ganz weite Rock mit der weiten Überziehjacke, unter deren zurückgeschlagenen Kragen die schneeweiße Bluse hervorsah und der weiche, runde, graue Filzhut auf dem dunkelblonden Haar, das alles stand ihr wirklich ausgezeichnet. Und auch die hellgrauen in der Farbe genau zu dem Kleid passenden absatzlosen Schnürstiefel machten einen hübschen, schmalen Fuß. Gisa gefiel sich sehr, und sie nahm sich vor, das Kleid in Zukunft häufiger anzuziehen, allerdings wollte sie das zum Teil auch davon abhängig machen, ob sie heute in dem etwas erlebte, zum Teil aber auch davon, ob sie heute den anderen gefallen würde, obgleich sie sich sonst wirklich in erster Linie für sich anzog, schon weil sie niemanden hatte, für den es ihr ein Vergnügen machte, sich zu putzen.

So verließ sie denn bald darauf das Haus in bester Stimmung und die wurde noch dadurch erhöht, daß sie schon auf der Straße die bewundernden Blicke bemerkte, mit denen man sie

ansah und mit denen man ihr sogar nachsah. Das machte sie doppelt gespannt darauf, wie sie auf dem Tennisplatz gefallen würde, aber als sie sich dem nun näherte, sah sie schon von weitem, daß sie etwas reichlich früh kam. Es waren noch nicht viele Spieler anwesend. Vielleicht daß ihre Neugierde, zu erfahren, was Herr von Bozendorf heute nachmittag für ein Gesicht machen würde, sie doch veranlaßt hatte, etwas früher als sonst fortzugehen, obgleich es ihr im Grunde genommen natürlich ganz gleichgültig sein konnte, ob der etwas mehr oder weniger geknickt war. Aber der Adjutant war ebenfalls noch nicht da, das sah sie sofort. Wohl aber war sein Freund Wellhaus schon anwesend und eifrig mit dem Spiel beschäftigt. Auch Baron von Griesbach spielte bereits mit der kleinen Anita, ebenso wie schon verschiedene andere Paare die Bälle schlugen, aber es war doch noch nicht der richtige Betrieb. Na, der würde sicher schon noch kommen. Aber gerade weil der Platz noch nicht so voll war, wurde ihr Erscheinen sofort bemerkt und sobald das Spiel es den einzelnen erlaubte, traten alle auf sie zu, um sie zu begrüßen, einmal, weil sie als Tochter des Kommandeurs auf besondere Höflichkeit Anspruch hatte, dann aber auch, weil alle sie bewundern wollten. Die jungen Mädchen taten

es mit mehr oder weniger neidischen Blicken, die Herren aber aus ehrlichster Überzeugung, und namentlich Hans Erich konnte sich an ihr nicht satt sehen. Und als er mit ihr durch einen Zufall allein stand, rief er ihr zu: „Nein wirklich, gnädiges Fräulein, einfach bezaubernd! Wäre ich ein Maler, würde ich Sie an die Wand malen, das heißt natürlich, ich würde von Ihnen für eine Wand ein großes Wandgemälde malen. Wäre ich Johann Strauß, würde ich aus Ihnen einen Wiener Walzer komponieren, bei dem kein Mädchenfuß trocken, ich wollte sagen, ruhig bleiben würde. Wäre ich ein Bildhauer, würde ich Sie in Marmor hauen. Wäre ich ein Dichter, ich würde Sie besingen, meinetwegen sogar mit der Leier in der Hand, Sie dürften nur nicht von mir verlangen, daß ich zu der Leier auch noch singen solle, denn singen könnte ich selbst dann nicht, wenn ich mit der schönsten Stimme auf die Welt gekommen wäre. Unter uns gesagt, gnädiges Fräulein, ich bin in musikalischer Hinsicht das taktloseste Geschöpf von der Welt. Bis dreiviertel zu zählen, habe ich glücklicherweise gelernt, denn sonst könnte ich ja keinen Walzer tanzen, aber wie ein vernunftbegabter Mensch es fertig bringt, sogar siebenachtel oder neunsechzehntel Takt und ähnliches innezuhalten, das geht über meinen

Verstand."

„Na, dann seien Sie froh, daß man ähnliche Kunststücke nicht von Ihnen verlangt,“ neckte sie ihn.

„Bin ich auch,“ stimmte er ihr bei, „aber noch froher bin ich darüber, daß Sie uns und damit auch mir heute Gelegenheit geben, Sie in diesem Kostüm bewundern zu dürfen. Aber trotzdem will ich mit Ihrer hohen Erlaubnis damit aufhören, Sie weiter mit meinen Blicken zu verschlingen, sonst bleibt für die anderen nichts von Ihnen übrig, aber einmal muß ich es Ihnen trotzdem noch sagen, meine Augen haben selten etwas so Hübsches und Bezauberndes gesehen wie Sie heute, und wenn ich unter dieser Einwirkung vielleicht etwas Unsinn redete, müssen Sie mir das schon verzeihen. Wer zu lange in die Sonne sieht, wird geblendet und diese Blendung der Augen überträgt sich leicht auf das Gehirn.“

„So, nun hören Sie mit den Schmeicheleien aber wirklich auf, Herr Baron,“ wehrte Gisa lachend ab, „denn wenn Sie alle Komplimente, die Sie zu vergeben haben, mir zollen, dann bleibt in der Hinsicht nichts für die anderen jungen Mädchen übrig und das wäre doch schade für die, aber auch für Sie.“

Meinen Sie wirklich, gnädiges Fräulein?

Wollte er fragen, aber er kam nicht dazu, denn über den Platz erklang plötzlich Fräulein Anitas helle, frische, aber doch ein klein wenig ungeduldige Stimme: „Herr Baron, Herr Baron von Griesbach, wo bleiben Sie denn nur?“

Am liebsten da, wo ich bin, dachte Hans Erich trotz aller Verehrung, die er für Fräulein Anita empfand, im stillen, dann aber wandte er sich an Fräulein von Otten: „Ich bitte um Erlaubnis, mich verabschieden zu dürfen, gnädiges Fräulein, Sie hörten es wohl eben mit eigenen Ohren, daß man nach mir verlangt. Ich habe Fräulein Münchheim versprochen, ihr für das Spiel, das sie vorhin verlor, Revanche zu geben und die scheint das gnädige Fräulein nicht erwarten zu können. Also gestatten sie mir, mich Ihnen zu empfehlen und mich Ihnen in Gedanken zu Füßen zu legen.“

„Wenn Ihnen das letztere Spaß macht, warum nicht,“ stimmte Gisa ihm fröhlich lachend bei, „es käme nur darauf an, wie lange Sie dort liegen bleiben wollen, denn ewig kann ich hier natürlich nicht stehen bleiben.“

„Aber, Herr Baron, Herr Baron, wo bleiben Sie denn nur?“ erklang da abermals Fräulein Anitas ungeduldige Stimme.

„Ich komme schon, ich komme schon,“ rief er

zurück, und nachdem er sich mit einem kurzen „hoffentlich auf Wiedersehen“ verabschiedet hatte, eilte er schnell davon, um Fräulein Anita womöglich noch schneller wieder zu versöhnen.

Ganz so rasch schien das allerdings nicht gehen zu sollen, denn Fräulein Anita empfing ihn etwas schmollend: „Aber das geht doch nicht, Herr Baron, daß Sie mich hier eine Ewigkeit warten lassen, nur um Fräulein von Ottens graues Kostüm zu bewundern, denn nicht wahr, das haben Sie doch getan?“

Vielleicht habe ich sogar auch etwas die Schöpfung der Götter und der Menschen bewundert, die in diesem Kostüm steckt, hätte er ihr am liebsten offen und ehrlich zugerufen, aber das wagte er doch nicht und nun, da er wieder vor Fräulein Anita stand, begriff er eigentlich selbst nicht recht, daß er die über Gisa, wenn auch nur vorübergehend, hatte vergessen können. Gewiß, Fräulein von Otten war sicher schöner, ihr Gesichtsausdruck war ruhiger und bei aller jugendlichen Anmut edeler und vornehmer. Dafür war Fräulein Anita anmutiger und in ihrer Art einfach bezaubernd, wenigstens fand Hans Erich das und er wußte, daß er damit nicht allein im Regiment stand. Und doch wußte er auch heute zuerst selbst wieder nicht, was ihm eigentlich so

ganz besonders an ihr gefiel. War es ihr Äußeres, war es ihr frohes Lachen, ihre frische, fröhliche Art zu plaudern, war es das Schalkhafte in ihrem Wesen, ihre Kunst, sich zuweilen so zu verstellen, daß er nicht recht wußte, woran er eigentlich bei ihr war, oder war es schließlich der frische natürliche Duft, der ihrem schönen Haar entströmte? Er war mit wahnsinnig empfindlichen Geruchsnerven auf die Welt gekommen, mit Nerven, die ihm das Leutnantsleben an heißen Sommertagen in der Marschkolonne ebensooft unerträglich machten, wie an den frühen Morgenstunden der Unterricht in der großen Mannschaftsstube, in der die Nacht hindurch dreißig Leute und mehr geschlafen hatten. Aber wie er unter solchen Gerüchen körperlich und seelisch litt und eigentlich nur die Menschen auf der Welt beneidete, die ohne jeden Geruchssinn geboren waren, ebenso dankbar und empfänglich war er auch für Wohlgerüche.

Was ihn so an Fräulein Anita fesselte, was ihn immer wieder ihre Nähe suchen ließ, das wußte er selbst nicht recht, aber ohne, daß er sie heute schon liebt, hatte sie es ihm angetan und in seinem Kußbuch stand ihr Name schon längst auf der Seite derjenigen, die er gern einmal küssen möchte. Die kleine Anita gefiel ihm sehr, wenn-

gleich er sich natürlich nach Möglichkeit hütete, ihr seine Empfindungen für sie zu verraten. Erst mußte er sie wirklich lieben und erst mußte er vor allen Dingen die Gewißheit haben, daß sie ihn wiederliebe, eher würde er sich nicht zum zweitenmal ernstlich mit Heiratsgedanken tragen.

„Halten Sie es denn gar nicht der Mühe wert, sich irgendwie zu entschuldigen?“ schmolte die kleine Anita plötzlich etwas kokett weiter, als er immer noch schwieg, weil ihm ganz gegen seinen Willen in ihrer Nähe jetzt so vieles durch den Kopf schoß.

„Sind Sie mir denn wirklich böse, gnädiges Fräulein?“ gab er zurück. „Dazu liegt doch gar keine Veranlassung vor. Gewiß, ich habe Sie einen Augenblick warten lassen — “

„Das nennen Sie einen Augenblick?“ fiel sie ihm in das Wort, „da müssen Sie eine merkwürdig gehende Uhr haben.“

„Die Uhren gehen alle gleich, gnädiges Fräulein,“ verteidigte er sich, „nur die Stimmungen, aus denen heraus wir das Vorwärtsrücken der Zeiger betrachten, sind verschieden. Im übrigen, gnädiges Fräulein, schlage ich ernstlich vor, daß Sie mir meine Sünden, soweit ich die nach Ihrer Ansicht beging, verzeihen und daß wir eine Versöhnungspartie spielen, ich verspreche Ihnen

auch, daß Sie die gewinnen sollen."

Aber Anita widersprach: „nein, das will ich nicht, entweder ehrliches Spiel oder gar keins. Und offen gestanden ist mir über dem Warten die Lust zum Weiterspielen etwas vergangen. Aber die wird schon wiederkommen, Herr Baron, Sie brauchen deswegen kein betrübtes Gesicht zu machen. Ich bin Ihnen auch gar nicht böse und zum Beweis dafür dürfen Sie mich auch dort drüben zu der Bank unter der großen Kastanie führen und mich dort eine Viertelstunde sehr nett unterhalten. Aber das sage ich Ihnen gleich, Herr Baron, sehr nett, denn sonst —"

„Ach herjesses, gnädiges Fräulein," unterbrach er sie unwillkürlich, „woher soll ich hier so ohne weiteres eine sehr nette Unterhaltung nehmen? Eine perfekte Köchin, die plötzlich eine Handvoll Muskatnuß oder so etwas Ähnliches braucht, hat es bedeutend leichter und einfacher, die macht das Küchenspind auf und holt sich das Nötige heraus. Aber wo steht hier ein Schrank? Und so à la Bellachini ganz ohne Apparate, frei aus der Luft, nur so aus dem Gehirnkasten, ohne jeden geistigen Übergang — ja, wenn ich heute morgen wenigstens noch etwas Geistreiches oder Lustiges erlebt hätte, aber ein preußischer Kasernenhof ist kein großstädtisches

Nachtlokal, in dem diejenigen sich angeblich am besten amüsieren, denen dort das meiste Geld abgenommen wird, ohne daß sie dafür etwas anderes haben, als am nächsten Morgen einen großen moralischen und physischen Katzenjammer. Doch diese geistreiche Bemerkung ganz nebenbei, gnädiges Fräulein. Vielleicht ist es sogar sehr unpassend gewesen, in Ihrer Gegenwart überhaupt von Nachtlokalen zu sprechen."

Anita lachte lustig und girrend auf: „Das glauben Sie wohl selber nicht, Herr Baron. Ich bin doch ein aufgeklärtes junges Mädchen, das da ganz genau weiß, daß die Nächte nicht nur zum Schlafen da sind, sondern wenigstens in der Großstadt, um sich dort zu amüsieren. Und soviel steht schon längst bei mir fest, sobald ich einmal wieder nach Berlin komme, amüsiere ich mich dort auch des Nachts. Ich habe dort Gott sei Dank männliche Verwandte wohnen, teils verheiratete, teil unverheiratete. Namentlich die letzteren müssen mich überall hinführen. Doch diese geistreiche Bemerkung nur ganz nebenbei," neckte sie ihn absichtlich, „vielleicht ist es sogar unpassend gewesen, in Ihrer Gegenwart von meinen Bummelabsichten zu sprechen."

„Das glauben Sie wohl selbst nicht, gnädiges Fräulein," gab er seinerseits lustig zur Antwort.

„Im übrigen kennen Sie sicher auch das alte Wort: Wer in der Jugend gebummelt hat, hat es im Alter nicht mehr nötig, oder wenn er es auch dann noch tut, und vor allen Dingen noch kann, um so besser. Nun aber wollen wir wirklich solche unsoliden Gespräche aufgeben, gnädiges Fräulein, denn von dem Bummeln soll man nur reden, wenn man dem guten Vorsatz auch gleich die Tat folgen lassen kann. Hier in der Stadt geht es aber leider nicht, dazu fehlt es an Gelegenheit, und mit dem guten Willen allein ist es auch nicht getan, womit aber nicht gesagt sein soll, daß ich mich hier nicht außerordentlich wohl fühle, nicht nur im Regiment, sondern erst recht — “

„Hier neben mir auf der Bank, wollten Sie den Satz hoffentlich beenden,“ fuhr sie für ihn fort, als er plötzlich schwieg.

„Selbstverständlich, gnädiges Fräulein,“ pflichtete er ihr bei, „wozu wäre sonst diese Bank und wozu wären Sie wohl sonst auf der Welt, gnädiges Fräulein? Daß wir heute hier noch so nahe beieinander sitzen würden, habe ich heute morgen auch nicht geglaubt, als ich während des Dienstes an Sie dachte.“

„Und darf man auch wissen, was Sie gedacht haben, als Sie an mich dachten?“ erkundigte sie sich gespannt.

„Das ist kein Geheimnis, gnädiges Fräulein. Als ich mich heute morgen bei dem Dienst wie immer in geistreicher Weise erschreckend langweilte, da dachte ich, ob Sie wohl den heutigen Vormittag ebenso langweilig verlebten, oder ob Sie den in angenehmer und anregender Weise verbrächten.“

„Das war alles?“ fragte Anita etwas enttäuscht. „Um das zu denken, hätten Sie wirklich nicht an mich denken brauchen, wieweil es natürlich sehr nett von Ihnen war, daß Sie überhaupt an mich dachten.“

„Und noch netter wäre es gewesen, wenn Sie meine geheimsten Gedanken erraten und auch Ihrerseits etwas an mich gedacht hätten, gnädiges Fräulein,“ rief er ihr zu.

Anita lachte fröhlich auf, aber ohne daß er es merkte, klang ihr Lachen etwas verlegen, bis sie nun meinte: „Nein, Herr Baron, was Sie sich einbilden, das ist nicht, dazu fehlte es mir schon an Zeit, heute morgen noch mehr als je, denn Sie glauben ja gar nicht, was man heutzutage als junges Mädchen im Haushalt alles zu tun hat, selbst dann, wenn man es nicht gerade nötig hat, zu helfen. Aber auch sonst weiß man nicht, wo die Zeit bleibt. Man muß seine Briefe erledigen, sein Taschengeld berechnen, dies oder jenes tun und

heute lag sogar noch etwas ganz besonders Wichtiges für mich vor, aber was das war, kann Sie natürlich nicht interessieren."

Aber in Wirklichkeit hätte ihn das sicher sogar sehr interessiert, denn da die kleine Anita es natürlich längst bemerkt hatte, daß sie dem Baron gefiel, hatte sie in der Nacht von ihm geträumt und sich mit ihm verlobt. Im ersten Augenblick hatte sie sich darüber sehr gefreut, dann aber einen kleinen Schrecken bekommen, denn ernstlich dachte sie noch gar nicht an das Verloben, dafür war sie nach ihrer Ansicht noch zu jung und dafür tanzte sie auch viel zu gern. Das Tanzen ging ihr über alles und darüber war sie sich in ihrem Briefwechsel mit einer ihrer vielen auswärtigen besten Freundinnen, der bildhübschen Susetta, längst einig geworden, ehe man in den heiligen Stand der Ehe trat, mußte man sich als junges Mädchen ganz gehörig ausgetanzt und sich bei der Gelegenheit wahnsinnig den Hof haben machen lassen. Auch darüber waren sie sich einig, daß selbst das größte Eheglück keinen in der Jugend versäumten und ungetanzt gebliebenen Walzer ersetzen könne. Nein, sie wollte wirklich noch nicht heiraten und wenn sie trotzdem schon von einer Verlobung mit dem Baron geträumt hatte, lag das sicher nicht

nur daran, daß sie ihn sehr hübsch und sehr nett fand, sondern es hing auch damit zusammen, daß er Baron war und daß es ihr schmeichelte, Frau Baronin zu werden, das war doch immerhin etwas, da konnte sie die Adelskrone in der Wäsche tragen und auf der Brosche, und wenn sie später hoffentlich nie alt geworden war, auch auf dem Stil der Lorgnette. Die Krone konnte auch sonst manchen Gegenstand schmücken, wenn sie natürlich auch nie so geschmacklos sein würde, die selbst auf den Fenstergriffen anbringen zu lassen, wie sie das nicht als Witz, sondern als Tatsache bei einer sehr reichen, aber auch sehr adelsstolzen Familie vor Jahren mit eigenen Augen gesehen hatte. Und das war auch nicht dumm, sich später „Frau Baronin“ anreden zu lassen, anstatt nur „gnädige Frau“.

Solche und ähnliche Gedanken hatte sie selbst im Schlaf gehabt, und als sie sich erhoben und gefrühstückt hatte, da war der Traum noch derartig in ihr lebendig, daß sie sich an dem Schreibtisch niederließ, um, wenn auch nur im Scherz, ihre Verlobungsanzeige zu Papier zu bringen. Zuerst die Anzeige ihrer Mutter: Die Verlobung meiner einzigen Tochter Anita mit dem Königlich-Preußischen Oberleutnant Baron Hans Erich von Griesbach beehre ich mich hierdurch

ganz ergebenst anzuzeigen. Daneben hatte sie die Verlobung aufgesetzt, die er veröffentlichen würde und dann hatte sie ihren eigenen späteren Namen ausprobiert. Frau Baronin Anita von Griesbach. Oder klang es besser: Anita Baronin von Griesbach? Oder: Frau Anita Baronin von Griesbach. Das wollte wenn auch nur im Scherz, sehr reiflich überlegt sein, denn wer konnte wissen, ob aus dem Scherz nicht Ernst wurde, wenn er sie weiter so bevorzugte und wenn er ihr auch weiterhin so gut gefiel? Natürlich, auf die Tanzerei mußte sie dann verzichten, denn was man sich als verheiratete Frau zusammen tanzt, das zählt doch nicht mit. Allerdings war es auch noch sehr die Frage, ob ihre intimste Freundin dem Tanzen zuliebe selbst auf den Freier verzichten würde, wenn der sich ihr nahte und ob die ihr diese Tanzbriefe nicht nur geschrieben hatte, damit sie auf die hineinfiel und damit die Freundin sie bei dem Verlobungsrennen um eine kleine Nasenlänge schlug? Wer konnte das alles wissen. Am besten war es vielleicht, man tat, was man selber wollte und ließ die Freundin schreiben, was ihr Spaß machte. So hatte sie denn auf dem Blatt Papier, das vor ihr lag, weiter ihren Namenszug gemalt, und das nahm ihre Zeit und ihre Gedanken so in Anspruch, daß sie mehr als

unwillig wurde, als die Mutter sie durch eins der Mädchen fragen ließ, ob sie sich heute denn gar nicht nützlich machen wolle. Als wenn sie das nicht ohnehin getan hätte. Sie dachte doch sehr ernstlich über ihr späteres Leben nach und noch nützlicher konnte sie ihre Zeit doch nicht verwenden. Das hätte sie ihrer Mutter auch am liebsten als Antwort schicken lassen, aber dann unterließ sie es doch, weil diese Botschaft sich durch das Mädchen nicht bestellen ließ. Sie selbst durfte ihre Tätigkeit aber auch nicht unterbrechen, und so hatte sie denn weiter und weiter geschrieben, bis ihr schließlich die Finger weh taten.

Das alles ging ihr blitzschnell wieder durch den Kopf und sie fand es sehr ritterlich von ihm, daß er sie gar nicht fragte, was sie denn heute so Besonderes vorgehabt habe, sondern daß er sie ruhig ihren Gedanken nachhängen ließ. Neugierig schien er glücklicherweise gar nicht zu sein, aber sie wurde es plötzlich. Mit einemmal, ohne daß sie selbst recht wußte, warum und weshalb, drängte sich ihr eine Frage auf, von der sie nun nicht begriff, daß die erst heute in ihr wach wurde. Gewiß, noch war er nicht ihr Mann und ob er es je würde, blieb abzuwarten, aber je mehr sie vorher von ihm wußte, desto besser war es und deshalb

meinte sie nun plötzlich und unvermittelt: „Sagen Sie bitte, Herr Baron, wollen Sie mir eine Frage beantworten?“

Während die kleine Anita sich mit ihm in Gedanken beschäftigte, hatte Hans Erich, ohne daß Anita es bemerkte, ein paarmal heimlich zu Fräulein von Otten hinüber geschickt, an deren Seite jetzt Leutnant Wellhaus aufgetaucht war. Und wenn es ihn selbst ja auch weiter absolut nichts anging, so bemerkte er dennoch mit einigem Unbehagen, daß auch der Fräulein Gisa heute hübscher als sonst zu finden schien, denn der blieb plaudernd an ihrer Seite stehen, während er sonst die Ansicht vertrat, der Tennisplatz sei lediglich für das Spiel und nicht für die Unterhaltung da. Jetzt aber bei Anitas Worten, bei dem Klang ihrer einschmeichelnden weichen Stimme, wandte er sich nicht nur mit seinen Augen, sondern auch mit allen seinen Sinnen ihr wieder zu und gab schnell zur Antwort: „E i n e Frage, gnädiges Fräulein — nur eine Frage? Lieber wäre es mir schon, Sie richteten gleich zwei an mich, dann könnte ich wenigstens auf die eine die Antwort schuldig bleiben, ohne in den Verdacht zu geraten, unhöflich zu sein, denn offen gestanden, gnädiges Fräulein, ich finde, mit dem Gefragtwerden ist das immer so eine heikle Sache.“

„Das kommt doch wohl sehr auf die Frage an,“ widersprach sie ihm und wenn auch gegen ihre eigene Überzeugung setzte sie hinzu: „Die meinige ist so harmlos wie nur möglich.“

„Also, dann fragen Sie los, gnädiges Fräulein,“ wiederholte er nach kurzem Besinnen, „und ich verspreche Ihnen, wenn ich antworten kann, werde ich es tun.“

„Man kann alles, was man will, Herr Baron,“ ermunterte sie ihn und dann fragte sie abermals ganz plötzlich und unvermittelt: „Sagen Sie bitte, Her Baron, warum sind Sie eigentlich hierher in das Regiment versetzt worden?“

Das hätte sie brennend gern gewußt, denn nach einem Strafversetzten oder nach einem, den man sonst so aus dem Regiment los sein wollte, sah er absolut nicht aus, aber trotzdem erschrak sie jetzt beinahe, als sie die Frage gestellt hatte, weil die ihr selbst mehr als indiscret vorkam. Was sollte er nur von ihr denken, daß sie vielleicht ganz geheime und intime Dinge zu wissen begehrte? Da gab es nur eins, sie mußte die ganze Fragerei und alles, was sich aus der ergab, lustig und humoristisch nehmen und es wurde ihr wirklich nicht schwer, hell aufzulachen, als sie nun in sein verdutztes Gesicht sah, bis er endlich meinte: „Warum ich hierher versetzt bin, gnädi-

ges Fräulein, gerade hierher? Das weiß nur das Militärkabinett. Im übrigen muß ich für mich selbst die Ehrenerklärung abgeben, daß ich nicht versetzt worden bin, sondern daß ich mich auf meinen Wunsch hin habe versetzen lassen und damit hoffe ich, Ihre harmlose Frage durch eine doppelte Antwort in befriedigender Weise beantwortet zu haben."

Das klang so schroff und ablehnend, wie sie es ihr gegenüber von ihm gar nicht erwartet hätte, und sie merkte deutlich, daß er ihr auswich und dieses ihm unangenehme Gesprächsthema vermeiden wollte. Aber das durfte nicht sein. Das war sie sich jetzt selbst schuldig, daß sie sich mit dieser Antwort von ihm nicht zufrieden gab, denn sonst hätte das ja so aussehen können, als ob er sie hätte abblitzen lassen, er sie, anstatt sie ihn, wenn sich ihr dazu Veranlassung geboten hätte. Nein, das ging nicht, und wenn sie es richtig anfang, würde sie auch schon noch alles erfahren. Deshalb fragte sie nun so harmlos und unbeeindruckt wie nur möglich, aber zugleich auch ganz verwundert und erstaunt: „Wissen Sie wohl, Herr Baron, daß Sie da eine Sehenswürdigkeit sind, die es verdiente, öffentlich ausgestellt zu werden, denn ich habe noch nie etwas davon gehört, daß hier im Regiment jemals ein Leutnant war, der

sein altes Regiment freiwillig verließ, noch dazu, wenn er eine so schöne Garnison hatte, wie Sie früher, wenigstens muß die nach dem, was Sie mir von der erzählten, in jeder Hinsicht außerordentlich nett gewesen sein.“

Hans Erich konnte sich ebensowenig wie Anita es tat, darauf besinnen, daß er ihr jemals von seinem alten Regiment und von seiner früheren Garnison etwas erzählt hätte, denn er vermied es mit einer beinahe auffallenden Ängstlichkeit, das Gespräch auf die Vergangenheit zu bringen, aber Anitas Worte bewiesen ihm, daß er in einem unüberlegten Augenblick doch nicht vorsichtig genug gewesen sein müsse, denn auf den Gedanken, daß sie ihm lediglich eine Falle stelle, kam er gar nicht, zumal das, was sie von seiner Garnison erwähnte, den Tatsachen entsprach und deshalb meinte er: „Ja ja, gnädiges Fräulein, da haben Sie recht, ich habe mich in meinem alten Regiment außerordentlich wohl gefühlt und wenn ich nun trotzdem heute neben Ihnen hier auf dieser Bank sitze, dann — ja dann —“

Abermals lachte Anita absichtlich hell und fröhlich auf, um ihm gleich darauf zuzurufen: „Ich verstehe, Herr Baron, dann spreche da noch allerlei Gründe mit, über die Sie lieber nicht sprechen möchten.“

Auch da hatte Anita nur zu recht, das wußte er selbst am allerbesten und deshalb bekam er nun unwillkürlich einen dunkelroten Kopf. Aber den durfte er nicht behalten und erst recht durfte er sie um seiner selbst willen nicht in dem Glauben lassen, als habe er etwas zu verschweigen, und sich schnell wieder beherrschend, meinte er nun mit dem unbefangenen Gesicht von der Welt: „Ich verstehe Sie nicht, gnädiges Fräulein, warum sollte ich über die Gründe nicht sprechen wollen, und wenn ich trotzdem über das, wie Sie sehr richtig bemerkten, nicht sprechen möchte, dann liegt das lediglich daran, daß es eben an etwas liegt, an dem mir etwas liegt.“

„Das kann ich mir ungefähr denken, Herr Baron,“ stimmte Anita ihm lachend bei, weil sie sich über seine Verlegenheit und über seine Versuche, sich herauszureden, amüsierte, bis sie jetzt hinzusetzte: „Da will ich auch natürlich nicht mit Fragen weiter in Sie drängen, denn ich möchte es vermeiden, indiskret zu erscheinen.“

„Bitte, bitte, davon, daß Sie das gewesen wären, kann doch gar keine Rede sein, gnädiges Fräulein,“ warf er schnell ein, schon um in ihr nicht den Verdacht aufkommen zu lassen, als habe er etwas zu verheimlichen, und deshalb setzte er rasch hinzu: „Es handelte sich bei

meiner Versetzung lediglich, aber auch wirklich lediglich — na, sagen wir mal, sagen wir mal — ach so, richtig, nun fällt es mir wieder ein, was es war, es war lediglich eine Laune, oder eine momentane Idee, oder ein verrückter Einfall, oder wie Sie es sonst nennen wollen."

„Ach so, weiter nichts?“ fragte sie anscheinend ganz enttäuscht, während sie zugleich so tat, als ob sie ihm glaube.

„Was sollte es denn wohl sonst gewesen sein?“ log er weiter darauflos, während ihm der Angstschweiß auf die Stirn trat, denn wenn gerade Anita erfuhr, was in Wirklichkeit vorlag, dann würde die ihn todsicher auslachen und dann konnte er schon heute jede Hoffnung, daß sie sich dereinst in ihn verlieben möchte, begraben. Und daß Anita das, was sie etwa von ihm erfuhr, auch nicht für sich behalten würde, war klar, denn er gedachte des alten Wortes: ein weibliches Wesen kann nicht einmal ihre eigenen Geheimnisse hüten, geschweige denn die eines anderen.

„Ja, was sollte es auch wohl sonst gewesen sein?“ fragte da plötzlich Anita. „Aber offen gestanden, Herr Baron, danach, daß Sie Launen haben, sehen Sie eigentlich gar nicht aus und solche Anwandlungen hätte ich Ihnen gar nicht

zugetraut."

„Ich mir auch nicht," verteidigte er sich rasch, schon weil er wußte, daß launenhafte Männer bei den jungen Mädchen noch unbeliebter sind, als launenhafte junge Damen bei den Herren, und zu seiner Rechtfertigung setzte er schnell hinzu: „Es war eben auch nur eine Laune. Ich wollte mal 'raus aus der alten Garnison, ich wollte neue Verhältnisse, neue Menschen, eine andere Luft kennen lernen. Ja, ja, das war es in der Hauptsache, gnädiges Fräulein, andere Luft. Die in der alten Garnison bekam mir nämlich auf die Dauer absolut nicht, es war dort zu windig. Ja, ja, es wehte dort eigentlich fortwährend, ich litt beständig an Erkältung und an Katarrhen, ich hatte fortwährend geschwollene Mandeln und mußte egal gurgeln. Wasserstoffsperoxyd kam gar nicht mehr aus meinem Glas heraus, mein halbes Geld ging in die Apotheke und des Nachts schlief ich nie anders, wie mit einem dicken wollenen Tuch um den Hals. Ja, ja, das war es —"

„Und das soll ich Ihnen wirklich glauben, Herr Baron?" lachte Anita ihn aus, denn sie merkte ihm natürlich ganz deutlich an, daß er sich alles frei erfand, und je mehr er darauflos log, desto größer wurde ihre Neugierde, die Wahrheit zu erfahren.

„Ja, warum sollen Sie es mir denn nicht glauben, gnädiges Fräulein?“ verteidigte er sich schnell.

„Weil es nicht die Wahrheit ist,“ schalt sie ihn. „Im übrigen, Herr Baron, ist es wirklich nicht hübsch von Ihnen, daß Sie mir etwas verheimlichen. Das dürften Sie auch schon um Ihrer selbst willen nicht tun, aber ich habe das auch nicht um Sie verdient, denn das Zeugnis müssen Sie mir doch ausstellen, daß ich bisher immer sehr nett gegen Sie gewesen bin.“

„Das waren Sie wirklich, gnädiges Fräulein,“ pflichtete er ihr aus ehrlichster Überzeugung bei, „und wenn ich befürchten müßte, daß es in Zukunft zwischen uns anders werden sollte —“

„Dann legen Sie lieber vorher ein reumütiges Geständnis ab,“ fiel sie ihm in das Wort.

„Aber wenn ich nun doch gar keins zu gestehen habe,“ log er abermals frisch darauflos.

Nun aber wurde Anita ernstlich böse, schon weil sie sich in ihrer Hoffnung, alles zu erfahren, immer mehr getäuscht sah, und deshalb rief sie ihm nun zornig zu: „Wissen Sie, was Sie sind? Ein ganz hortgekochter Sünder.“

„Na, seien Sie so freundlich, gnädiges Fräulein,“ verteidigte er sich halb lustig, halb

ernsthaft.

„Jawohl, das sind Sie,“ redete sich die kleine Anita schon deshalb immer mehr in Zorn hinein, weil sie von früheren Gelegenheiten her wußte, daß das Bösessein ihr sehr gut stand, bis sie plötzlich einem übermütigen Einfall folgend, ihm beinahe triumphierend zurief: „Aber das Leugnen hilft Ihnen gar nichts, Herr Baron, die Sonne bringt alles an den Tag, und ich habe noch dazu eine Spionagesonne in Gestalt einer Tante. Der brauche ich mich nur anzuvertrauen, dann weiß ich sehr bald alles, was ich lediglich deshalb wissen will, weil Sie mich darauf neugierig gemacht haben.“

„Hinter wen wollen Sie sich stecken?“ fragte Hans Erich verwundert, aber fast gegen seinen Willen auch ein klein wenig erschrocken setzte er hinzu: „Hinter Ihre Tante? Ja, hat die denn sicher sehr verehrungswürdige Dame ein Detektivbureau?“

„Nein, das nicht,“ beruhigte ihn Anita schon deshalb, weil sie selbst diese Tante sein wollte, auf die sie sich in Zukunft bezog, „aber die alte Dame hat mehr, sie hat tausend Beziehungen. Es gibt keine Stadt, in der sie nicht irgend jemanden kennt, durch den sie wieder andere Menschen kennen lernen kann. Sie hat sicher auch in Ihrer

früheren Garnison irgendwelche Bekannte, und wenn sie durch diese in unauffälligerweise herumhören läßt, dann werden wir schon eines Tages hinter Ihre Schliche gekommen sein, Herr Baron."

Ogleich Hans Erich nicht das geringste zu befürchten brauchte, hätte er sich dieses Spionieren am liebsten sehr energisch, wenn natürlich auch sehr höflich, verboten. Aber er tat es nun doch nicht, er konnte der kleinen Anita auch jetzt nicht böse sein, denn wie sie nun da neben ihm saß, halb traurig über sein verstocktes Sündergewissen, halb zornig über sein Schweigen und ihn doch wegen ihrer Tantengeschichte verschmitzt und übermütig mit den Augen lächelnd ansehend, da war sie so süß und begehrenswert, daß er anstatt zu schelten, sich lediglich vornahm, ihr als einer ganz besonders Kußwerten in seinem Kußbuch auf der Seite derjenigen, die er gern küssen möchte, zu dem einen Bädereckstern, den sie schon längst hatte, noch einen zweiten und dritten hinzuzufügen.

Und während Hans Erich die kleine Anita bewundernd betrachtete, dachte die im stillen: na warte, Baron, hineinlegen tue ich dich doch. Ich werde mir alle acht Tage ganz einfach etwas anderes als eingegangene Tanttennachricht erfin-

den und dir das auf den Kopf zusagen. Einmal werde ich so oder so durch einen Zufall schon das Richtige treffen. Aber was dann, wenn du da noch weiter lügen solltest? Das durfte er natürlich nicht und deshalb bat sie nun: „Eins müssen Sie mir fest versprechen, Herr Baron, wenn die gute Tante die Wahrheit herausgebracht hat, dürfen Sie nicht länger leugnen, sondern müssen offen bekennen: ja ja, das und das war es. Und nicht wahr, Herr Baron, das werden Sie auch tun?“

Der hatte ihr belustigt zugehört, schon weil er ihr ansah, daß sie fest davon überzeugt war, er könne auf die Dauer doch nicht ihren Bitten, alles zu beichten, widerstehen. Aber da irrte sie sich sehr, das wollte er ihr gleich beweisen, und deshalb rief er ihr jetzt zu: „Wenn Sie sich mit Ihren letzten Worten nur nicht irren, gnädiges Fräulein.“

„Wetten, daß ich das nicht tue?“ gab sie siegesgewiß zurück.

„Wetten, daß doch?“ wiederholte er, und ohne ihre Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „ich weiß auch schon, was ich mir von Ihnen wünsche, gnädiges Fräulein, eine neue Chaiselonguedecke. Als ich mich letzthin mit meiner zudecken wollte, sah ich, daß sie in mancher Weise einem Schweizer Käse gleicht, immer ein Loch neben dem

anderen. Meine Kusine, die mir die einmal häkelte, hat sich inzwischen verheiratet und nun keine Zeit mehr, für mich Handarbeiten zu machen. Ich habe in den letzten Tagen schon oft darüber nachgedacht, wen ich wohl darum bitten könnte, für mich die fleißigen Hände zu rühren. Und nun bin ich Ihnen aufrichtig dankbar, daß Sie das für mich tun wollen."

"Aber ich denke doch gar nicht daran," widersprach sie energisch, „Eine so lange Decke, wie Sie die gebrauchen, kann ich gar nicht häkeln, nicht, weil ich dazu keine Geduld hätte, sondern weil meine Häkelkenntnisse höchstens für eine kurze Puppenwagendecke ausreichen, und mit einer solchen wäre Ihnen doch nicht gedient."

"Höchstens wenn Ihr Geschick ausreichte, um ein paar hundert solcher kurzen Decken anzufertigen und die dann zusammen zu häkeln," warf er ein.

"Das könnte mir so passen!" lachte sie auf. „Und im übrigen will ich doch gewinnen und ich weiß glücklicherweise noch nicht, was ich mir dann von Ihnen wünsche."

"Wieso glücklicherweise?" erkundigte er sich.

"Weil die ersten Wünsche immer die töricht-

sten sind," belehrte sie ihn. „Aber machen Sie sich deswegen keine Sorgen, mir wird schon noch das Richtige einfallen, und soviel kann ich Ihnen schon heute verraten, ich freue mich bereits schrecklich auf Ihr Geschenk.“

„Und was glauben Sie wohl, gnädiges Fräulein, wie ich mich heute schon auf den Tag freue, an dem ich mich zum erstenmal mit Ihren fünfhundert Puppenwagendecken zudecke. Unter denen werde ich so schön schlafen wie noch nie und ich werde auch sicher sehr schön von Ihnen träumen, ich wollte nur, es wäre erst soweit.“

„Aber ich will doch gewinnen und Sie werden doch nicht so unhöflich sein, eine junge Dame eine Wette verlieren zu lassen, noch dazu die erste, die Sie mit mir eingehen?“ schmeichelte Anita weiter.

Doch das half ihr nichts, und halb im Ernst, halb im Scherz stritten sie sich lachend und übermütig weiter und vergaßen dabei ganz, daß sie sich eigentlich zusammengefunden hatten, um Tennis zu spielen.

Und das Spielen vergaßen zwei andere ebenfalls, das waren Gisa von Otten und Rolf von Wellhaus. Als Gisa den ohne seinen Freund Bozendorf ankommen sah, war sie zuerst etwas enttäuscht gewesen, aber dann dachte sie doch

schon sehr bald nicht mehr an den, weil Wellhaus ihr eine Schmeichelei nach der anderen über ihr Kostüm machte, bis sie ihm jetzt zurief: „Aber, Herr von Wellhaus, was ist denn nur in Sie gefahren? Ich kenne Sie gar nicht wieder. So wie jetzt haben Sie mich noch nie angesehen, und eigentlich sind Ihre Schmeicheleien sehr wenig schmeichelhaft für mich selbst, denn wenn ich auch heute wieder mein weißes Kleid an hätte, würden Sie wie bisher alle Tage und wie auch noch gestern, in mir weiter nichts sehen, als diejenige Partnerin, mit der Sie am liebsten spielen.“

„Vielleicht doch nicht, gnädiges Fräulein,“ widersprach er, sie dabei ansehend, „denn wenn ich mir eine geistreiche Bemerkung erlauben dürfte, gestern war gestern und heute ist heute.“

Gisa lachte fröhlich auf: „Das ist eine Tatsache, die wohl kein Mensch zu leugnen wagt, aber den tieferen Sinn Ihrer Weisheit verstehe ich nicht, es müßte denn sein, daß sich für Sie zwischen dem Gestern und Heute etwas Besonderes ereignet hätte.“

„Sogar etwas sehr Besonderes, gnädiges Fräulein,“ stimmte er ihr lebhaft bei, daß sie ihn ganz erstaunt ansah, während sie ihn zugleich mit ihren Augen ermunterte, weiter zu sprechen, als

er nun plötzlich schwieg, weil er nun doch nicht wußte, wie er ihr das sagen sollte, was er sich vorgenommen hatte. Vorhin war es ihm sehr einfach erschienen, ihr zu erklären: Gnädiges Fräulein, ich glaube nicht an Ihre heimliche Verlobung, wenigstens nicht daran, daß Sie den anderen allzu sehr lieben, und deshalb werde ich mir erlauben, oder wenigstens den Versuch machen, mich selbst eines Tages mit Ihnen zu verloben. Aber nun wollten ihm die Worte nicht über die Lippen, nicht nur, weil Gisa absolut nicht heimlich verlobt aussah, sondern weil er das, was er ihr sagen wollte, doch etwas sonderbar fand. Und er mußte bei dem, was ihn beschäftigte, kein allzu kluges Gesicht machen, denn Gisa rief ihm nun neckend zu: „Aber, Herr von Wellhaus, was haben Sie denn nur? Sie scheinen mir doch sonst kein Mann der blassen Furcht zu sein und so Schreckliches wird sich inzwischen doch wohl für Sie nicht ereignet haben.“

„Wieso Schreckliches, gnädiges Fräulein?“ fragte er nun seinerseits erstaunt, bis er gleich darauf fortfuhr: „Ach so, gnädiges Fräulein, Sie glauben, ich spräche nicht weiter, weil ich an das, was zwischen dem Gestern und dem Heute liegt, nicht erinnert sein möchte? Das stimmt aber absolut nicht. Ich möchte sogar sehr gern und

sehr ausführlich mit Ihnen darüber reden, ich weiß nur nicht, wie ich das anfangen soll. Der direkte Weg ist zwar immer der kürzeste —

„Aber auf indirekten Wegen kommt man manchmal auch dorthin wo man will,“ ermunterte sie ihn.

„Sie meinen also, gnädiges Fräulein, ich soll es ungefähr so machen wie jener Kranke, der die Ursache seines Leidens dem Arzt auch nicht sofort erklärte, sondern dem nur erzählte, er habe starke Schmerzen in beiden Oberarmen, aber die auch nur dann, wenn er mit seinen beiden Armen einen Kreis beschreibe, dessen Mittelpunkt in der Verlängerung seiner beiden Zeigefinger läge.“

Verwundert hatte Gisa ihm zugehört, nun aber meinte sie: „Ja, warum machte der Mann aber auch nur solche Bewegungen, der war wohl ganz verrückt?“

„Nein, ganz im Gegenteil, gnädiges Fräulein,“ widersprach Wellhaus, „der Mann war sogar vollständig vernünftig, denn als der Arzt ihn auch für geisteskrank erklärte, gab er ihm ruhig zur Antwort: ‚Ja, das sagen Sie so, Herr Doktor, aber wollen Sie es mir bitte vormachen, wie ich in meinen Paletot und in dessen Ärmel hineinkomme, wenn mir niemand dabei hilft? Da muß man doch

ganz einfach mit beiden Armen einen Kreis beschreiben, dessen Mittelpunkt in der Verlängerung der beiden Zeigefinger liegt'."

Abermals lachte Gisa fröhlich auf: „Wissen Sie, Herr von Wellhaus, sehr geistreich war die Geschichte ja gerade nicht, dafür hoffe ich, daß das, was Sie mir auf Umwegen erzählen wollen, etwas amüsanter ist, denn Sie haben mich durch Ihre Einleitung wirklich neugierig gemacht.“

„Und wenn Sie wüßten, gnädiges Fräulein, wie neugierig ich selber bin,“ ironisierte er sich, „erstens darauf, wie ich es sage, zweitens darauf, wie Sie es aufnehmen, drittens —“

„Daß Sie zählen können, Herr von Wellhaus, glaube ich Ihnen ohne weiteres,“ unterbrach ihn Gisa übermütig.

„Ihr Vertrauen in meine Schulkenntnisse ehrt mich ungemein, gnädiges Fräulein,“ meinte er anscheinend geschmeichelt, „um aber nun endlich zur Sache zu kommen, da weiß ich nun doch nicht, ob ich Ihnen das alles, was ich auf dem Herzen habe, ruhig ins Gesicht sagen darf, deshalb erlaube ich mir den Vorschlag, ich sage es Ihnen nicht in das Gesicht, sondern in den Rücken, oder richtiger gesagt, über die Schulter hinweg. Ich drehe mich um, Sie drehen sich auch um —“

„Und was sollen die anderen von uns denken, wenn wir uns so rückwärts gegenüberstehen?“ fiel sie ihm in das Wort.

„Was gehen uns die an,“ gab er zurück, „aber auch da weiß ich einen Ausweg. Sie nehmen Ihren Hut ab und ich den meinen, dann stellen wir uns Kopf an Kopf und da können die anderen glauben, wir wollten einmal messen, wer von uns beiden der größere wäre.“

„Das ginge vielleicht, da wir beide so ziemlich dieselbe Figur haben,“ stimmte sie ihm nach kurzem Besinnen bei, „also schön, machen wir beide kehrt. So, da stände ich nun.“

„Aber bleiben Sie bitte auch stehen, gnädiges Fräulein,“ ermahnte er sie, „und wenn Sie umfallen, dann bitte nicht nach vorn, sondern nach hinten. Da fange ich Sie schon auf, und ehe Sie mich umwerfen, können Sie so oft fallen, wie Sie nur wollen. Jetzt aber los mit dem Geständnis und nun sagen Sie mir bitte offen und ehrlich, gnädiges Fräulein, was würden Sie dazu sagen, wenn ich mich heute plötzlich entschlossen hätte, Ihnen den Hof zu machen in der ausgesprochenen Hoffnung, daß wir später dadurch beide solange glücklich werden möchten, bis der Tod uns eines Tages trennt.“

Vorhin hatte Gisa es nicht begriffen, warum

sie beide sich den Rücken zukehren sollten, jetzt aber war sie ihm für seinen Vorschlag dankbar, denn es wäre ihr wirklich in diesem Augenblick nicht möglich gewesen, ihm unbefangen in das Gesicht zu sehen. Da hatte sie nun die Abwechslung, die sie sich zu Hause am Nachmittag wünschte, aber die kam ihr so vollständig unerwartet, daß sie es so schnell nicht fassen konnte. Und auch, daß gerade er es darauf ablegen wollte, ihre Gunst zu erringen, überraschte sie auf das äußerste. Wie kam er nur plötzlich darauf? Sollte vielleicht lediglich ihr graues Kostüm die Veranlassung dazu sein? Hatte er sich plötzlich nur deshalb in sie vergafft? Das ärgerte sie nun derartig, daß sie so tat, als ob sie falle. Aber das tat sie nur, um ihm zur Strafe mit ihren Schultern einen ganz gehörigen Puff in den Rücken versetzen zu können.

„Na, der Fall ging ja noch, gnädiges Fräulein,“ meinte er ganz glücklich, „ich hatte mir Ihre Antwort schlimmer ausgemalt und eine größere Ohnmacht befürchtet, von dieser werden Sie sich hoffentlich rasch erholen und mir dann Ihre Antwort geben.“

„Ja, was soll ich Ihnen denn nur antworten?“ gab sie über die Schulter hinweg zurück. „Vorläufig bin ich noch sprachlos, viel weniger

darüber, daß Sie mir den Hof machen wollen, als daß Sie mir das so offen erklären."

„Das geschah in meinem Interesse und zur Vorsicht, gnädiges Fräulein," verteidigte er sich, „denn vielleicht hätten Sie es sonst gar nicht bemerkt, was ich wollte. Jeder hat nun einmal eine andere Art, in der er es versucht, sich bei einer Dame beliebt zu machen, und wenn Ihnen die meine nicht gefallen hätte, würden sie sich vielleicht im stillen gefragt haben: Was will er nur und was soll daraus werden, wenn die Sache fertig ist. Nun wissen Sie es gleich im voraus, eine Verlobung."

„Und wann sind Sie auf diese sonderbare Idee gekommen?" fragte sie ihn immer noch mehr als erstaunt.

„Nach der Uhr muß es so ungefähr vier Uhr sechzehn oder vier Uhr siebzehn gewesen sein, gnädiges Fräulein," gab er zur Antwort. „Und wenn Sie wissen wollen, was mich auf die sonderbare Idee brachte, wie Sie es nennen, ich glaube, da finden Sie die Antwort wenigstens zum Teil am besten, wenn Sie sich vor Ihren Spiegel stellen. Den anderen Teil, der Sie mir begehrenswert erscheinen läßt, das was außer dem Äußeren eines Menschen erst den wirklichen Menschen ausmacht, das allerdings werden Sie in Ihrem

Spiegel vergebens suchen.“

Gisa stand noch immer ganz verwirrt da, das schon deshalb, weil sie wirklich nicht wußte, ob sie sich ihrerseits je in ihn würde verlieben können, wie er heute schon in sie verliebt zu sein schien. Aber daß er das war, schmeichelte ihr, das nahm sie für ihn ein, und so sagte sie denn nach nochmaligem kurzen Besinnen, während sie sich dabei ihm unwillkürlich wieder zuwandte: „Und wenn ich Ihnen nun die Erlaubnis geben würde, um die Sie mich bitten? Allerdings,“ setzte sie schnell hinzu, „ob der spätere Erfolg Ihren Hoffnungen entspricht, das bleibt natürlich abzuwarten und ich muß es mir selbstverständlich vorbehalten, Sie zu bitten, Ihre Bemühungen um mich einzustellen, wenn ich im Laufe der Zeit einsehen sollte, daß die doch aussichtslos bleiben.“

„Das Recht räume ich Ihnen natürlich ein, gnädiges Fräulein,“ pflichtete er ihr bei, „aber ich werde fortwährend zu den Göttern flehen, daß Sie mir nicht den Laufpaß geben, bevor ich am Ziele angelangt bin. Im übrigen aber bin ich Ihnen so dankbar, daß es dafür wenigstens im Augenblick gar keine Worte gibt. Ich bin so glücklich, daß ich jodeln könnte, wenn ich einen Kropf hätte, denn das wissen Sie doch, gnädiges

Fräulein, bei dem Jodler ist der Kropf die Hauptsache, ein guter Kropf jodelt selbst dann, wenn er nach dem Tode seines Besitzers in irgendeinem Museum in Spiritus liegt. Aber trotzdem, wenn ich auch so glücklich bin, daß ich nach meiner gewissenhaftesten Überzeugung gar nicht glücklicher sein könnt, ganz glücklich bin ich, offen gestanden, doch nicht."

Gisa sah ihn mit ihren hübschen Augen strafend an: „Wissen Sie wohl, Herr von Wellhaus, daß das sehr undankbar von Ihnen ist? Ich habe Ihnen alles gewährt, was Sie begehrt und nun sind Sie damit womöglich nicht einmal zufrieden. Ja, was wollen Sie denn noch? Daß ich mich schon heute in Sie verliebe, können Sie unmöglich von mir verlangen und erst recht nicht, daß ich Ihnen schon jetzt nach berühmtem Muster errötend zuflüstere: ‚Sprechen Sie mit meiner Mutter.‘"

„Das natürlich nicht, gnädiges Fräulein," verteidigte er sich, „da machte die ganze Sache ja auch keinen Spaß, denn jedem Sieg muß erst ein Kampf vorausgehen, und nun weiß ich plötzlich auch, warum ich nicht restlos glücklich bin, weil mir der Kampf um Sie und der Sieg über Sie zu leicht fallen wird."

„Das bleibt doch noch abzuwarten, Herr von

Wellhaus," widersprach sie rasch, „allzu siegesgewiß wäre ich an Ihrer Stelle lieber nicht, es könnte doch immerhin möglich sein, daß ein anderer —“

„Das ist es ja gerade, gnädiges Fräulein," fiel er ihr rasch in das Wort, „dieser namenlose andere, mit dem ich zusammen um Ihre Gunst ringen möchte, fehlt mir noch. Aber der fehlt für diesen Kampf auch Ihnen, gnädiges Fräulein, denn wenn Sie sich später darüber klar werden sollen, ob Sie wirklich nur mich lieben, dann müssen Sie wenigstens zwischen mir und einem zweiten die Wahl haben, denn sehen Sie, gnädiges Fräulein, wenn Sie in ein Geschäft gehen, wählen Sie doch auch nicht das erste beste, was Ihnen vorgelegt wird, sondern Sie prüfen lange oder noch länger und entscheiden sich dann erst.“

„Da haben Sie allerdings recht," meinte sie nachträglich, „ich persönlich habe sogar die schlechte Angewohnheit, in den Geschäften so lange zu wählen, bis ich die arme Verkäuferin oft zur Verzweiflung gebracht habe.“

„Da müssen Sie also in der Liebe erst recht wählerisch sein, gnädiges Fräulein, und deshalb müssen Sie sich außer von mir gleichzeitig auch noch von einem anderen den Hof machen lassen. Aber dieser andere muß wirklich leben und nicht

nur wie Ihr angeblich Verlobter — nicht wahr, der hat doch nur im *Gerede* der Leute existiert?"

Unwillkürlich verlegen werdend, stimmte sie ihm bei. „Ich sehe ein, ich hätte das Gerücht nicht aufkommen lassen dürfen. Nein, nein, diesen anderen brauchen Sie wirklich nicht zu fürchten, aber daß Sie sich selbst freiwillig einen Nebenbuhler und Konkurrenten geben wollen, das verstehe ich nicht ganz, denn gewöhnlich ist doch jeder Bewerber froh, wenn er freie Bahn für sich hat, und wenn ihm da niemand im Wege steht.“

„Das kommt natürlich auf den Dritten an, gnädiges Fräulein,“ meinte er ruhig und bestimmt, „und da ich mir diesen mit Ihrer hohen Erlaubnis hoffentlich selbst aussuchen darf und den mir eigentlich schon ausgesucht habe —“

„Da glauben Sie im voraus ganz sicher zu sein, daß der Ihnen nicht gefährlich werden kann?“ neckte sie ihn.

„Das nicht, gnädiges Fräulein,“ widersprach er, „wohl aber weiß ich, daß ich meine Niederlage bei Ihnen sehr viel ruhiger als sonst hinnehmen würde, wenn gerade der von mir zum Wettbewerb Auserlesene den Sieg davontragen würde.“

„Und wer soll denn dieser wenigstens vorläufig mehr als geheimnisvolle Dritte sein?“ fragte

sie äußerst gespannt, da sie nicht die leiseste Vermutung hatte, auf wen er anspielte.

Aber da er das sehr genau wußte, war es ihm ein Rätsel, daß sie ihn nicht sofort verstand und deshalb meinte er nun seinerseits völlig erstaunt: „Aber gnädiges Fräulein, wenn man auf der Welt einen Freund hat, hat man meistens doch nur einen und daß mein Freund Kurtel von Bozendorf heißt, ist doch im Regiment allgemein bekannt. Wenigstens glaubte ich, daß auch Sie das wüßten, gnädiges Fräulein, und daß ich für den Fall, daß ich bei Ihnen unterliegen sollte, dieses lieber meinem Freunde Kurtel als sonst jemandem verdanke, werden Sie mir sicher nachfühlen. Aber nun sagen Sie mir bitte nur, gnädiges Fräulein,“ unterbrach er sich, „was sehen Sie mich denn nur so an, als hätte ich den Rest meines nie vorhanden gewesenen Verstandes verloren und warum fangen Sie nun auch noch an, mich auszulachen? Was ich sagte, war mein bitterster Ernst, noch bitterer ist der in keiner Apotheke zu haben.“

Das glaubte Gisa ihm ohne weiteres und gerade deshalb mußte sie nun lachen. Der Adjutant ihres Vaters sollte ihr zweiter Kurmacher werden, ausgerechnet der, der ihr deutlich genug verriet, warum sie ihm gefiel und dem sie nun auf

das Höchste mißfallen würde, wenn auch der erfuhr, daß sie niemals heimlich verlobt gewesen sei. Herr von Bozendorf als ihr Kurmacher! Das belustigte sie wirklich, bis sie nun bat: „Seien Sie mir nicht böse, Herr von Wellhaus, ich wollte Sie durch meine Heiterkeit nicht verletzen, aber was Sie mir da eben sagten, kam für mich fast noch überraschender als alles andere, was Sie mir heute nachmittag sonst schon erzählten. Aber das nicht allein, auf eins bin ich besonders gespannt, was sagt denn Ihr Freund dazu, daß der sich mit Ihnen zusammen um mich bewerben soll?“

Hatte Gisa wirklich unwillkürlich etwas lauter gesprochen als sonst? Sie wußte es nicht, auf jeden Fall legte Wellhaus jetzt geheimnisvoll den Finger auf den Mund, und nachdem er sich umgesehen hatte, ob auch kein Lauscher in der Nähe wäre, flüsterte er ihr anscheinend ganz ernsthaft zu: „Um Gottes willen, nicht so laut, gnädiges Fräulein, bedenken Sie nur, wenn Bozendorf schon heute etwas davon erführe. Der weiß nämlich noch gar nichts von dem, was ich mit ihm vorhabe und von der Rolle, die ich ihm zuteilte.“

„Von alledem weiß er noch gar nichts?“ wiederholte Gisa ganz mechanisch, ihn dabei verständnislos ansehend, „ja aber —“

„Da gibt es gar nichts zu abern, gnädiges Fräulein,“ fiel er ihr in das Wort, „die Sache ist furchtbar einfach,“ und ihretwegen absichtlich nicht ganz bei der Wahrheit bleibend, fuhr er fort: „Wie fast jeden Tag, war ich auch heute nachmittag einen Augenblick bei meinem Freunde Kurtel, schon um ihm als Erstem mitzuteilen, daß ich den Entschluß gefaßt habe, mich endlich zu verloben, und zwar mit Ihnen, daß —! Daß Bozendorf meine Worte etwas überraschend kamen, will ich nicht leugnen, und ebenso schien er mehr als verwundert, daß meine Wahl gerade auf Sie gefallen war, gnädiges Fräulein. Das kam mir schon etwas verdächtig vor und als wir uns dann weiter über Sie unterhielten, gnädiges Fräulein, besonders aber, als ich ihm erzählte, daß ich persönlich niemals an Ihre heimliche Verlobung geglaubt habe, da kam es mir so vor, als ob Sie, gnädiges Fräulein, ihm doch nicht so ganz gleichgültig wären, wie er das mir und erst recht sich selbst einreden wollte.“

„Wenn Ihnen das nur nicht so vorgekommen ist,“ warf Gisa lustig und übermütig ein, obgleich sie nur schwer eine leise Verlegenheit und Unruhe, die sie unwillkürlich ergriffen hatte, verbergen konnte.

„Das glaube ich offen und ehrlich gestanden

einfach nicht, gnädiges Fräulein, obgleich mir dieses Glaubensbekenntnis in meinem eigenen Interesse nicht ganz leicht fällt und obgleich ich mir selbstverständlich wünsche, daß mein Freund Kurtel Ihnen wenigstens vorläufig so gleichgültig ist, wie — wie — na, sagen wir mal, wie ich es hoffentlich Ihnen schon in dieser Minute nicht mehr bin."

Gisa lachte hell auf: „Das letztere ist etwas sehr viel verlangt, Herr von Wellhaus, denn daß Sie schon jetzt irgendwelchen unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht haben sollten, das erwarten Sie doch wohl selber nicht, so schnell sind wir jungen Mädchen denn doch nicht zu erobern. Im übrigen aber haben Sie recht, Herr von Bozendorf ist mir tatsächlich so gleichgültig wie — na, auf den Vergleich kommt es wohl nicht an."

„Das allerdings nicht, gnädiges Fräulein, dieses „Wie“ genügt mir vollständig und es macht mich außerordentlich glücklich, aber ich glaube, es hätte meinen Freund Kurtel, hätte er es aus Ihrem Munde vernommen, sehr unglücklich gemacht."

„Das ist nun doch auch wieder nur Ihr persönlicher Glaube, Herr von Wellhaus," widersprach sie, „ich wenigstens vermag diesen Ihren

Glauben nicht zu teilen."

„Weil Sie vorhin nicht dabei waren, gnädiges Fräulein, als ich mich mit Bozendorf über Sie unterhielt. Aber trotzdem, sagen Sie bitte selbst, wäre es da nicht bis zu einem gewissen Grade unehrenhaft von mir, wenn ich hinter seinem Rücken um eine junge Dame werben würde, die er vielleicht heute schon im stillen begehrt, ohne es sich einzugestehen?“

„Vielleicht,“ kam es nach langem Besinnen wenn auch etwas zögernd über Gisas Lippen, bis sie nun desto schneller fragte: „Und Sie glauben wirklich, daß Herr von Bozendorf schon bald zugeben wird, wie es nach Ihrer Ansicht um ihn bestellt ist, daß er gleich an einem der nächsten Tage mit Ihnen zusammen als Bewerber um meine Gunst auftritt?“

Diesmal lachte Wellhaus lustig auf: „Da kennen Sie den guten Kurtel schlecht, gnädiges Fräulein, der hat einen verdammten Dickkopf. Der beißt sich vorläufig eher seine Zunge ab und läßt sich die in Ragout in schöner Sauce vorsetzen, bevor er den Mund aufmacht, und deshalb darf er in der nächsten Zeit gar nichts davon wissen, daß er um sie freit.“

Gisa glaubte Wellhaus nicht richtig verstanden zu haben und sah ihn mit einem so ver-

dutzten Gesicht an, daß er ihr zurief: „Wollen wir uns nicht lieber wieder den Rücken zukehren, gnädiges Fräulein? Es kommt mir so vor, als hätten Sie das Bedürfnis, irgendwo einen Halt zu suchen. Obgleich ich gar nicht verstehe, was an meinen Worten so sonderbar ist. Allerdings muß ich Ihnen da zunächst erklären, daß mir von den Göttern die Gabe verliehen wurde, die Menschen zu kopieren. Natürlich nicht alle, aber die, mit denen ich viel in Berührung komme und auch die natürlich nur bis zu einem gewissen Grade. Wäre ich kein Leutnant, hätte ich mir vielleicht als Variétékünstler mein belegtes Butterbrot verdienen können.“

„Aber ich verstehe Sie trotzdem immer noch nicht,“ warf Gisa ein.

„Und doch ist es so einfach, gnädiges Fräulein, eigentlich ist es sogar noch einfacher. Ich werbe mit Ihrer Erlaubnis um Ihre Gunst und mein Freund Kurtel tut das gleichzeitig auch, indem ich hinter seinem Rücken für ihn um Sie werbe. Einen Tag mache ich Ihnen als Leutnant Wellhaus den Hof, den anderen Tag als Kurt von Bozendorf. Mein Gesicht dürfen Sie an dem anderen Tage natürlich nicht allzu genau ansehen, denn das kann ich nicht verstellen, aber meine Stimme wird der meines Freundes Kurtel zum

Verwechseln ähnlich klingen, und da ich im Laufe der Jahre seine Ansichten, seine Ausdrücke, seine Sprechweise, seine Handbewegungen, kurz sein ganzes Gebaren in allen Einzelheiten kennen lernte und ihn schon oft mit Erfolg kopierte, werden auch Sie, gnädiges Fräulein, namentlich wenn Sie die Augen zumachen, fest davon überzeugt sein, daß Bozendorf selbst mit Ihnen spricht. Zum Beweise dessen möchte ich davon gleich eine kleine Probe geben. "

Und das tat er mit solchem Erfolg, daß Gisa beinahe erschrak. So genau wie er kannte sie den Adjutanten ihres Vaters natürlich noch nicht, aber sie selbst hatte sich doch oft lange mit ihm unterhalten und seine schnoddrige Ausdrucksweise, die eigentlich im schroffen Gegensatz zu seiner äußeren Erscheinung stand, zuweilen herzlich belacht. Und lachen tat sie auch jetzt, obgleich ihr bei der Kunst des anderen beinahe etwas unheimlich wurde und das mußte er ihr anmerken, denn Wellhaus rief ihr nun zu: „Nur keine Angst, gnädiges Fräulein, das gibt sich bald. Nach ein paar Tagen werden Sie sich weiter gar nicht über mich wundern, sondern es als etwas ganz Selbstverständliches hinnehmen, daß ich nicht immer mit ein und derselben Stimme mit Ihnen rede, vorausgesetzt natürlich, daß Sie mir

erlauben, Ihnen auch als Kurt von Bozendorf den Hof zu machen."

„Müßte der Ihnen das nicht eigentlich in erster Linie erlauben?“ fragte Gisa ausweichend.

„Aber warum denn nur?“ meinte Wellhaus mit gut gespielter Erstaunen, „vorläufig dient er mir bei dem Rennen um Ihre Gunst gewissermaßen doch nur als Schrittmacher. Er soll bis zu einem gewissen Grade lediglich etwas Abwechslung in unsere Unterhaltung bringen. Er soll den Hintergrund abgeben, von dem ich mich für Ihre Augen hoffentlich desto heller und strahlender abhebe. Nein, der braucht noch nichts von der Rolle zu wissen, die er spielt. Dazu ist es immer noch Zeit, wenn Sie sich später in ihn verliebt haben sollten, was ich wohl ihm, aber nicht mir von ganzem Herzen gönne.“

„Dahin wird es wohl niemals kommen,“ beeilte Gisa sich, ihn zu beruhigen, bis sie ihn von einer plötzlichen Unruhe befallen, fragte: „Aber trotzdem, Herr von Wellhaus, wenn es nun doch eines Tages durch Ihre eigene Schuld dahin kommen sollte, daß Ihre Befürchtungen sich erfüllen, und wenn Herr von Bozendorf auch dann noch seinen Dickkopf hat, wie Sie das nennen und sich auch da noch lieber ein Stück seiner Zunge abbeißt, als daß er offen eingesteht, wie es um ihn bestellt

ist, oder noch schlimmer, wenn Sie selbst es bis dahin eingesehen haben, daß Sie sich irrten und daß er niemals auch nur das geringste für mich empfunden hat, was dann? Da bin ich womöglich in ihn verliebt, Sie sind es unglücklicherweise in mich und er selbst sitzt im Hintergrunde und lacht uns beide aus."

„Das lachen würde ihm schon bald vergehen, gnädiges Fräulein," gab er zur Antwort, „denn wenn es wirklich dahin kommen sollte, wie Sie es andeuten, und wenn er auch dann noch seinen Dickkopf durch die Welt trägt, dann rede ich mit ihm, aber nicht mit Worten, sondern mit diesen meinen beiden Händen, gnädiges Fräulein, und die sind nicht von Pappe. Wo die hinschlagen, da schlägt keine Nachtigall mehr, und wenn mein Freund Kurtel ja eigentlich auch schon längst über die Jahre hinaus ist, es würde mir trotzdem ein bißchen Vergnügen bereiten, ihn über das Knie zu legen und ihn derartig zu versohlen und hinter zu flicken, daß ihm die Augen aus dem Kopfe quellen und daß er winselnd, aber trotzdem aus ehrlichster Überzeugung eingesteht: ‚Ja, Wellhaus, du hast recht, ich verdiene es gar nicht, daß ein in jeder Hinsicht so begehrenswertes junges Mädchen, wie Fräulein von Otten, mich liebt, aber nun, da sie es tut, will ich mir ihre

Liebe dadurch zu verdienen suchen, daß ich sie verdiene.“

Zuerst belustigt, dann über die Drohung, die aus seinen Augen sprach, erschrocken, hatte sie ihm zugehört, bis sie nun meinte: „Und an alledem sollte ich schuld sein? Ja, glauben Sie nicht, daß es meinen Empfindungen widerspricht, Herrn von Bozendorf gewissermaßen erst zwingen zu lassen, seine Liebe einzugestehen? Und überhaupt, je länger ich mir das Doppelspiel, das Sie vorhaben, überlege —“

„Desto kürzer werden hoffentlich Ihre zustimmenden Worte lauten, gnädiges Fräulein,“ unterbrach er sie rasch, da er ihr anmerkte, daß sie seinen Vorschlag ablehnen wollte. Und als er sah, daß sie auch nun noch zögerte, rief er ihr übermütig zu: „Aber gnädiges Fräulein, wer wird sich denn nur Bedenken machen, noch an einem so schönen Nachmittag wie heute? Für so etwas sind höchstens verregnete Tage da,“ und wenn es ihm auch mit allem bitterer Ernst war, setzte er trotzdem anscheinend scherzend hinzu: „Haben Sie nicht eben selbst gesagt, gnädiges Fräulein, daß es sich nur um ein Spiel handeln soll, allerdings um ein Doppelspiel, na und ein solches ist doch naturgemäß amüsanter und lustiger als ein einfaches und lustiger als ein einfaches, schon

weil bei dem Doppelspiel eine doppelte Lösung herauskommen kann, nämlich entweder solche oder solche. Gott, gnädiges Fräulein," unterbrach er sich plötzlich, „lassen Sie mich Ihnen doch nicht weiter solchen Sinn und Unsinn vorreden, sonst sinkt meine Wage gleich von Anfang an zu meinen Ungunsten. Sagen Sie bitte ‚ja, einverstanden‘ und dann wollen wir, soweit wir es können, mit vereinten Kräften das schöne Duett singen: ‚Das Spiel kann beginnen.‘“

„Aber das ist doch gar kein Duett," belehrte sie ihn, schon um dadurch einen Augenblick Zeit zu gewinnen, sich seine Worte nochmals überlegen zu können. „‚Das Spiel kann beginnen‘ ist kein Duett, sondern der Schluß des berühmten Prologes aus dem Bajazzo: ‚Lache, Bajazzo.‘“

„Ganz meine Ansicht, gnädiges Fräulein," stimmte er ihr bei, „wir wollen lachen und fröhlich sein, ohne deswegen naturgemäß ein Bajazzo zu werden. Und nun, da wir uns darüber einig sind, woher die Worte stammen, wollen wir beide jetzt gleich noch einmal zusammen sagen: ‚Das Spiel kann beginnen.‘“

„Gleich heute?" fragte Gisa ihn ein klein wenig erschrocken. „Aber das geht doch nicht.“

„Und warum denn nicht, gnädiges Fräulein?" fragte er sie, sie verwundert ansehend.

„Weil, weil —“ ja, worin dieses „Weil“ bestand, wußte Gisa im Augenblick selber nicht recht, bis sie ihm jetzt zurief: „Halt, jetzt weiß ich es.“

„Dann setzen Sie sich einen Platz herauf, gnädiges Fräulein,“ belobte er sie, „denn ich weiß es nicht.“

„Und doch haben Sie mich auf meine Weisheit gebracht,“ neckte sie ihn. „Sie erklärten mir vorhin selbst, an dem einen Tag wollten Sie mir den Hof machen, an dem anderen Ihr Freund Bozendorf. Da müssen wir uns nun doch von Anfang an darüber einig werden, an welchem der Tage Sie Sie sind und an welchem Tage der andere, damit ich es morgens bei dem Kaffeetrinken schon weiß, welcher Kurmacher mir am Nachmittag bevorsteht.“

„Da haben Sie allerdings recht, gnädiges Fräulein,“ pflichtete er ihr bei, „wenigstens würde das die Sache sehr vereinfachen und deshalb mache ich Ihnen den Vorschlag, an den geraden Kalendertagen mache ich Ihnen den Hof, an den ungeraden Bozendorf.“

Aber Gisa widersprach: „Nein, das geht nicht, denn erstens hat man doch nicht immer gleich des Morgens einen Abreißkalender bei sich, um feststellen zu können, welches Datum es ist.“

Dann aber wäre Ihr Vorschlag auch nicht ganz gerecht, denn die geraden Tage brächten Ihnen vielleicht Glück und die ungeraden Ihrem Freunde vielleicht Unglück."

Das sollen die ja auch! hätte er Gisa am liebsten zugerufen, aber die ließ ihm dazu keine Zeit, sondern meinte nun schnell: „Sie müssen sich also schon etwas Besseres ausdenken."

„Habe ich schon getan," triumphtierte er nach kurzem Besinnen, „und auf meine Idee hat mich Ihr sehr hübsches graues Kostüm gebracht."

„Schon wieder dieses unglückliche Kleid," schalt Gisa verstimmt, „was hat das denn nun schon wieder angerichtet?"

„Absolut nichts, um böse zu werden," beruhigte er sie. „Ich denke mir die Sache so: da Sie in der glücklichen Lage sind, zwei verschiedene Tenniskostüme zu besitzen, ziehen Sie die abwechselnd an. Einmal kommen Sie als weißgekleidete Jungfrau, einmal als graue Taube. Die letztere überlasse ich meinem Freunde Kurtel, der darf sich Ihnen widmen, wenn Sie so angezogen erscheinen wie heute."

„Gefalle ich Ihnen denn nicht in diesem Gewande?" erkundigte sie sich fast wider Willen nun doch ein klein wenig verletzt.

„Sogar sehr, gnädiges Fräulein, aber gerade deshalb möchte ich selbst Sie nicht zu oft in dem sehen, denn sonst könnte ich mir eines Tages einreden, ich hätte mich schließlich doch nur in Ihr Äußeres, wenn nicht gar in Ihr Kleid verliebt. Wenn Bozendorf das tut, ist das seine Sache, die mich nichts angeht. Also, wie gesagt, gnädiges Fräulein, einmal kommen Sie weiß, einmal grau, was meinen Sie dazu?“

„Das ginge vielleicht,“ gab sie heiter zur Antwort, sich absichtlich zu einem frohen Lachen zwingend, um ihm damit anzudeuten, daß sie alles, was er sagte, wenigstens vorläufig nur humoristisch nahm. Das glaubte sie sich selbst schuldig zu sein, denn daß sie heute schon im Ernst auf seine doppelte Werbung einging, nein, das durfte sie nach ihrer Ansicht nicht, wenigstens durfte sie ihm das nicht verraten.

„Es geht sogar ausgezeichnet, gnädiges Fräulein,“ nahm Wellhaus nach kurzem Besinnen ihre Worte auf. „Mein Vorschlag mit der doppelten Gewandung ist wirklich glänzend und ich will Ihnen auch gleich sagen warum. Sie werden ja sicher in nicht zu ferner Zeit herausbekommen haben, welcher Ihrer beiden Verehrer Ihnen am meisten gefällt, und da können Sie den dadurch bevorzugen, daß Sie dem zuliebe Tag für Tag

seine Farbe tragen. Da wird der andere gleich wissen, woran er ist."

„Aber glauben Sie, daß der andere sich das so ohne weiteres gefallen lassen würde?"

„Was denken Sie denn nur von dem, gnädiges Fräulein?" widersprach er sehr energisch. „Der sollte sich das ruhig gefallen lassen? Da kennen Sie mich, aber auch meinen Freund Kurtel verdammt schlecht. Soviel kann ich Ihnen schon heute verraten, wenn Sie zu oft in Grau erscheinen, gebe i c h keine Ruhe, bis Sie wieder in Weiß kommen, und wenn Sie mir zuliebe weiß tragen, wird Bozendorf sich nicht eher zufrieden geben, als bis er Sie dahin gebracht hat, daß Sie ihm zuliebe wieder grau anziehen."

Gisa lachte hell auf: „Da komme ich also aus dem Umkleiden, dem einen oder dem anderen zu gefallen, gar nicht heraus. Die Sache kann vielleicht wirklich ganz drollig werden."

„Für mich aber wird die eine Heidenarbeit," seufzte er unwillkürlich schwer auf. „Stellen Sie sich bitte vor, gnädiges Fräulein, wenn ich Sie endlich soweit habe, daß Sie mein Flehen erhören, dann muß ich unmittelbar darauf alles tun, was ich kann, damit Sie Bozendorfs Wünsche ebenfalls erfüllen. Ob mir das allerdings gelingen wird, hängt ja aber glücklicherweise nicht von mir ab,

sondern in erster Linie von Ihnen."

„Das natürlich, Herr von Wellhaus, und zu Ihrer Beruhigung will ich Ihnen schon heute gestehen, daß ich mich sehr, aber auch sehr bitten lassen werde, bis ich einem von Ihnen beiden zuliebe das Kleid wechsle. Aber nun ganz ernsthaft gesprochen, Herr von Wellhaus, ich glaube, Sie haben sich da mit Ihrem Doppelspiel eine Nuß zu knacken gegeben, an der Sie sich sämtliche Zähne ausbrechen können. Aber gleichviel," fuhr sie übermütig fort, „Sie haben es sich gewünscht und nun soll es auch so sein. Die Sache fängt plötzlich an, mir Spaß zu machen, das schon deshalb, weil ich mehr als neugierig bin, was im Scherz oder im Ernst dabei herauskommt."

Mit lachenden Augen sah er sie an: „Und glauben Sie etwa, gnädiges Fräulein, ich wäre darauf nicht erst recht neugierig. Denn wenn ich es auch natürlich nicht hoffe, so muß ich doch immerhin mit der Möglichkeit rechnen, daß ich derjenige bin, der den Korb erhält."

„Und wenn es wirklich dahin kommen sollte, wie würden Sie sich über den zu trösten versuchen?" erkundigte sie sich voller Neugierde, dabei im stillen hoffend, er würde sich über eine etwaige Ablehnung aus ihrem Munde überhaupt nicht zu trösten wissen.

Aber Wellhaus selbst dachte über den Punkt wesentlich anders, denn er rief ihr nun zu: „Da gäbe es nur eine Tröstung.“

„Doch nicht etwa den Alkohol?“ fragt Gisa gespannt, um gleich darauf hinzuzusetzen: „Das wäre sehr unpoetisch, Herr von Wellhaus.“

„Aber wer denkt denn wohl an so etwas, gnädiges Fräulein?“ verteidigte er sich. „Ich tue es auf jeden Fall nicht, denn in gewisser Hinsicht bin ich ein Anhänger der Homöopathie, und darum würde ich mich, wenn ich mich nicht mit Ihnen verloben sollte, sofort mit einer anderen zu verloben suchen.“

Gisa wandte sich wirklich ein klein wenig beleidigt ab: „So schnell würden Sie mich und die schönen Stunden, die wir hoffentlich zusammen im Flirt verleben werden, vergessen? Das wäre nicht gerade sehr schmeichelhaft für mich.“

„Bitte sehr, gnädiges Fräulein,“ warf er ein, „glauben Sie etwa, daß es für mich sehr schmeichelhaft ist, wenn Sie die schönen Stunden, die wir hoffentlich im Flirt zusammen verleben, noch schneller vergessen als ich und daß Sie sich mit einem anderen verloben, noch bevor ich eine Braut gefunden habe?“

„Das wäre bei mir doch aber etwas ganz

anderes," wehrte Gisa lachend seinen Vorwurf ab.

„Was man selbst in solchem Falle tut, ist bekanntlich immer etwas ganz anderes," schalt er.

„Das ist es aber auch wirklich," verteidigte sie sich, „aber darüber wollen wir uns jetzt nicht weiter streiten, es bleibt ja auch erst abzuwarten, wie alles kommt. Nur eins müssen Sie mir noch sagen, haben Sie die andere Braut schon in der Reserve und wenn ja, wie heißt die?"

„Fräulein von Ronnenberg —" erklang da hinter ihnen eine Stimme, und als die beiden sich mit ganz erstaunten und verduztten Gesichtern ansahen, weil dieser Name gleichsam als prompte Antwort auf Gisas Frage genannt wurde und für beide Teile in gleicher Weise überraschend kam, rief Leutnant Camburg, der sich unbemerkt genähert hatte, ihnen etwas verlegen zu: „Ich bitte tausendmal um Verzeihung, wenn ich störe, denn ich merke es deutlich, daß mein Zuruf Sie beide erschreckt oder wenigstens in der Unterhaltung gestört hat. Das war natürlich nicht meine Absicht, ich kann auch nichts dafür, daß ich hier stehe, ich selber hatte auch die Vermutung, daß ich ungelegen kommen würde, aber Fräulein von Ronnenberg schickt mich trotzdem und läßt Sie, lieber Wellhaus, bitten, doch für ein paar Minu-

ten zu ihr zu kommen, sie möchte Ihnen gern etwas sagen. Und damit Sie, gnädiges Fräulein, deswegen nicht zu sehr zürnen, habe ich den ehrenvollen Auftrag bekommen, Sie solange nach Maßgabe meiner dazu vorhandenen Fähigkeiten auf das beste zu unterhalten."

Wieder tauschten Gisa und Wellhaus einen raschen Blick, und namentlich Gisa wußte nicht, was Lieselotte wohl auf dem Herzen haben könnte. Hatte die das lange Gespräch zwischen Wellhaus und ihr beobachtet? Regte sich in der etwa schon jetzt die Eifersucht darüber, daß Wellhaus sich heute bisher ausschließlich ihr widmete und sich noch gar nicht die Zeit genommen hatte, die anderen Herrschaften zu begrüßen? Konnte Lieselotte es nicht abwarten, bis Wellhaus zu ihr kam und wollte sie ihr dadurch, daß sie den jetzt holen ließ, zu verstehen geben: ich kenne Wellhaus viel länger als du und wenn meine Eltern auch vorläufig noch nicht wollen, daß ich heirate, eines Tages setze ich das doch durch, wenn ich erst selbst einmal wirklich verliebt bin, und schon aus diesem Grunde denke ich nicht daran, dir Wellhaus so ohne weiteres zu überlassen.

Gisa wußte zwar nicht, ob das, was sie vermutete, stimmte, und schon deshalb sah sie Wellhaus fragend an, als wolle sie ergründen, was

der wohl im stillen dazu sagte, daß Lieselotte anscheinend schon heute den Versuch machte, sich zwischen sie zu drängen. Aber der mußte über den Punkt anderer Ansicht sein, denn wohl um sie zu beruhigen, schüttelte er leise den Kopf und machte mit der Hand eine gleichgültige, nachlässige Bewegung, die ihr da zu sagen schien: Verehrteste, haben Sie nur keine Angst, der Vorfall hat nichts auf sich, das Intermezzo wird sehr schnell erledigt sein.

Das war seine ehrlichste Überzeugung, in der er sich auch nicht getäuscht fand, denn als er sich von Gisa verabschiedete und gleich darauf Lieselotte gegenüberstand, da war dem so, wie er es vermutet hatte. Auch zu ihren hübschen, kleinen, rosigen Ohren war inzwischen die Kunde gedrungen, daß er letztthin im Kasino so warm ihre Partei ergriff, und sie hielt es nun für ihre Pflicht, sich bei ihm dafür zu bedanken: „Ich hätte es schon längst getan, Herr von Wellhaus, aber ich habe das alles erst heute nachmittag erfahren. Leutnant Camburg hat es mir erst vorhin erzählt, welche guten Wünsche sie ihm und seiner Geige für mich mit auf den Weg gegeben haben. Da hatte ich keine Ruhe mehr, da mußte ich Ihnen sofort sagen, wie furchtbar nett ich das von Ihnen finde. Na, daß wir gute Freunde

waren, habe ich allerdings immer gewußt, aber daß Sie mir ein so guter Freund sind, war mir neu."

Mir eigentlich auch, dachte Wellhaus im stillen, während er ihr etwas verlegen gegenüberstand. Einen so warmen, beinahe leidenschaftlichen Dank hatte er nach seiner gewissenhaften Überzeugung wirklich nicht verdient, und daß sie ihm den gerade heute abstattete, und ihn mit ihren dunklen Augen so herzlich anblickte, während er mit seinen Gedanken bei einer anderen war, das beschämte ihn fast und ließ plötzlich die Befürchtung in ihm wach werden, Fräulein Lieselotte knüpfe an seine Kasino-äußerungen vielleicht Hoffnung, die irgendwie mit ihm zusammenhängen, denn er selbst war nie allzu fest davon überzeugt gewesen, daß sie tatsächlich allen Heiratsgedanken für alle Zeiten abgeschworen habe. Diese Erkenntnis machte ihn nun so verwirrt, daß er im Augenblick gar nichts zu erwidern wußte, bis Lieselotte ihm nun zurief: „Aber was haben Sie denn nur, Herr von Wellhaus, Sie sagen ja gar nichts, sind Sie mir vielleicht böse, daß ich Sie von Fräulein von Ottens Seite für einen Augenblick zu mir bitten ließ?“

Wellhaus fuhr bei ihren Worten aus seinem

Sinnen empor, um ihr jetzt schnell zuzurufen: „Aber warum sollte ich Ihnen wohl böse sein, gnädiges Fräulein? Im Gegenteil, ich bin Ihnen sogar dafür aufrichtig dankbar, oder wenn auch gerade das nicht,“ verbesserte er sich mit Rücksicht auf Gisa schnell, „so freue ich mich wenigstens sehr, daß Sie mir Gelegenheit gaben, einen Augenblick mit Ihnen zu plaudern, gerade mit Ihnen, denn Sie haben recht, wir sind doch immer gute Freunde gewesen, und nicht wahr, das werden wir auch in Zukunft bleiben?“

„Warum sollten wir das auch nicht bleiben sollen?“

„Ja, das möchte ich auch wissen,“ sagte er seinerseits erstaunt, während er sich zugleich eingestand, sich mehr als sonderbar zu benehmen. Was sollte Lieselotte nur von dem Unsinn denken, den er sich da wider seinen Willen zusammenredete. Er mußte ihr dafür irgendeine Erklärung geben, sonst kam sie vielleicht auf die Vermutung, zwischen ihm und Fräulein Gisa sei irgend etwas im Werden, und wenn sie selbst irgendwelche Hoffnungen auf ihn setzen sollte, dann würde sie eine Enttäuschung erleben. Aber die durfte er ihr nicht schon heute bereiten, und deshalb meinte er nun, sich gewaltsam beherrschend: „Wenn ich einen etwas konfusen Eindruck

machen sollte, gnädiges Fräulein, sind Sie selbst daran schuld, denn ich gehöre zu jenen Menschen, die immer verlegen und verwirrt werden, wenn man sich bei ihnen bedankt, noch dazu unverdienterweise, denn daß Sie mir die paar Worte, die ich im Kasino über Sie sprach, so hoch anrechnen und mich mit Ihren schönen Augen so dankbar ansehen würden, als hätte ich Ihnen das Leben gerettet —“

„Das haben Sie vielleicht auch getan,“ unterbrach sie ihn, „denn wenn Ihre guten Wünsche in Erfüllung gehen sollten, liegt ein anderes, neues Leben vor mir.“

„Bis jetzt scheint es aber damit noch nichts zu sein?“ erkundigte er sich, um gleich darauf zu fragen: „Ich habe inzwischen manchmal darüber nachgedacht, gnädiges Fräulein, wie sind Ihre Eltern eigentlich darauf gekommen, Camburg zu dem gemeinsamen Musizieren mit Ihnen aufzufordern, denn er ist doch ein Mann?“

„Aber was für einer,“ spottete Lieselotte. „Dafür, daß er kein Apoll ist, kann er ja nichts, aber daß er sich über seine unmilitärische Erscheinung zuweilen selbst lustig macht und auf der anderen Seite unter der leidet, das verstehe ich nicht. Das habe ich ihm auch offen erklärt, aber in der Hinsicht ist nicht mit ihm zu reden.“

Ich glaube sogar, da hört er mir gar nicht zu, auch vorhin wieder nicht, bis ich ihn schließlich fortschickte, um Sie zu holen. Immer tauben Ohren zu predigen, hat doch gar keinen Zweck."

„Ja, warum predigen Sie denn überhaupt, gnädiges Fräulein? Warum überlassen Sie das nicht den Leuten, die das studiert haben und die dafür bezahlt werden?“

„Das habe ich mir auch schon gesagt," stimmte sie ihm bei, „und ich glaube, ich tue es nur, weil ich Mitleid mit ihm habe, denn ich weiß ja am besten, was es heißt, nicht glücklich zu sein. Nun aber soll ich es so oder so werden, und damit komme ich zu der Antwort auf Ihre Frage. Denken Sie sich nur, meine Mutter leidet seit einiger Zeit Nacht für Nacht an Träumen.“

„Auch das noch," meinte er voll ehrlichster Anteilnahme, „Ihre Frau Mutter hat doch bei Tage genug Leid zu ertragen, da sollten die Götter ihr wenigstens des Nachts die Ruhe gönnen. Ich an deren Stelle würde deswegen einmal ernstlich mit dem Arzt sprechen. Es muß doch ein Mittel dagegen geben.“

„Sicherlich, Herr von Wellhaus, aber ehe die Mutter den Arzt rufen läßt oder gar irgendwelches Mittel einnimmt, geschieht sonst etwas. Und ich rede ihr da auch nicht zu, denn wenig-

stens, vorläufig träumt sie immer von mir und meiner Zukunft. Schon seit ein paar Wochen hat sie immer denselben Traum, daß ich durch das Geigenspiel meine trüben Gedanken verlieren und glücklich werden würde."

"Aha," warf Wellhaus neckend ein, während er zugleich etwas erleichtert aufatmete.

Lieselotte aber bekam unwillkürlich einen dunkelroten Kopf, bis sie ihm nun ihrerseits schnell zurief: „Da gibt es gar nichts zu ahaen, Herr von Wellhaus, obgleich ich im ersten Augenblick natürlich auch hoffte, es könnte so werden, wie Sie schlechter Mensch es anzunehmen scheinen. Deshalb redete ich der Mutter auch sehr zu, den Traum in Wirklichkeit umzusetzen. Das gelang mir viel leichter, als ich glaubte. Der Mutter zuliebe gab selbst der Vater seinen Widerstand auf, aber als ich den Geiger kennen lernte, den meine Mutter ausgesucht hatte, da dachte ich gleich wesentlich anders, und, wenn Herr Leutnant Camburg mir nicht zu leid getan hätte, würde ich ihn gleich wieder nach Hause geschickt haben. Aber nein, das hätte ich doch nicht getan," verbesserte sie sich schnell, „dazu spielt er zu schön, und es ist beinahe unbegreiflich, wie er es eigentlich aus sich selbst heraus zu so hoher Kunst gebracht hat. Wer ihm zuhört,

vergißt tatsächlich alles Leid und alle Sorgen.“

„Und wird glücklich,“ warf er ein.

Nachdenklich stimmte sie ihm bei. „Aber trotzdem, nach den wenigen Malen, die wir bisher zusammen spielten, habe ich mich fortwährend fragen müssen: Ist denn das das ganze Glück, von dem die Mutter deinetwegen Nacht für Nacht träumt? Es muß doch noch ein anderes Glück geben, das nicht in dem Augenblick vorbei ist, in dem das Klavier und der Geigenkasten zugeklappt werden. Es muß doch ein Glück geben, das länger anhält.“

„Das wird auch schon noch kommen, gnädiges Fräulein, die Sache muß sich nur erst historisch entwickeln,“ glaubte er ihr in seinem Interesse gut zureden zu müssen.

Abermals wurde Lieselotte ein klein wenig verlegen: „Fangen Sie schon wieder damit an? Muß man sich denn immer gleich in den Herrn verlieben, mit dem zusammen man irgendeine Kunst ausübt? Und selbst wenn das der Fall wäre, glauben Sie, daß gerade Leutnant Camburg der Mann wäre, den ich brauchte, um den schweren, bevorstehenden Kampf mit den Eltern aufzunehmen? Der ist ja so weich und so gut, das sieht man schon seinen Augen an. Der Vater schilt auch oft zu Hause darüber, daß der nicht einmal seinen

Soldaten gegenüber energisch auftritt und die auf ihre Schwächen und Fehler aufmerksam machen kann."

„Das hängt vielleicht mit seiner eigenen etwas un militärischen Erscheinung zusammen,“ nahm Wellhaus den Kameraden in Schutz. „Der weiß aus eigener Erfahrung, wie weh es tut, wegen solcher Dinge getadelt zu werden, die man bei dem besten Willen nicht ändern kann.“

„Das habe ich mir natürlich auch schon gesagt,“ warf sie ein, „ich habe ihn auch in dieser Hinsicht dem Vater gegenüber verteidigt, aber trotzdem fehlt es ihm an Energie, er hat, wenn ich mich so ausdrücken darf, kein Murr und keinen Knurr in den Knochen, und was der sich alles gefallen läßt, ist unglaublich. Ich will gewiß nichts gegen meinen guten Vater sagen, aber der hat, obgleich er seine Einwilligung dazu gab, Leutnant Camburg an dem ersten Musikabend angeknurrt wie ein Tiger im Käfig seinen Wärter. Ich hätte an seiner Stelle gleich wieder kehrt gemacht, oder wäre wenigstens nicht wiedergekommen. Aber er ließ sich das ruhig gefallen und auch, als ich ihn ein paarmal ärgerte, wurde es nicht anders. Er schalt sogar nicht einmal, als ich absichtlich so falsch spiele, wie ich nur konnte, ja, er nahm mich da sogar in Schutz und meinte,

seine Geige müsse verstimmt sein, anders könne er sich die Disharmonie nicht erklären."

„Vielleicht hatte es aber doch einen anderen Grund, gnädiges Fräulein, daß er Sie in Schutz nahm, denn im Gegensatz zu Camburg sind Sie nicht nur frei von allen körperlichen Fehlern, sondern von der Natur sogar mit allen äußeren Reizen sehr reich ausgestattet."

„Aber hoffentlich nicht nur mit äußeren," wehrte sie sein Kompliment ab, „im übrigen hören Sie schon endlich damit auf, mich mit Herrn Leutnant Camburg necken zu wollen. Dazu liegt gar kein Grund und keine Veranlassung vor, denn ich weiß es ganz genau, nicht ihm werde ich das mir von meiner Mutter erträumte Glück verdanken, sondern lediglich Ihnen."

Mir? wollte Wellhaus mehr als erschrocken fragen, aber nicht einmal dieses Wort wollte ihm über die Lippen, die Kehle war ihm vor Angst und Entsetzen wie zugeschnürt. Gewiß, die Lieselotte war an und für sich ein sehr hübsches, nettes, junges Mädchen, viel Geld hatte sie auch, und wenn sie nun ernstlich daran dachte, sich zu verlieben, dann konnte jeder froh sein, der sie als Braut heimführte, aber daß gerade er derjenige sein sollte, welcher, und daß sie ihm das in so klarer Weise zu verstehen gab, noch bevor sie

abgewartet hatte, ob er sie denn auch haben wolle, das beunruhigte ihn auf das äußerste. Nun galt es für ihn zu retten, was noch zu retten war. Selbst auf die Gefahr hin, sie dadurch zu erzürnen, mußte er sich deshalb so dumm wie nur möglich anstellen und so tun, als habe er ihre klaren, deutlichen Worte nicht begriffen. So fragte er nun mit dem harmlosesten Gesicht von der Welt: „Sie wollen Ihr Glück später mir verdanken, gnädiges Fräulein, aber inwiefern denn?“

„Das ist doch sehr einfach, Herr von Wellhaus,“ gab sie zur Antwort. „Ich muß wieder von den guten Wünschen sprechen, die Sie Leutnant Camburg und seiner Geige für mich mir auf den Weg gaben. Warum er mir das allerdings erst heute erzählte, weiß ich nicht, ich habe so die Empfindung, als gönne er es mir nicht, daß ein anderes Leben für mich beginnen könne oder als glaube er, die Eltern dadurch zu erzürnen, daß er mich wieder in die Welt und in die Gesellschaft zurücklockt. Es klang eine kleine Warnung aus seinen Worten hervor, aber die will ich nicht gehört haben und deshalb habe ich ihm auch auf das bestimmteste erklärt: mit der ernstesten Musik, die wir bisher gepflegt haben, ist es vorbei, jetzt hat es sich aussonatet und ausetüdet, jetzt spielen wir nur noch Tänze.“

„So ist es recht, gnädiges Fräulein, das täte ich an Ihrer Stelle auch,“ ermunterte er sie, froh darüber, daß sie nicht mehr auf seine Person zurückkam, und anscheinend ganz ernsthaft setzte er hinzu: „Gibt es denn überhaupt auf der ganzen Welt eine schönere Musik, als ‚Puppchen, du bist mein Augenstern‘ oder als ‚An dem Baume da hängt ‚ne Pflaume‘, vorausgesetzt natürlich, daß der Baum auch ein Pflaumenbaum ist? Gibt es etwas Herrlicheres als die ‚Blaue Donau‘ oder ähnliche Dinge?“

Lieselotte sah ihn belustigt an: „Na, ich glaube, mit solcher Kammer- oder Karussellmusik dürfte ich den Eltern gerade nicht kommen, da würden sie die Absicht merken und verstimmt werden. Aber es gibt doch auch noch andere Tänze. Ich erinnere Sie an den letzten Musikabend im vorigen Winter, als Willy Burmester uns auf seiner Geige die von ihm bearbeiteten Tänze der alten Meister derartig hinreißend vorspielte, daß alle weiblichen und ich glaube auch alle männlichen Tanzbeine in dem großen Saale in Bewegung gerieten. Diese Tänze will ich mit Leutnant Camburg einüben. Es ist für ihn keine leichte Aufgabe, aber er wird sie schon lösen, und wenn die Eltern die Musik hören, müssen sie einsehen, da es unrecht ist, mich derartig an das

Haus zu fesseln. Und wenn ich den ersten Walzer tanzen darf, ohne daß mein Vater jeden Tanzschritt von mir beobachtet und wenn er nicht mehr auf jedes Wort aufpaßt, das ich mit meinem Tänzer spreche, wissen Sie, mit wem ich diesen Walzer tanzen werde? Nur mit Ihnen, Herr von Wellhaus, mit keinem anderen, als nur mit Ihnen," und mit so glückstrahlenden Augen sah sie ihn dabei an, daß er es nicht über das Herz brachte, ihr die Freude zu verderben, sondern daß er ihr, wenn auch sehr gegen seinen Willen, beistimmte und ihr zurief: „Das soll ein Wort sein, gnädiges Fräulein."

„Das ich ganz bestimmt halten werde," pflichtete sie ihm bei, um gleich darauf fortzufahren: „Sehen Sie, und wenn es erst soweit ist, wenn diesem ersten durch keine väterliche Liebe gestörten Tanzabend weitere ungestörte folgen werden, dann finde ich auf diesen vielleicht doch eines Tages das Glück, und wenn ich es gefunden habe, verdanke ich es, wenn auch nur indirekt, einzig und allein Ihnen."

Wellhaus fühlte, wie das immer noch etwas erstarrte Leben nun wieder in ihn zurückkehrte und mehr als erleichtert aufatmend, hätte er ihr am liebsten zugerufen: Also nur so waren Ihre Worte von vorhin gemeint, gnädiges Fräulein?

Aber er hütete sich doch, das auszusprechen, sondern sagte nur, auf ihre letzten Worte eingehend: „Wenn ich Ihnen in der Hinsicht als Glücksfinder dienen kann, gnädiges Fräulein, nehmen Sie mich bitte ruhig als Wünschelrute in die Hand, und wenn ich für Sie die Stelle gefunden habe, auf der der Mensch, der Mann oder der Leutnant steht, bei dem Sie das Glück finden, dann will ich Ihnen und Ihrer Hand ein Zeichen geben, wie das ja auch die Pflicht der Wünschelrute ist. Aber bei unserem ersten gemeinsamen Walzer bleibt es natürlich. Wenn Sie schon das Wort halten wollen, das ich Ihnen gab, dann halte ich es doch erst recht doppelt und dreifach.“

„Und das freut mich vierfach und fünffach,“ meinte sie herzlich, „denn offen gestanden, befürchtete ich im stillen, daß Sie den Tanz, obwohl es bis zu dem noch lange hin ist, nicht mehr frei hätten, sondern daß Sie sich für den bereits mit Fräulein von Otten verabredeten.“

„Aber wieso denn nur, gnädiges Fräulein?“ fragte er so unbefangen wie nur möglich.

„Weil ich heute nachmittag auf die ein ganz klein wenig eifersüchtig geworden bin,“ gab Lieselotte offen und frei zur Antwort. „Daß Fräulein Gisa auch Ihnen gefällt, ist selbstverständlich, daß Sie der den Hof machen, ist ja

auch natürlich, aber daß Sie darüber Ihre alten Bekannten so vernachlässigen, daß Sie denen nicht einmal wie sonst „guten Tag“ sagten, das hat mich verstimmt, denn seien Sie offen und ehrlich, Herr von Wellhaus, wenn ich Sie nicht hätte zu mir bitten lassen, ich glaube, Sie wären überhaupt nicht zu mir gekommen.“

„Doch, doch, gnädiges Fräulein,“ verteidigte er sich, und gerade weil es nicht der Wahrheit entsprach, fuhr er schnell fort: „Ich wollte sogar schon lange zu Ihnen kommen, um Sie zu begrüßen, aber es gelang mir nicht, mich frei zu machen, ohne daß ich dadurch unhöflich geworden wäre. Fräulein Gisa, ich wollte sagen, Fräulein von Otten, und ich hatten uns soviel zu erzählen, natürlich nur ganz gleichgültige, unbedeutende Sachen, aber trotzdem, ein Wort gab das andere. Das wird vielleicht auch in Zukunft manchmal der Fall sein, gnädiges Fräulein,“ setzte er vorsichtshalber hinzu, „aber das verspreche ich Ihnen, Sie sollen sich fortan nie wieder über mich zu beklagen haben, daß ich Ihnen nicht wie bisher als der Ersten die Hand reiche, um Sie zu begrüßen und um mich nach Ihrem Befinden und nach Ihrer Frau Mutter zu erkundigen.“

Und was er in der Hinsicht bisher versäumte, holte er jetzt nach und plaudernd standen sie

noch eine ganze Weile zusammen. Er bemühte sich, ihr gegenüber ganz so zu sein, wie sonst, aber Lieselotte fühlte es doch, er war anders, nicht so unbefangen wie früher, er fand ihr gegenüber nicht den alten leichten Ton, und sie bemerkte es auch, daß er zuweilen heimlich und verstohlen zu Fräulein von Otten hinüberschielte, die immer noch im Gespräch mit Leutnant Camburg stand. Und da wurde sie zum zweitenmal auf die etwas eifersüchtig. Warum unterhielt sie sich immer noch mit Leutnant Camburg, ohne sich mit dem am Spiel zu beteiligen? Gewiß, er war kein Meister des Tennis, aber es gab trotzdem schlechtere Spieler als ihn, und sie empfand es für den beinahe wie eine Kränkung, daß Fräulein von Otten ihn anscheinend noch gar nicht aufgefordert hatte, ihr Partner zu sein. Und was hatten die beiden so lange und so lebhaft miteinander zu plaudern, während Leutnant Camburg in ihrer Nähe ein äußerst schweigsamer Gesellschafter zu sein pflegte, der eigentlich nur mit den Augen zu ihr sprach, so namentlich vorhin, als er ihr erzählte, welche Hoffnungen die Kameraden für sie auf seine Geige setzten. Da glaubte sie in seinen Blicken eine Warnung gelesen zu haben, die sie vorhin, soweit sie die verstand, im stillen verlachte und bespottete. Nun aber wurde

plötzlich die Befürchtung in ihr wach, als ständen ihrem kleinen Herzen, wenn sie den Lockungen in die Welt erst gefolgt sei, mancherlei Kränkungen und Enttäuschungen bevor. Und temperamentvoll, wie sie war, wußte sie plötzlich nicht, wen sie in diesem Augenblick am meisten hassen sollte, Fräulein von Otten, die falsche Schlange, die es darauf abgelegt zu haben schien, sich Wellhaus zu erobern? Oder sollte sie den hassen, weil er törichte Hoffnungen in ihr erweckte, oder aber schließlich diesen Leutnant Camburg, weil durch dessen Geigenspiel sich ihr Leben anders gestalten sollte und sich vielleicht auch anders gestalten würde? Wen von diesen sollte sie im Augenblick am meisten hassen? Das war eine Frage, die sie so schnell nicht beantworten konnte, und da tat sie das Klügste, was es nach ihrer Ansicht gab, sie entschloß sich, wenigstens für den Rest des heutigen Tages alle drei in gleicher Weise zu hassen.

*

*

*

Hans Erich Baron von Griesbach saß in seiner nur sehr einfach eingerichteten, möbliert gemie-

teten Leutnantswohnung in seinem sogenannten Klubsessel, einem ebenso wackligen wie unbequemen Korbstuhl und hielt in seinen Händen den kostbarsten Schatz, den er besaß, sein Kußbuch. Das holte er von Zeit zu Zeit aus dem sicheren Versteck hervor, um in schönen Erinnerungen zu schwelgen und in vielleicht noch schöneren Hoffnungen zu leben. Aber heute hatte er das Buch noch aus einem anderen Grunde zur Hand genommen. Frau von Mellenthin, seine einstige kleine Freundin Ellen, die nun schon seit vier Wochen wieder vollständig hierher übersiedelt war, hatte ihn am Vormittag auf der Straße getroffen und ihn gefragt, ob er Zeit und Lust habe, am Nachmittag ganz allein bei ihr eine Tasse Kaffee zu trinken, lediglich, um mit ihr etwas zu plaudern, da die große Wärme ein Tennisspiel heute doch wohl unmöglich mache. Natürlich hatte er die Aufforderung dankend angenommen, aber eins stand bei ihm fest, bevor er der Folge leistete, mußte er das Kußbuch in Ordnung gebracht haben, denn was dann, wenn Frau Ellen ihn fragte, ob er ihr schon in seinem Geheimbuch den ihr am ersten Tag des Wiedersehens versprochenen Platz eingeräumt habe, und wenn er dann der Wahrheit gemäß zur Antwort geben mußte: Gnädige Frau, so wahr ich vor Ihnen

stehe oder sitze, ich habe es schon ein dutzendmal und mehr tun wollen, aber im letzten Augenblick kam immer etwas dazwischen. Entweder klingelte draußen auf dem Korridor die Etagentür, oder es kam Besuch, oder eine Ordonnanz, oder sonst etwas hielt mich. Das würde Frau Ellen natürlich nicht glauben, sondern annehmen, daß er ihren Namen aus irgendwelchen Gründen nicht auf den Seiten der von ihm geküßten jungen Mädchen stehen haben wolle. Das war selbstverständlich ein Unsinn, denn der ihrige gehörte sogar obenan, aber dort war wirklich kein Platz, das sah er heute aufs neue, und wenn am Nachmittag das Gespräch zufällig auf dieses Buch kommen sollte, würde er das auch als Erklärung dafür angeben, daß er sein Versprechen noch nicht hielt, immer vorausgesetzt, daß das Gespräch auf das Buch kam. Bisher hatte Frau Ellen es stets vermieden, die Frage, vor der ihm etwas bangte, an ihn zu richten, wie sie es überhaupt vermied, auf das erste Wiedersehen in den Anlagen und auf das Wiedererkennen zurückzukommen. Auch die gemeinsame Jugendzeit erwähnte sie mit keine Silbe mehr, und als er sich darüber wunderte, hatte sie ihm erklärt: „Was wir uns darüber zu sagen hatten, haben wir uns an jenem Nachmittag erzählt, da haben wir alle

Erinnerungen ausgetauscht und die würden ihren Reiz verlieren, wenn wir die nun immer und immer wieder breitträten. In unserem Innern können die ruhig weiterleben, aber darüber reden tue ich nicht mehr, das ist auch der anderen wegen besser, denn sonst verplappern wir uns in deren Gegenwart vielleicht doch einmal und das können wir vermeiden." Den letzteren Worten hatte er ihr beigestimmt, auch ihm war diese Jugenderinnerung, je länger er inzwischen über die nachgedacht hatte, zu heilig geworden, um die profanen Ohren preiszugeben, aber trotzdem oder gerade deshalb hätte er unter vier Augen zuweilen gern mit ihr davon geplaudert. Aber auf ihn kam es da nicht an, er mußte sich dem Wunsche der gnädigen Frau fügen. Aber er fand es immer noch komisch, daß er die nun immer steif und förmlich „gnädige Frau“ nennen mußte und daß sie „Herr Baron“ zu ihm sagte. Darüber wunderte er sich immer aufs neue und doch gestand er sich selbst ein, daß es so sein mußte. Auch Frau Ellen war für ihn eine „gnädige Frau“ geworden, wie die anderen jungen Mädchen, die da auf den linken Seiten des Buches verzeichnet standen und soweit die sich inzwischen verheirateten. Von den meisten hatte er im Laufe der Jahre, die dazwischen lagen, nie wieder etwas

gehört. Und das war nach seiner Ansicht schon deshalb ganz gut, weil es ihrer zu viele waren. Auch ohne, daß er umschlug und die Seiten zählte, wußte er, daß es deren sechs waren.

Sechs vollgeküßte Seiten, aber er war gegen sich selbst offen und ehrlich genug, um sich einzugestehen, daß er sich nicht nur auf einige dieser Kußoberungen, sondern sogar auf die meisten nicht allzu viel einzubilden brauchte. Lediglich um Namen eintragen zu können, hatte er wenigstens am Anfang, als er noch unter der ersten Nachwirkung der am Tage der Einsegnung gefaßten guten Vorsätze stand, alles geküßt, was ihm nur vor den Mund kam und soweit es irgendwie still hielt. Manchesmal aber auch dann, wenn es sich zur Wehr setzte. Mit seinen hübschen Kusinen hatte er angefangen, den Kusinen waren deren Freundinnen gefolgt, und auch die hatten glücklicherweise wieder Freundinnen besessen, teils hübsche, teils weniger hübsche, und gerade bei den letzteren hatte er es sich zuweilen etwas kosten lassen müssen, um seine Kußwut zu stillen, weil die steif und fest behaupteten, er meine es mit ihnen doch nicht ehrlich. Das war bei seinen jugendlichen Jahren selbstverständlich auch nicht der Fall gewesen, aber trotzdem hatte er sich bereit erklärt, den zum Küssen Auserko-

renen zu beweisen, daß er es sogar sehr ehrlich meinte. Und wenn die ihn dann beim Worte nahmen und diese Beweise nicht nur mit Worten, sondern mit Taten verlangten, hatte er ihnen Schokolade und gefüllte Bonbons gekauft. Dafür hatten sich die meisten auch ruhig von ihm, dem maßlos frechen, dummen Jungen, wie sie ihn nannten, küssen lassen. Das bewiesen schon die Bemerkungen, die er den einzelnen Namen hinzugesetzt hatte. Bei Elfriede las er: „Ohne daß ich es verlangt hätte, schwur sie mir unter heißen Tränen, ich sei der Allererste, der sie küßte und sie werde sich auch nie wieder von einem anderen küssen lassen. Aber warum weinte sie da nur so? Fürchtete sie vielleicht, daß ich nicht der Einzige bleiben werde?“ Bei Lilly hieß es: „Ohne daß ich sie danach fragte, erzählte sie mir stockend und zögernd, sie hätte vor mir schon zwei Freunde ihres Bruders geküßt. Warum sagte sie das? Um mit ihren Erfolgen bei den Männern zu prahlen, oder um meine Freude zu dämpfen, endlich ihren Widerstand überwunden zu haben?“ Hinter dem Namen Anna stand: „Wilhelm Busch hat ganz recht: ‚Ein jeder Jüngling hat nun ‚mal den Hang zum Küchenpersonal‘. Aber trotzdem, so sauber und so hübsch unsere noch jugendliche Köchin ist und so leicht sie es mir auch machte, ich hätte

sie trotzdem nicht küssen dürfen. Ich schäme mich dessen." Aber geschämt hatte er sich erst ein paar Wochen später, als er eine neue harmlose Kußbraut hatte, die sich nur dann von ihm küssen lassen wollte, wenn er ihr die heiligsten Eide schwur, daß sie die Aller- und Allererste sei, die er zu küssen begehrte. Um den Eid hatte er sich glücklich herumgedrückt, weil er ihr soviel vorredete, daß sie ihm schließlich auch ohne den glaubte, oder daß sie wenigstens so tat, als ob, während er damals im stillen davon überzeugt war, daß sie ihm wirklich glaube. Ach wie dumm war er damals doch noch gewesen! Na, auf jeden Fall hatte sie ihm ihren süßen kleinen Mund hingehalten, und da der unglücklicherweise auch Anna hieß, hatte er dabei an die Köchin Anna denken müssen, und da, aber auch nur deshalb und auch nur vorübergehend, hatte er sich geschämt. Ach ja, in der ersten Zeit hatte er nur darauflos geküßt, um möglichst viele Namen eintragen zu können, und wie unendlich harmlos waren diese Küsse gewesen. Weder die süßen kleinen Mädchen noch er brauchten sich deren in Wirklichkeit zu schämen. Ja, einige seiner kleinen Freundinnen hatten ihm sogar erzählt, sie hätten es für ihre Pflicht gehalten, ihren Eltern davon Mitteilung zu machen, daß sie sich hätten küssen

lassen und die hätten auch gar nichts dabei gefunden. Damals glaubte er ihnen, schon weil er selbst nichts dabei fand, später waren allerdings doch zuweilen Zweifel in ihm wach geworden, ob die kleinen Freundinnen sich wirklich mit Einverständnis der Eltern von ihm weiter küssen ließen.

Im Laufe der Jahre hatte die Zahl der Eintragungen auf den linken Seiten des Buches abgenommen und es waren auch andere junge Mädchen geworden, die er küßte, mehr junge Mädchen als junge Damen. Die letzteren fehlten dort nach und nach ganz, die standen nur noch auf den rechten Seiten des Buches. Dort allerdings in großer Anzahl. Sechs linke Seiten hatte er vollgeküßt, beinahe zehn rechte Seiten hätte er gern abgeküßt, aber da war es stets nur bei dem Wunsch geblieben, noch dazu, ohne daß die jungen Damen etwas davon ahnten.

Auch jetzt las er diese Namen wieder durch und viele Erinnerungen an frohe, schöne Stunden, an viele hübsche Mädchenköpfe wurden in ihm wach, bis seine Augen dann lange Zeit auf dem Namen Milda ruhten. So hieß die Treulose in seiner alten Garnison, die sich mit einem anderen verlobte. Nun war sie ihm für immer verloren, und ganz würde er das erst überwunden haben, wenn auch er verlobt war. Na, hoffentlich dauerte es

bis dahin nicht mehr allzu lange, und seine Augen glitten eine Zeile tiefer. Dort stand Anita Münchheim. Die war die erste, die er wieder zu küssen begehrte, seitdem er an der Milda so traurige Erfahrungen machte. Immer und immer wieder las er Anita Münchheim und betrachtete lächelnd alle die vielen Sterne, die er nach und nach vor und hinter ihren Namen gezeichnet hatte. So besternt war nicht einmal ein hoher Würdenträger, der viele oder gar keine Verdienste aufzuweisen hatte, sondern nur ein hohes Alter. Ach ja, er hätte die kleine Anita für sein Leben gern einmal geküßt und nicht nur einmal. Die würde er auch täglich voll heißer Liebe weiterküssen, wenn sie schon lange seine Frau sein sollte. Er würde es dann nicht so machen wie viele Ehemänner, die sich darauf beschränken, der Frau einen flüchtige Guten-Morgen- und einen ebensolchen Gute-Nacht-Kuß zu geben, wenn die erste Zeit der angeblich ewig dauernden ersten Liebe vorüber ist. Ja, die kleine Anita erweckte seine Kußwünsche immer aufs neue und doch war er ihr eigentlich etwas böse. Nein, böse gerade nicht, das war wohl zuviel gesagt, aber er fand, daß es nicht mehr ganz so zwischen ihnen war, wie am Anfang. Das aber war einzig und allein ihre Schuld. Warum wollte sie es immer

noch mit aller Gewalt wissen, warum er sich hatte aus seinem alten Regiment versetzen lassen? Ihr Wissensdrang war ja aller Ehren wert, schon weil er sich für eine dumme Frau nie hätte begeistern können, aber warum wollte sie gerade das wissen, warum schon jetzt? Warum wartete sie damit nicht, bis sie seine Frau war? Dann würde und konnte er ihr ruhig alles eingestehen. Und warum neckte sie ihn immer damit, daß sie seinem großen Geheimnis nun bald auf der Spur sei? Warum erzählte sie ihm immer aufs neue, daß ihre Tante zwar bisher mit ihren Nachforschungen keinen Erfolg gehabt habe, daß die aber damit nicht aufhören werde, bis sie alles, alles wisse? Und bei den Worten „alles, alles“ sah sie ihn so lachend und übermütig, aber zugleich auch so bittend und flehend an, daß er sich immer wieder den Kopf nach einem glaubhaften Märchen zerbrach, daß er ihr als angebliche Wahrheit erzählen könnte. Warum ließ Anita ihn nicht zufrieden, sondern neckte ihn immer weiter? Einmal erzählte sie ihm, im stillen wisse sie schon, was sie sich von ihm wünsche, wenn er erst die Wahrheit habe zugeben müssen und am nächsten Tage klagte sie ihm ihr Leid, sie sähe es ein, es würde ihr doch wohl nichts anderes übrigbleiben, als ihm die Chaiselonguedecke zu häkeln, wenn die bei

ihren mangelhaften Kenntnissen auch nur so groß werden würde, daß sie ihm im besten Falle von den Fußsohlen bis zu den Fußknöcheln reiche. Ach und seine Decke war wirklich so schlecht, warum häkelte Anita ihm nicht eine andere? Sie mußte es ihm doch anmerken, welche Freude ihm dieses Geschenk gerade aus ihren kleinen Händen bereiten würde. Aber wenn er ihr das andeutete, lachte sie ihn nur aus, und anstatt mitzulachen, ärgerte er sich, bis er sie in der nächsten Minute doch wieder reizender und begehrenswerter fand denn je, ganz besonders, wenn er dicht neben ihr stand und den köstlichen, natürlichen Duft ihres Haares einatmete. Nein, es war wirklich nicht mehr ganz so zwischen ihm und der kleinen Anita wie sonst. Das merkte er auch an der Art seiner Unterhaltung, das Hofmachen ging ihm nicht mehr so über die Lippen wie früher, und manchmal glaubte er auch zu wissen, woran das lag. Frau Ellens fast tägliche Anwesenheit auf dem Tennisplatz störte ihn. Selbst wenn die sich gar nicht um ihn kümmerte und gar nicht nach ihm hinsah, fühlte er sich von ihr beobachtet, und er glaubte dann in ihren Augen und um ihren Mund ein leises Lächeln zu sehen, das ihm da zu sagen schien: Sieh mal an, kleiner Hans Erich, was ist im Laufe der Jahre aus dir geworden. Wie hast du dich

verändert! Weißt du noch, wie wir Kinder waren, wie du da nur mich lieb hattest? Daß du mich auch heute noch lieben sollst, verlange ich natürlich nicht von dir, aber trotzdem, nimm es mir nicht übel, ich finde es so furchtbar komisch, daß du jetzt so groß geworden bist und darauflos flirtest, als wärest du nie ein kleiner Knabe mit kurzen Hosen gewesen. —

Daß die schöne Frau, denn schön war Frau Ellen wirklich, das gestand Hans Erich sich immer aufs neue ein, daß die schöne Frau Ellen in Wirklichkeit solche törichten und unlogischen Gedanken haben solle, war selbstverständlich ausgeschlossen, davon war er felsenfest überzeugt, aber er konnte sich nicht helfen, er redete sich immer mehr und mehr ein, daß etwas Ähnliches sie im stillen beschäftigte und das machte ihn in ihrer Gegenwart immer verwirrt und verlegen. Der frühere Hans Erich war er eigentlich nur noch dann, wenn sie einmal dem Tennisplatz fern blieb, so daß er sich schon oft gefragt hatte, warum er ihr eigentlich bei dem ersten Wiedersehen zuredete, das Herumreisen aufzugeben und sich hier häuslich niederzulassen. Ja, warum hatte er das nur getan? Darüber zerbrach er sich auch jetzt wieder den Kopf. Lediglich eine leere, höfliche Redensart war das nicht gewesen,

das wußte er ganz genau. Er hatte sich dabei auch irgend etwas gedacht, wenn er allerdings auch heute noch nicht wußte, was. Aber mit der Zeit würde ihm das schon noch klar werden. Die Hoffnung hatte ihn bis heute noch nicht verlassen und die würde sich schon noch erfüllen. Aber trotzdem, Frau Ellens Anwesenheit störte ihn, denn davon, daß sie hier war, hatte er eigentlich gar nichts, denn er mußte tatsächlich so tun, als hätten sie sich hier erst näher kennengelernt. Allerdings, ein klein wenig herzlicher als die anderen Kameraden behandelte sie ihn doch, und um das den anderen zu begründen, hatte sie mit seinem Einverständnis erklärt, sie habe auf ihren Reisen einige seiner Verwandten kennengelernt und die hätten sie gebeten, sich seiner etwas anzunehmen. Aber trotzdem, warum hatte er ihr zugeredet, hierzubleiben? Das mußte doch eine Ursache oder wenigstens einen Zweck haben?

Und zu derselben Zeit, da Hans Erich weiter darüber nachdachte, beschäftigte sich Frau Ellen mit ähnlichen Dingen. Die saß in Erwartung ihres Gastes, ein Buch im Schoße haltend, auf der glasbedeckten, geschlossenen Veranda ihrer hübschen Villa und sann und grübelte. Warum war sie schon hier? Warum war sie nicht wenigstens den heißen Sommer über noch auf Reisen

geblieben, im Gebirge oder an der See? Warum hatte sie das Reiseleben, das ihr doch bisher so gut gefiel, mit einemmal derartig satt bekommen, daß sie es vor Sehnsucht nach den eigenen vier Wänden nicht länger glaubte aushalten zu können?

Hing das wirklich mit dem Jugendgespielen zusammen? Ihre Freude, den wiederzufinden, war groß und ehrlich gewesen und auch sie hatte zuerst geglaubt und gehofft, sie beide würden auch in Zukunft oft und gern von der Jugendzeit plaudern. Aber als er dann nicht nur damit anfang, sondern damit gar nicht aufhören zu wollen schien, hatte sie es ihm doch verboten, nicht nur, wie sie es vorgab, der Dritten wegen, sondern weil er in ihr nicht fortwährend nur das kleine Mädchen mit den kurzen Röcken von einst erblicken sollte. Nein, er sollte das in ihr sehen, was sie inzwischen geworden war, eine junge, sehr hübsche, sehr elegante und in jeder Hinsicht sehr begehrenswerte Witwe. Gewiß, eine Witwe und er hatte es deutlich genug verraten, daß er im ersten Augenblick fürchtete, sie könne seine Kanarienvogelwitwe sein und aus einigen weiteren allgemeinen Äußerungen hatte sie herausgehört, wie er im allgemeinen über die Witwen dachte. Das empfand sie nicht nur als

eine Kränkung und Beleidigung des ganzen Witwenstandes, sondern erst recht als solche ihrer eigenen Person und halb im Scherz, halb im Ernst hatte sie sich gelobt: na warte, Baron Hans Erich von Griesbach, dich werde ich schon dahin bringen, daß du mich in Zukunft mit anderen Augen betrachtetest und dann werde ich dich mit dem Vorrecht der Jugendfreundin an dem Ohrläppel ziehen und dir erklären: „Siehst du wohl, Hans Erich, so was kommt von so was. Man soll nie zu kühne Behauptungen aufstellen, denn man kann nie wissen, wie es kommt. Bei mir hast du Glück gehabt, denn ernstlich will ich nichts von dir. Nun gebe ich dich wieder frei und entlasse dich aus meinem Hörselberg, in den ich dich, ohne daß du am Anfang etwas davon merktest, hineingelockt habe. Nun halte ich dich nicht mehr.“ Und sie wünschte ihm im stillen, daß die Witwe dann reich sein möchte wie sie es selbst war, denn es tat ihr aufrichtig leid, daß es ihm seit dem Tode seiner Eltern finanziell so schlecht ging. Das bedrückte sie zuweilen, und es hätte sie glücklich gemacht, wenn sie ihm ihre Hilfe hätte anbieten dürfen, aber das war natürlich ausgeschlossen. Na, vielleicht fand er bald wirklich eine reiche Frau. Allerdings, ob gerade die kleine Anita trotz ihrer späteren reichen Mitgift die rechte Frau für ihn

sein würde? Wie sehr er sich um die bemühte, sah sie mit ihren eigenen Augen, aber es lag ihr oft auf der Zunge, ihm zuzurufen: „Hans Erich, höre auf mich, ich meine es gut mit dir. Wirb lieber um eine andere. Es gibt doch genug hübsche und wohlhabende junge Damen hier in der Stadt.“ Aber sie sagte es ihm doch nicht, schon weil sie nicht recht wußte, welche andere sie ihm vorschlagen sollte. Dazu kannte sie die neuen jungen Mädchen vorläufig noch zu wenig, und denen, die sie von früher her kannte, war sie inzwischen etwas fremd geworden.

Das Buch, das Frau Ellen, ohne darin gelesen zu haben, im Schoße hielt, fiel durch eine unwillkürliche Bewegung, die sie machte, auf die Erde und das verscheuchte ihre Gedanken, ließ sie sich wieder auf sich selbst besinnen. Warum beschäftigte sie sich auch heute nur wieder soviel mit Hans Erich? Ach so, ja richtig, weil sie hatte ergründen wolle, warum sie hier war. Nun wußte sie es, einmal, um ihn zu strafen, dann aber auch — und wie eben noch an Hans Erich, dachte sie jetzt nur noch an Rolf von Wellhaus. Hauptsächlich seinetwegen war sie zurückgekehrt, aber war es nicht eigentlich ein Unsinn gewesen, daß sie seinetwegen solange fortblieb? Ja, war sie nicht sogar zu lange fortgeblieben, um ihn den alten

Verkehr in ihrem Haus in früherer Weise wieder aufnehmen zu lassen? Und war es nicht töricht, daß sie damals gleich auf Reisen ging? Hätte sie es nicht ruhig abwarten können, ob ihre Vermutung, daß er sie liebe und daß er ihr das sagen würde, bevor sie es ihm erlaubte, sich auch bestätigte? Und woraus schloß sie denn, daß er sie liebe? Aus der Freundschaft, die er ihrem verstorbenen Manne erwies, aus der Regelmäßigkeit seiner Besuche, aus seiner Vorliebe für die Musik, aus den bewundernden aber trotzdem unverfänglichen Blicken, mit denen er ihr huldigte? Nein, wenn sie gerecht war, mußte sie anerkennen, daß er die etwaige Liebe zu ihr so tief verschloß, daß selbst sie nichts von der bemerkte, wie auch sie selbst nie etwas davon zeigte, daß er ihr mehr gewesen war, als nur ein Freund der Hauses. Aber ob sie Liebe für ihn empfand? Ohne eine Antwort darauf zu finden, hatte sie sich das in einsamen Stunden schon oft gefragt, und sie hatte doch wohl nur deshalb das Reiseleben plötzlich aufgegeben, um endlich darüber Gewißheit zu bekommen, wie es zwischen ihr und Wellhaus stand. Und da sah sie nun deutlich, wie Wellhaus ihr, wenn auch vielleicht etwas durch ihre eigene Schuld, aus dem Wege ging, ohne es deswegen natürlich ihr gegenüber an der gesell-

schaftlichen Form fehlen zu lassen. Ja, manchmal näherte er sich ihr sogar mit einer ihr etwas gesucht vorkommenden Höflichkeit, gleichsam als wolle er ihr zeigen: daß ich mich Fräulein von Otten soviel widme, hat nichts zu bedeuten, das ist lediglich ein Zeitvertreib für mich, weiter nichts. — Aber ihr Haus hatte er trotzdem nur bei dem offiziellen Besuch, den er ihr wie alle anderen Offiziere machte, betreten, und sie hatte ihn auch nicht wieder eingeladen. Sagte er sich nicht von selbst an, so wollte sie ihn auch nicht dazu auffordern, und obgleich sie sich über die näheren Gründe nicht klar war, kam es ihr jetzt zuweilen so vor, als vermisse sie seine Besuche weniger, als sie es anfangs befürchtete. Nur wenn sie am Flügel saß, fehlte er ihr manchmal, da wandte sie sich, wenn sie geendet hatte, oft nach dem Stuhl um, auf dem er früher zu sitzen pflegte, als müsse sie in seinem Gesicht lesen, wie die Musik auf ihn gewirkt habe. Na, mit der Zeit würde sich auch das legen, wenn er nicht wiederkommen sollte. Aber schade war es eigentlich doch, daß ihr früherer netter Verkehr so jäh und plötzlich ein Ende gefunden hatte.

Frau Ellen wußte selbst nicht, wie lange sie ihren Gedanken nachhängend vor sich hingeträumt hatte, als das Zimmermädchen bei ihr

eintrat, um ihr den Baron von Griesbach zu melden. Schnell erhob sie sich, um ihren Gast zu begrüßen, ganz erschrocken darüber, daß es schon so spät sei, denn sie hatte sich fest vorgenommen, sich selbst um den Kaffeetisch zu kümmern, obgleich sie sich in der Hinsicht auf ihr Mädchen verlassen konnte. Aber sie hätte dem Tisch gerade heute gern eine persönliche Note gegeben. Aber schon stand Hans Erich vor ihr, trotzdem sie es ihm freigestellt hatte, ob er in Zivil oder in Uniform kommen wolle, in voller Uniform, den Säbel noch umgeschnallt, in der Linken die Mütze, in der Rechten einen Strauß gelber Rosen, den sie nach der ersten Begrüßung freudig überrascht entgegen nahm, um ihn dann aber doch wegen seiner Verschwendung auszuschelten: „Sie hätten sich die Ausgabe sparen sollen, Herr Baron, Sie haben mir selbst einmal erzählt, daß Sie kein Krösus sind, da können Sie Ihr Geld sicher besser anwenden.“

„Noch besser als für Sie, gnädige Frau? Völlig ausgeschlossen,“ kam es ihm galant über seine Lippen. „Das Geld ist für mich überhaupt etwas Gräßliches, ganz einerlei, ob man es besitzt oder ob man es sich wünscht. Ich finde, dieses bißchen Leben verliert den größten Teil seines Reizes dadurch, daß es sich fortwährend um das

Geld dreht. Glücklich sind die Toten schon deshalb, weil sie das scheußliche Wort Geld nicht mehr zu hören brauchen."

„Bis zu einem gewissen Grade haben Sie sicher recht," stimmte sie ihm bei, „aber ich persönlich finde das Leben mit den Geldgesprächen immer noch schöner und begehrenswerter, als das Begrabensein ohne solche. Nun aber machen Sie es sich bitte bequem und legen Sie ab."

„Ihr Wunsch ist mir ein sehr willkommener Befehl, was man beim Militär nur von den wenigsten Befehlen behaupten kann, gnädige Frau," meinte er, schon während des Sprechens den Säbel abschnallend. „Im übrigen, gnädige Frau, gestatten Sie mir bitte, Ihnen gleich zu sagen, daß Sie heute einfach bezaubernd hübsch aussehen. Ich erkenne es dankbarst an, daß Sie mir zu Ehren kein festlich Gewand anlegten, das hätte die Gemütlichkeit nur gestört, und gerade dieses einfache weiße Kleid steht Ihnen wirklich ausgezeichnet. Ich will Ihnen keine Komplimente machen, gnädige Frau, aber ich finde, Sie werden hier von Tag zu Tag hübscher und noch jünger, soweit das möglich ist. Das ruhige Leben, das Sie nun wieder in Ihrem Heim führen, scheint Ihnen gut zu bekommen."

„Das tut es auch, " stimmte sie ihm bei, „aber

was Sie da sonst noch sagten von dem Hübscher- und sogar noch Jüngerwerden, soweit, das möglich wäre, Ihre Wahrheitsliebe in Ehren, Herr Baron, aber wenn das keine Schmeichelei war —“

„Es war die lauterste Wahrheit, mit der ich über jede, selbst über die wackligste Brücke gehen will, ohne auch nur eine Sekunde zu befürchten, daß die unter meinen Füßen zusammenbricht,“ verteidigte er sich und mit einem so ehrlichen, warmen Blick der Bewunderung sah er sie an, daß sie unwillkürlich wie ein junges Mädchen errötete, bis sie ihm nun zurief: „Wir wollen es auf die Probe aber lieber doch nicht ankommen lassen, Herr Baron, sondern anstatt über eine Brücke, lieber über die verschiedenen Türschwellen in mein Wohnzimmer gehen. Ich habe dort den Tisch decken lassen und ich denke, es wird alles bereit sein.“

„Wie Sie befehlen, gnädige Frau, und wenn Sie voran gehen wollen, folge ich errötend Ihren Spuren. Aber wenn ich eine Bitte äußern darf, gehen Sie nicht zu schnell. Sie hatten ja zwar bei meinem ersten Besuch die große Freundlichkeit, mir Ihr hübsches Haus in allen Einzelheiten zu zeigen, aber vorhin, als das Mädchen mich hierher führte, sah ich eigentlich erst, wie hübsch Sie wohnen. Alle Zimmer strömen einen Grad von

Behaglichkeit und Gemütlichkeit aus, wie ich das bisher kaum irgendwo gefunden habe. Sie haben sich ein Heim geschaffen, um das ich Sie als schrecklich möbliert wohnender Leutnant mit einem Gefühl beneide, das ich Neid nennen würde, wenn ich überhaupt wüßte, was das wäre, ich glaube, ich kann das Wort sogar nicht einmal richtig schreiben."

„Das ist ein sehr hübscher Zug in Ihrem Charakter," belobte sie ihn, „aber trotzdem schlage ich vor, daß ich Ihnen meine Zimmer, wenn Sie es wünschen, lieber nachher nochmals zeige, wenn wir erst den Kaffee getrunken haben, sonst könnte der inzwischen kalt werden und wenn der ja auch schön machen soll —"

„Das hat der bei Ihnen tatsächlich nicht mehr nötig, gnädige Frau," fiel er ihr in das Wort, „aber darf ich Ihnen im Zusammenhang damit eine kleine Geschichte erzählen, die den Vorzug hat, tatsächlich wahr zu sein und die charakteristisch ist für das Thema ‚Die Frau?‘"

„Ich bitte sehr darum," ermunterte sie ihn freundlich, „vorausgesetzt, daß wir Frauen in der kleinen Geschichte nicht zu schlecht wegkommen."

„Ausgeschlossen, gnädige Frau, dazu ist die Sache viel zu harmlos," und als er ihr wenige

Minuten später in ihrem behaglichen Wohnzimmer an dem von dem Mädchen sehr hübsch gedeckten Tisch gegenüber saß, meinte er: „Die kleine Episode hat sich in meinem alten Regiment zugetragen. Ein Kamerad war jung verheiratet und erwartete in der nächsten Zeit den Besuch des Klapperstorches. Vater und Mutter befanden sich den Umständen nach sehr wohl, bis die junge Frau eines Abends plötzlich von heftigen Zahnschmerzen befallen wurde, wie das die natürlichen Umstände zuweilen so mit sich bringen sollen. Es war wie gesagt am Abend, zu spät, um zu einem Zahnarzt zu gehen, der ja doch nicht viel hätte helfen können und um der jungen Frau Linderung zu verschaffen, vor allen Dingen aber, damit sie die Nacht schlafen könne, verordnete der Gatte ihr zuerst einen Kognak, dann noch einen und schließlich einen sehr starken Schlummerpunsch, dessen Wirkung auch nicht ausblieb. Die junge Frau wurde todmüde und legte sich zu Bett. Aber kaum lag sie dort, als sie zu phantasieren begann, so daß der Kamerad es mit der Angst bekam und ihr zurief, er werde den Arzt holen. Aber davon wollte die junge Frau nichts wissen, sie klammerte sich mit beiden Händen an ihn und beschwor ihn, sie nicht allein zu lassen, sie fühle, sie müsse sterben, er solle sie nur

anfassen, sie sei schon eiskalt, obgleich ihr in Wirklichkeit vor Fieber das Wasser den Körper entlanglief. Er möge bei ihr bleiben, sonst fände er sie nur als Leiche wieder vor. In seiner Angst um das Leben des geliebten Wesens hielt der Kamerad es aber doch für seine Pflicht, den Arzt zu holen. Er klingelte nach dem Mädchen, damit dieses bei seiner Frau bliebe, er selbst aber stürzte auf die Straße, um einen Medizinmann zu suchen. Endlich fand er einen, gleich darauf auch ein Auto, das die beiden in rasender Fahrt nach seiner Wohnung brachte. Unterwegs hatte der Kamerad schon dem Arzt erzählt, was vorlag und als der nun an dem Bett der Kranken stand und diese untersucht hatte, sagte er kurz und bündig: ‚Sie haben Ihrer Frau für den Zustand, in dem sie sich befindet, zuviel Alkohol zu trinken gegeben. Ihrer Frau Gemahlin fehlt weiter nichts als die Nüchternheit, sie ist, mit Erlaubnis zu sagen, total betrunken, aber dafür gibt es ein sehr einfaches Mittel. Lassen Sie sie sehr viel kalten schwarzen Kaffee trinken, der schmeckt zwar nicht gut, aber der macht bekanntlich schön.‘ Aber kaum hatte der Arzt das gesagt, da schlug die im Delirium liegende Frau die Augen auf und rief dem Arzt zu: ‚Habe ich es erst noch nötig, schön zu werden?‘ Und gleich darauf verfiel sie

wieder in ihr Phantasieren.

Und nun kommt der Witz der Sache, gnädige Frau. Als der Arzt am nächsten Morgen die Kranke wieder aufsuchte, um sich nach deren Befinden zu erkundigen, da wußte die von nichts. Weder etwas davon, daß sie Zahnschmerzen gehabt hatte, noch davon, daß sie hatte sterben wollen, aber am allerwenigsten erinnerte sie sich, daß der Arzt am Abend vorher bei ihr gewesen war. Sie starrte den ihr bisher völlig fremden Menschen ganz entsetzt an und fragte, was er bei ihr wolle. Sie hatte nicht den leisesten Schimmer der Erinnerung an den vorhergegangenen Abend, aber trotzdem, selbst im Delirium hatte sie sich dagegen gewehrt, erst schön werden zu müssen. Und nun sagen Sie, gnädige Frau, was sagen Sie dazu?"

Frau Ellen lachte belustigt auf: „Etwas seltsam ist die Sache allerdings, aber trotzdem sieht sie uns Frauen ähnlich, denn ein ganz klein wenig eitel sind wir ja alle und schön sein wollen wir alle erst recht.“

„Und die es nicht sind, wollen es in erster Linie sein,“ pflichtete er ihr bei, „denn gerade die häßlichsten jungen Mädchen halten sich doch für die schönsten.“

„Lassen Sie denen das harmlose Vergnügen,“

bat sie, „wie sollten die wohl sonst dieses Leben ertragen, wenn der liebe Gott ihnen nicht die Eitelkeit mit auf die Welt gegeben hätte? Im übrigen aber sind die Männer bekanntlich noch viel eitler als die Frauen.“

„Erlauben Sie mal, gnädige Frau,“ verteidigte er sich und sein Geschlecht, aber Frau Ellen winkte lachend ab: „Daß wir uns darüber streiten, Herr Baron, hat gar keinen Zweck, wir würden zu keiner Einigung kommen, und um uns zu zanken, sind wir doch nicht beisammen. Lassen wir also dieses Thema ruhen und erzählen Sie mir dafür etwas anderes, zum Beispiel, was Sie heute nachmittag getrieben haben, bis es für Sie Zeit wurde, zu mir zu gehen.“

Aber anstatt ihr das zu erzählen, sah er sie plötzlich mit einem so entsetzten Gesichtsausdruck an, daß sie unwillkürlich erschrak, und als er sich gleich darauf mit solcher Gewalt vor die Stirn schlug, daß es laut knallte, rief sie ihm zu: „Um Gottes willen Herr Baron, wenn Sie sich schon umbringen wollen, dann aber bitte nicht in meiner Gegenwart. Ich kann solche Selbst- und andere Morde nicht einmal im Theater mit ansehen, geschweige in meinen eigenen Räumen. Im übrigen verstehe ich gar nicht, was plötzlich in Sie gefahren ist, daß Sie sich derartig miß-

handeln, mit dem Schläge hätten Sie sich ja die ganze Stirn verbeulen können."

„Dann wäre es auch noch so gewesen, gnädige Frau," meinte er ironisch, „denn mit der Stirn ist nichts mehr los, wenigstens nichts mit den Gedanken oder dem Gedächtnis, das angeblich bei den Menschen hinter der Stirn wohnt. Ob aber auch bei mir, das ist die Frage, denn ob Sie mir es glauben oder nicht, nun habe ich es doch wieder vergessen."

„Was denn nur?" erkundigte sie sich neugierig.

„Werden Sie nicht böse sein, wenn ich es Ihnen gestehe?" fragte er, und als sie ihn durch ein Kopfschütteln darüber beruhigt hatte, fuhr er fort: „Dann sei es also gestanden, gnädige Frau, ich habe auch heute nachmittag Ihren Namen wieder nicht in mein Kußbuch eingetragen."

„Aber ich denke, das haben Sie schon längst getan?" meinte sie verwundert, ohne recht zu wissen, ob sie über diese seine Vergeßlichkeit lachen oder ob sie sich über die ein klein wenig ärgern solle, bis sie nun fortfuhr: „Sie haben doch unser erstes Wiedersehen lediglich deshalb jäh abgebrochen, um zu Hause das bisher Versäumte schnell nachzuholen. Es hat mir wenig-

stens in Gedanken oft Spaß gemacht, daß ich nun in Ihrem Kußbuch stände," und voll ehrlichster Enttäuschung fragte sie: „Ja, warum haben Sie denn Ihr Versprechen nicht gehalten?“

Hans Erich seufzte schwer auf: „Gott, gnädige Frau, was verspricht man nicht alles mit der felsenfesten Absicht, es auch halten zu wollen und ich habe es gewollt und so ernsthaft wie sonst nichts auf der Welt, aber im letzten Augenblick wurde ich immer gestört, und wenn das heute ausnahmsweise mal nicht der Fall war, dann kam ich trotzdem nicht dazu. Ich stehe da vor einem Rätsel, das ich nicht zu lösen vermag.“

„Ich auch nicht," stimmte sie ihm aus ehrlichster Überzeugung bei, bis sie schließlich meinte: „Vielleicht hängt es damit zusammen, daß Sie Ihr Geheimbuch auf eine ganz besondere Art eingerichtet haben, oder daß es innerlich oder äußerlich anders beschaffen ist, als andere seiner Art, so daß Sie nicht recht wissen, wohin mit mir.“

„Glauben Sie, gnädige Frau?“ meinte er zweifelnd. „Ich eigentlich nicht, denn es ist ein Buch wie jedes andere. Zuerst kommt der Umschlag und dann, wenn man es aufschlägt, ist links die linke Seite und rechts die rechte.“

„Und wenn man es auf den Kopf hält, ist es

gerade umgekehrt," neckte sie ihn, „dann ist links rechts und rechts ist links.“

„Da haben Sie vollständig recht, gnädige Frau," gab er ein klein wenig gekränkt zurück, weil die Sache nach seiner ehrlichsten Überzeugung viel zu ernsthaft war, um sie so oder so in das Lächerliche zu ziehen, und deshalb bat er jetzt: „Mit Ihrer gütigen Erlaubnis darf ich das Buch nun wohl wieder umdrehen, damit links wieder links und rechts wieder rechts wird," und erklärend fuhr er fort: „Alle Seiten in dem Buch sind liniert. Die gute Tante meinte, das sei besser, denn wenn ich inzwischen nicht stürbe, sondern alt werden sollte, würde ich später selbst mit der Brille auf dem Nasenrücken ohne Linien nicht mehr so gerade schreiben können, wie auf diesen Linien. Na, und da fängt es gleich oben auf der ersten linken Seite mit der ersten Linie an. Auf dieser habe ich mit meiner großen Handschrift geschrieben: Namentliches Verzeichnis der von mir mit Erfolg geküßten jungen Mädchen. Und darunter auf der zweiten Linie steht gleich der Name der ersten von mir Geküßten. Vor der ersten aber waren Sie, gnädige Frau, doch die Allererste, und nun sehe ich es selbst, Sie haben vorhin doch recht mit Ihrer Bemerkung gehabt, ich weiß wirklich nicht, wohin

mit Ihnen, denn daß ich Sie zwischen der ersten Zeile und dem ersten Namen hineinquetsche, das geht doch nicht."

„Und ich lasse mich auch nicht quetschen, weder hinein- noch ausquetschen,“ verteidigte sie sich belustigt.

„Das fühle ich Ihnen vollständig nach, gnädige Frau,“ stimmte er ihr bei, „aber daß ich in das Buch einen mehr oder weniger schönen Tintenkleck mache und dem eine Fußnote gebe, die da besagt: dieser Klecks in meinem Leben hieß Ellen Richter und die war für meinen Mund da, noch bevor eine andere da war, nein, das geht doch erst recht nicht.“

„Nein, dagegen, daß Sie mich lediglich als einen Klecks in Ihrem Leben betrachten wollen, protestiere ich sehr energisch,“ rief sie ihm zu.

„Na also, gnädige Frau,“ fragte er ganz geknickt, „wohin aber dann mit Ihnen?“

„Auf den Ehrenplatz, den Sie mir zugesagt haben und der mir auch zukommt, Herr Baron, denn da Ihr Buch sicher nicht gleich mit einer linken Seite anfängt, befindet sich vor dieser doch noch eine rechte, und wenn die noch frei ist —“

„Die ist leer wie eine oasenlose Wüste,“ fiel

er ihr in das Wort.

„Da schreiben Sie also meinen Namen dort-hin.“ ermunterte sie ihn. „Machen Sie es mit mir, wie es die Städte in ihren Adreßbüchern mit den in ihren Mauern wohnenden Fürstlichkeiten und Ehrenbürgern tun. Die stehen auch nicht unter den gewöhnlichen Sterblichen verzeichnet, sondern die stehen auf einer Ehrenseite vorne an.“

„Na ja, das ginge,“ meinte er nach kurzem Besinnen, „dort würden Sie sich sogar sehr gut ausnehmen, aber es ist nur eine Frage, gnädige Frau, ob Sie sich dort auf die Dauer nicht langweilen würden, denn wenn Sie immer so allein dort stehen und niemanden haben, der sich zu Ihnen stellt, um etwas mit Ihnen zu plaudern oder um sich nach Ihrem Befinden zu erkundigen, das würde Ihnen mit der Zeit doch langweilig werden. Da haben es die anderen jungen Mädchen auf der nächsten Seite viel besser. Die können sich miteinander unterhalten, so oft sie wollen, manchmal bilde ich mir sogar ein, sie täten es auch, und ich bedaure nur, daß ich es nicht mit anhören kann, was die sich da über mich zusammenreden.“

„Sicher nicht allzuviel Gutes,“ neckte sie ihn, bis sie plötzlich, ernst werdend, fragte:

„Wissen Sie, was ich glaube, Herr Baron? Daß das, was Sie mir eben erzählten, nur eine leere Ausrede war und daß Sie mich auf der ersten Seite nur deshalb nicht stehen haben wollen, weil ich überhaupt nicht in Ihr Buch hinein soll. Aber ich will hinein,“ fuhr sie energisch fort, ohne ihm Zeit zu einer Entgegnung zu lassen. „Als Ich Sie zuerst darum bat, war es eigentlich nur ein Scherz, das ist es aber heute nicht mehr, ohne daß ich Ihnen das Warum und Weshalb im Augenblick zu erklären vermöchte. Aber trotzdem, ich würde es geradezu als eine Kränkung empfinden, wenn Sie meinen Namen nicht eintrügen, denn wenn Sie auf den Blättern die Erinnerung an jedes kleine Kußmädchen aufbewahren, verdient unsere Jugendzeit es doch gewiß erst recht, daß Sie die aus Ihrem Gedächtnis nicht wieder verschwinden lassen.“

„Das soll sie auch nicht, gnädige Frau,“ widersprach er lebhaft, „Aber Sie haben meine Worte wirklich falsch gedeutet. Natürlich gehören Sie in erster Linie in das Buch hinein, aber ich bezweifle es ernsthaft, ob der von Ihnen ausgesuchte Platz auch wirklich der richtige für Sie wäre. Aber da Sie das nicht zu befürchten scheinen, werde ich Sie noch heute auf den Isolierschemel, ich meine, auf die

Isolierseite setzen, heute noch, das verspreche ich Ihnen."

Das klang so ernst und so feierlich, daß Frau Ellen wußte, er wolle auch sein Versprechen halten, aber trotz alledem glaubte sie zu wissen, daß er es nicht halten würde. Aber warum würde er das nicht tun? War die Erinnerung an die Jugendzeit zu keusch und zu rein, um ihren Namen mit denen der anderen jungen Mädchen irgendwie in Verbindung zu bringen? Aber nein, das konnte es doch wohl nicht sein, denn da er schon gleich nach der Konfirmation mit den Aufzeichnungen begann, waren dort sicher die Namen vieler reiner und unverdorbener junger Mädchen niedergeschrieben, deren Gesellschaft sie sich nicht zu schämen brauchte, mit denen sie ruhig zusammenstehen konnte. Es mußte da also irgendein anderer Grund vorliegen, aber welcher konnte das nur sein? Das beschäftigte sie so, daß sie nun schweigend dasaß und vor sich hin sann, bis sie jetzt mit einem halb unterdrückten Angstschrei emporfuhr, denn Hans Erich hatte sich wieder mit der flachen Hand derartig vor die Stirn geschlagen, daß es sich anhörte, als sei der Schuß eines kleinen Revolvers in dem Zimmer losgegangen.

„Aber was haben Sie denn nur heute, Herr Baron?“ rief sie ihm ärgerlich zu, „Sie machen mich mit Ihren ewigen Selbstmißhandlungen ganz nervös. Wenn Sie sich nochmals schlagen wollen, dann sagen Sie wenigstens vorher Bescheid. Was ist denn nun schon wieder los? Was sehen Sie mich nur so an? Ist Ihnen in bezug auf meine Person wieder etwas eingefallen, das Sie bisher vergessen hatten?“

„Das letztere nein, das erstere ja,“ gab er lebhaft zur Antwort, „denn als ich Sie vor einer Minute heimlich ansah, während Sie mit Ihren Gedanken Gott weiß wo, aber sicher nicht bei mir waren, da sandte mir der Himmel auf dem Gnadenwege ganz plötzlich und unerwartet die Antwort auf eine Frage, die ich mir nicht nur heute, sondern schon oft vorlegte.“

„Und die wäre?“ kam es über Frau Ellens Lippen, während sie ihren Gast, der ihr auch heute in seiner äußeren Erscheinung und in seinem bisherigen leichten Plauderton sehr gefiel, erwartungsvoll ansah.

Was es war, wußte Hans Erich natürlich sehr genau, aber er konnte ihr doch nicht einfach zur Antwort geben: es ist mir klar geworden, warum ich Ihnen damals zuredete, die waserdichten Reisetiefel auszuziehen und dafür

ein Paar bequeme, aber trotzdem sehr elegante Hausschuhe anzulegen. Mit so dürren Worten durfte er die Erkenntnis, die ihm gekommen war, nicht verraten. Er durfte das nur indirekt tun, und deshalb meinte er nach kurzem Besinnen: „Was es ist, gnädige Frau? Ich habe oft darüber nachgedacht, warum Sie wohl in so liebenswürdiger Weise meine Bitte erfüllten, das Leben auf der Walze, oder richtiger gesagt, das Leben auf der Eisenbahnachse aufzugeben. Welche Hoffnungen ich für mich daran knüpfte, das wissen Sie, gnädige Frau. Ich wollte dauernd mit Ihnen in Erinnerungen schwelgen, das aber haben Sie mir verpohrt, wie man so zu sagen pflegt. Es ist schon gut, gnädige Frau,“ fuhr er fort, als er bemerkte, daß sie sich verteidigen wollte, „es ist vielleicht sogar sehr gut, und ich gedenke des schönen Walzertextes: Ob im Sturm, ob im Sonnenschein, wie es auch kommt, ja ich füg' mich drein. Aber im Zusammenhang mit der Verneinung habe ich mir gedacht, daß es doch auch eine Bejahung gäbe und daß Ihr Hiersein für mich nicht nur einen negativen, sondern auch einen positiven Sinn haben müsse, und den letzteren habe ich vorhin in Ihren Augen gefunden.“

„In meinen Augen?“ fragte sie erstaunt.

„Allerdings, gnädige Frau,“ gab er zur Antwort, „auch ohne, daß Sie mich vorhin eigentlich ansahen, sahen Sie mich trotzdem ganz anders an als sonst, und da wurde mir plötzlich klar, oder wenigstens bildete ich es mir ein: die gnädige Frau meint es vielleicht doch besser mit dir, als sie es dir ohnehin nicht zu verstehen gibt, und da wurde mir klar, das wäre die Frau, die du, ohne es zu wissen, schon lange für dich suchst, der möchtest du dein Lebensschicksal anvertrauen, das bei dir selbst doch nicht in den besten Händen liegt. Und da habe ich es mit einemmal gewußt, gnädige Frau, Sie sind hauptsächlich hierhergekommen, um mich glücklich zu machen, und deshalb richte ich die herzliche Bitte an Sie: verheiraten Sie mich.“

Mit immer größer werdendem Erstaunen hatte Frau Ellen ihm zugehört. Das war ja die reinste Liebeserklärung, die er da losließ, und daß es so um ihn bestellt war, hatte sie nicht geahnt. Soweit hatte es bei dem Spiel, das sie mit ihm vorhatte, auch gar nicht kommen sollen und sie war fest entschlossen gewesen, seinen Antrag, wenn er ihr jemals einen solchen machen sollte, wenn auch lachend und scherzend, abzulehnen. Sie hätte darauf schwören mögen, seine Worte

hätten jetzt mit der Bitte geendet: Heiraten Sie mich. Stattdessen sollte sie ihn nur verheiraten, und wenn sie nun auch erleichtert aufatmete, so zuckte sie bei dieser unerwarteten Schlußwendung doch unwillkürlich zusammen, als habe sie von ihm, wenn auch nicht gerade einen Korb, so doch immerhin ein ganz ansehnliches Körbchen erhalten. Von dem, was sie im stillen empfand, durfte sie aber um ihrer selbst willen nichts verraten, deshalb lachte sie nun fröhlich auf, um ihn gleich darauf zu fragen: „Ich soll Sie verheiraten? Wie komme Sie denn nur darauf, ganz abgesehen davon, daß ich gar nichts davon wußte, daß Sie sich mit Heiratsgedanken tragen.“

„Das tue ich schon lange, gnädige Frau, und wenn meine Wahl als Ehestifterin gerade auf Sie fiel, so liegt das bei unserer langen Bekanntschaft doch sehr nahe.“

„Ob nahe oder nicht,“ widersprach Frau Ellen, „aber ich glaube, Herr Baron, da müssen Sie sich doch schon an eine andere wenden, wenn Sie es sich nicht selbst zutrauen, aus eigener Kraft die richtige Frau zu finden. Vielleicht wenden Sie sich da an eine berufsmäßig Heiratsvermittlerin, denn daß gerade ich — nein, nein, darauf lasse ich mich nicht ein.“

„Aber warum denn nicht, gnädige Frau?“

fragte er mehr als ehrlich erstaunt. „Eine weise Frau, wie Sie mir die vorschlagen, gibt es hier im Städtchen wohl gar nicht und mit einer solchen würde ich mich auch nie in Verbindung setzen, das widerspricht meinem Empfinden. Ihr Sträuben, gnädige Frau, ist mir ganz unverständlich, denn ich habe immer gehört und gelesen, es gäbe für eine Dame kein größeres Vergnügen, als Ehen zu stiften. Und nun will ich Ihnen dieses Vergnügen bereiten und da wollen Sie es sich nicht verschaffen, ja aber warum denn nicht?“

Weil ich wollte und weil ich es noch will, daß Sie mir selbst den Hof machen sollen, daß Sie mich schön und begehrenswert finden, daß Sie einsehen, eine junge Witwe wie ich könne noch Liebe erwecken und sie sei so oder so für den Witwenscheiterhaufen noch nicht reif. Das und manches andere hätte sie ihm am liebsten zugerufen, schon um ihm zu beweisen, daß sie nicht daran dächte, seinen Wunsch zu erfüllen. Aber das alles mußte sie verschweigen und deshalb meinte sie nur: „Gewiß ist das Ehestiften für viele Frauen ein großes Vergnügen, aber man übernimmt damit auch eine schwere Verantwortung, denn wenn die Ehe nachher nicht glücklich wird, ist man mit daran schuld, und gerade Sie möchte ich doch nicht unglücklich machen. Außerdem

kenne ich doch Ihren Geschmack auf die Frauen viel zu wenig, um eine so schwierige Frage für Sie lösen zu können."

Hans Erich lachte hell auf: „Na, erlauben Sie mal, gnädige Frau, wenn Sie meinen Geschmack nicht kennen sollten, wer denn sonst? Sie sind doch sozusagen mein erster Geschmack —“

„Gewesen,“ vollendete sie für ihn den Satz, da er sich anscheinend scheute, das selbst zu tun.

„Aber Sie sind es auch heute noch, gnädige Frau,“ widersprach er rasch, „habe ich es Ihnen nicht gleich bei der Begrüßung erklärt, wie hübsch und wie schön ich Sie fände? Und wenn ich durch Ihre liebenswürdige Vermittlung eine junge Dame zur Frau bekäme, die Ihnen gliche, die Ihnen am liebsten sogar so ähnlich sähe, wie ein Ei dem anderen, ich glaube, da könnten Sie sich später jeden Abend mit dem frohen Bewußtsein schlafen legen, wenn auch nicht zwei, so doch wenigstens einen Menschen, nämlich mich, sehr glücklich gemacht zu haben, obgleich ich natürlich hoffe, daß meine Frau durch mich ebenso glücklich werden möge, wie ich durch sie.“

Das klang so herzlich und so warm, daß ihr die Schmeichelei, die er ihr damit sagte, sehr wohl tat, und ihr Widerspruch klang etwas weni-

ger streng, als sie nun fragte: „Ja, aber wo sollte ich hier wohl eine solche junge Dame finden? Sie kennen die jungen Mädchen doch ebensogut wie ich, ich wüßte im Augenblick keine, die äußerlich mit mir auch nur die leiseste Ähnlichkeit hätte.“

„Dann suchen Sie für mich bitte die aus, die Ihnen nach Ihrer Überzeugung am wenigsten unähnlich ist,“ warf er ein, „denn auf die Ähnlichkeit allein kommt es schließlich nicht allzu sehr an, wengleich die auf der anderen Seite ja auch sehr erwünscht wäre. Da müssen Sie eben von dem Guten, das Sie finden, das Allerbeste für mich aussuchen, und wenn Sie das gefunden haben —“

„Dann widerspricht Ihr Geschmack vielleicht dem meinen, und meine ganze Mühe und Arbeit war umsonst,“ widersprach sie ein klein wenig ärgerlich, weil er nun schon gar keinen Wert mehr auf die eben noch so sehr erwünschte Ähnlichkeit mit ihr zu legen schien.

Aber er schüttelte energisch den Kopf: „Was Sie für mich aussuchen, gnädige Frau, das heirate ich auch, darauf können Sie sich verlassen. Mir ist jede Braut, die Sie mir später zuführen, recht, nur —“

„Was soll das ‚nur‘?“ fragte sie ihn, als er plötzlich schwieg. „Sicher wollten Sie damit an-

deuten, daß Ihre zukünftige Braut eine besondere Eigenschaft oder einen besonderen Vorzug haben müsse?"

„Das allerdings," log er sich nun heraus, „ich wollte sagen, nur muß das junge Mädchen mich natürlich lieben," und einem plötzlichen Einfall folgend, setzte er hinzu: „Und dann muß sie handarbeiten können. Ich brauche nämlich unbedingt eine Chaiselonguedecke, die meine löst sich in Wohlgefallen auf und sie war einst so schön, aus brauner und dunkelblauer Wolle gehäkelt, immer abwechselnd ein blaues und ein braunes Karo und nun ist sie hin."

„Aber warum kaufen Sie sich denn da keine neue?" fragte sie verwundert.

Ganz erstaunt sah er sie an: „Kaufen, gnädige Frau? Aber so etwas kauft man sich doch nicht, das läßt man sich nur schenken, gleichsam als Zeichen der Liebe. Nein, mit einer im Laden erstandenen Decke wüßte ich wirklich nichts anzufangen, denn schließlich deckt man sich doch nicht nur mit der Decke zu, sondern hauptsächlich mit den freundlichen Wünschen, die in die Decke hineingearbeitet sind. Und meine zukünftige Braut müßte sich Ihnen gegenüber bereit erklären, mir ein solches Geschenk zu machen."

„Na, das wäre vielleicht zu erreichen," mein-

te Frau Ellen nach kurzem Besinnen, „aber im übrigen weiß ich wirklich immer noch nicht, ob und wie ich Ihnen behilflich sein sollte, unter die Haube zu kommen.“

„Was Sie heute noch nicht wissen, gnädige Frau, wird Ihnen, wenn Sie es nur wollen, spätestens bis morgen um diese Zeit eingefallen sein,“ redete er ihr zu. „Die Sache ist doch auch sehr einfach. Sie freunden sich mit den jungen Damen noch mehr an als bisher, dann fühlen Sie denen der Reihe nach auf den Zahn, welche von ihnen für mich in Frage käme —“

„Und was machen Sie inzwischen?“ unterbrach sie ihn.

„Ich?“ gab er lustig zurück, „ich freue mich meines Daseins und der Tatsache, daß mein Geschick in Ihren Händen liegt. Ich spiele Tennis, ich flirte ein bißchen herum, und nicht wie bisher nur mit der kleinen Anita. Vor allen Dingen aber warte ich des Tages, an dem Sie mir melden: Es ist soweit. Bis dahin werde ich Sie auch gar nicht fragen, wie weit Sie inzwischen für mich gekommen sind. Ich werde auch keinerlei Ungeduld äußern, wenngleich ich mir natürlich wünsche, daß Ihr Suchen schon sehr bald von Erfolg gekrönt ist. Sie dürfen mir auch den Namen der betreffenden jungen Dame erst im letzten Augenblick

nennen, Sie müssen mich gleichsam der fertigen Tatsache gegenüberstellen und — halt," unterbrach er sich plötzlich, „da habe ich eine famose Idee. Sie erfüllen meine Bitte, ich lasse der Sache unter Ihrer glänzenden Leitung freien Lauf, ich kümmere mich um gar nichts, und wenn alles eines Tages spruchreif ist, dann laden Sie uns beide zum Abendessen ein.“

„Wieso uns beide?“ fragte Frau Ellen. Ihn absichtlich falsch verstehend, um ihm schon dadurch zu zeigen, daß sie seine Idee gar nicht so glänzend fand und daß die nicht ihrem Geschmack entsprach.

Hans Erich aber glaubte, sie hätte ihn wirklich nicht verstanden und meinte nun seinerseits: „Ja, gnädige Frau, wieso Sie uns beide, Sie, die großgeschriebene gnädige Frau und mich einladen sollten, das möchte ich auch nur wissen, ganz abgesehen davon, daß Sie, gnädige Frau, sich doch gar nicht zu sich selbst einladen können, weil Sie doch immer Ihr eigener Gast sind. Ich dachte deshalb auch nicht an uns beide, gnädige Frau, sondern an uns andere beide, an meine zukünftige Braut und Gemahlin und an mich. Von Ansehen werde ich die dann natürlich wohl schon lange kennen, aber trotzdem freue ich mich schon heute auf den Augenblick, in dem Sie mich meiner

Zukünftigen offiziell als ihren Bräutigam und in dem Sie mir die junge Dame offiziell als meine Braut vorstellen. Die Sache kann vielleicht ganz lustig werden, und wenn wir dann hinterher auf dem Standesamt, ich meine, an Ihrem hübschen Tisch zu Dritt beieinander sitzen — das heißt, gnädige Frau,“ verbesserte er sich, als sie heiter auflachte, weil er sich versprochen hatte, „das mit dem Standesamt war mein heiliger Ernst. Ginge es nach mir, würde ich mich in der ersten Minute nach der Verlobung verheiraten. Lange verlobt zu sein, denke ich mir schrecklich und ich finde, der Staat sollte seinen Kindern das Heiraten erleichtern, als es ihnen durch die vielen bestehenden Formalitäten zu erschweren. Das soll ja damit beinahe noch schlimmer sein, als mit dem Begrabenwerden. Ich sprach mal einen, der das letztere beinahe durchgemacht hätte. Der Mann war zwei Tage lang scheinod gewesen, da schlug er plötzlich die Augen wieder auf und seine Familie war, von allen anderen Gründen ganz abgesehen, schon deshalb sehr froh darüber, weil sie ihm erklärten, er hätte auch ganz einfach wieder lebendig werden müssen, weil sie ohne seine Hilfe ein Papier nicht hätten finden können, das sie für seine Beerdigung mehr als dringend brauchten. Nun, das half er ihnen denn auch

suchen, aber als er es gefunden hatte, war die Behörde auch nicht zufrieden und es hätte nicht viel gefehlt, dann hätte die seine Angehörigen wegen Abstattung einer falschen Meldung bestraft, denn in den Büchern des Standesamtes gibt es wohl eine Rubrik für die Geborenen und eine für die Verstorbenen, aber keine für die Scheintoten. Der in Frage kommende Beamte hatte sich drei Tage lang den Schädel zerkratzt, weil er nicht wußte, ob er den wieder Lebend gewordenen unter die Neugeborenen eintragen, oder ob er ihn unter den Toten stehen lassen solle, bis er sich endlich entschloß, den Namen des angeblich Todgewesenen wieder durchzustreichen. Aber damit allein war es auch nicht getan, denn die laufenden Nummern mußten umgeändert werden, und das bisher mit peinlichster Sorgfalt geführte Buch sah hinterher aus wie ein korrigiertes Rechenheft. Der Herr, der sich von seinem Scheintode wie durch ein Wunder vollständig erholte und noch eine Zeitlang lebte, erzählte mir, wenn er fortan dem Standesbeamten auf der Straße begegnet sei, hätte der ihn mit seinen Blicken am liebsten jeden Tag aufs neue ermordet. Woraus folgt, daß dem Menschen im schönen Vaterlande eins am wenigsten verziehen wird, gegen die bestehende Ordnung zu

verstoßen. Man ist entweder tot oder lebendig, ein Drittes gibt es nicht."

„Was reden Sie sich da nur für einen Unsinn zusammen?“ meinte Frau Ellen, die seiner frischen Art zu sprechen, belustigt zugehört hatte.

„Das weiß ich selber nicht,“ gab er ehrlich zur Antwort, „das ist plötzlich über mich gekommen als ich an mein kleines, intimes Verlobungsdiner hier in Ihrem Hause dachte.“

„Aber sie wissen doch noch gar nicht, ob ich auf Ihren Wunsch eingehe,“ schalt sie.

Er lachte hell auf: „Wenn ich alles so genau wüßte wie das, dann könnten Sie mich anstatt Ihres zwölfbändigen Brockhaus als Konversationslexikon in Ihren Bücherschrank stellen und brauchten mich nur aufzuschlagen, wenn Sie etwas zu wissen beehrten,“ und als er sah, daß sie trotz seiner Zuversicht immer noch zögerte, für ihn auf Brautschau zu gehen, drang er so lange mit Bitten auf sie ein, bis Frau Ellen endlich erklärte: „Nun hören Sie auch mich einmal an, Herr Baron. Ich sage heute weder ja noch nein, ich will es mir überlegen. So lange ich Ihnen kein ‚Nein‘ zugerufen habe, können Sie in der Hoffnung leben, daß ich im stillen für Sie wirke. Aber Sie dürfen mich wirklich nie fragen, wie weit mei-

ne Bemühungen für Sie gelungen sind. Sie müssen es ruhig abwarten, ob einen Tages die Einladung zu dem Abendessen erfolgt, ganz einerlei, wie kurz oder wie lange es bis dahin dauern wird. Wenn Sie damit einverstanden sind —“

„Und ob ich das bin, gnädige Frau!“ fiel er ihr dankend in das Wort und ihre Hände ergreifend, küßte er sie so heiß und leidenschaftlich, daß sie ihm die entziehen wollte, aber er ließ die nicht los, sondern fragte: „Wissen Sie wohl, gnädige Frau, daß Sie auffallend schöne Hände und Finger haben? Auch in der Hinsicht haben Sie sich im Laufe der Jahre zu Ihrem Vorteil verändert, wenigstens sind mir Ihre Hände früher, ganz früher, nie besonders aufgefallen. Und im Zusammenhang damit möchte ich noch eine Bitte äußern, bevor Sie sich auf die Suche nach meiner Frau machen. Schöne Hände muß die unbedingt haben, wenigstens in der Hinsicht muß sie Ihnen zum Verwechseln ähnlich sehen. Nicht wahr, das versprechen Sie mir, und da wir nun doch einmal bei Ihren Händen sind, wollen Sie mir mit denen nicht etwas auf Ihrem Flügel vorspielen? Ich bin zwar sonst kein allzu großer Musikverehrer und im allgemeinen gibt es für mich nur einen wahrhaft glänzenden Komponisten.“

„Wer ist denn das?“ erkundigte sich Frau

Ellen interessiert. „Vielleicht haben wir da denselben Geschmack, das würde mich sehr freuen. Meinen Sie Beethoven, Wagner, Mozart, Bach?“

„Keinen von allen,“ warf er ein, „ich muß sogar zu meiner Schande gestehen, daß ich nicht einmal seinen Namen kenne, aber er hat eine Komposition geschaffen, die so wunderbar in die Ohren klingt, daß keiner sie vergißt, der sie auch nur einmal hörte, es ist der Mann, der die Töne zu dem Signal ‚Das Ganze halt!‘ erfand.“

„Ist das Ihr Ernst oder Ihr Scherz?“ erkundigte Frau Ellen sich, die unschlüssig war, ob sie über seine Worte lachen oder ob sie sich über dieses unmusikalische Geständnis ärgern sollte.

„Mein allerheiligster Ernst,“ rief er ihr zu, „und wenn Sie das nicht glauben, gnädige Frau, dann versetzen Sie sich bitte mal in die Lage eines rauhen Kriegers, der an einem glühend heißen Manövertag von morgens um vier Uhr bis zum späten Abend fünfzig Kilometer Staub und mehr geschluckt hat, dem die Zunge so lang zum halse heraus hängt, daß er sich die dreimal um den Hals geschlungen hat, um bei dem Gehen nicht über die zu stolpern und um sich die nicht abzutreten. Stellen Sie sich einen Hunger vor, daß man mit Wollust sogar Kieselsteine zu den

Bratkartoffeln essen würde, wenn man sie nur hätte, natürlich die Bratkartoffeln. Malen Sie sich einen Durst aus, der so groß ist, daß man sogar Terpentinöl trinken würde und als letztes eine Müdigkeit in den Gliedern, daß man nur den einen Wunsch hat, man möchte ohne Beine auf die Welt gekommen sein. Und dann spielen Sie einem derartig erschöpften Menschen mal Beethoven, Mozart oder sonst etwas vor. Der müde Kerl schliefe totsicher ein, aber blasen Sie das Signal ‚Das Ganze halt‘, da ist er wieder wie neugeboren, alles Leid ist vergessen, da ist er sogar wieder gern Soldat, da werden selbst die müden Beine wieder so lebendig, daß sie auf dem Stoppelfeld einen Walzer riskieren, glauben Sie das wohl, gnädige Frau?“

„Das muß ich wohl, wenn Sie als Offizier das sagen,“ pflichtete sie ihm bei, „aber dieses Ihr Lieblingssignal ertönt doch nicht immer.“

„Aber ein pflichteifriger Offizier hört es trotzdem immer in seinen Ohren, er muß es sogar auch immer hören, gnädige Frau, denn wie könnte man seinen Dienst wohl voller Lust und Liebe tun, wenn man nicht ganz genau wüßte, daß der ein Ende hat. Je näher das Ende, um so schöner ist die Mitte, der Anfang bleibt trotzdem aber allemal scheußlich.“

„Und mit solchen Anschauungen sind sie Offizier geworden und sind es heute noch?“ fragte sie verwundert.

„Ich bin es sogar mit Leib und Seele, gnädige Frau, aber das Schelten gehört mit zum Handwerk. Der Dichter sagt zwar: Lust und Liebe sind die Fittiche zu großen Taten, aber wenn der Mann Soldat gewesen wäre, hätte er gedichtet: Schimpfen und fluchen sind erst recht zwei schöne Fittiche. Nun aber, gnädige Frau, bitte an die Gewehre, richtiger gesagt, an den Flügel.“

Die Lust, ihm etwas vorzuspielen, hatte er ihr eigentlich durch sein unmusikalisches Geständnis genommen, aber sie wollte nicht unhöflich sein und es reizte sie auch, es auszuprobieren, ob nicht auch er an ihrem Spiel Gefallen fände, wie Leutnant Wellhaus so oft tat. Zum erstenmal dachte sie nun, solange Griesbach heute nachmittag bei ihr war, wieder an den anderen, und als sie den Musiksalon betraten und als sie sah, wie Hans Erich sich einen Sessel zurückschob, dachte sie so intensiv an Wellhaus, daß sie ihm zurufen wollte: Nein, bitte, Herr Baron, nehmen Sie sich nicht gerade diesen Sessel, nehmen Sie sich jeden anderen, aber den nicht, denn auf dem hat Wellhaus immer gesessen und es würde mich bei dem Spiel stören, wenn ich

mir sagen müßte, daß auf dem nun ein anderer sitzt.

Aber sie sprach es nicht aus, schon um mit Hans Erich jedes Gespräch über den Kameraden zu vermeiden, aber als sie sich an den Flügel gesetzt hatte, störte es sie zuerst wirklich, einen neuen, ihr bisher ungewohnten Zuhörer zu haben. Sie wußte auch nicht recht, was sie spielen solle, da sie seinen Geschmack absolut nicht kannte, bis sie mit ihrem Lieblingskomponisten Mozart begann, und sie spielte, ohne zu wissen wie lange, bis plötzlich mitten in ein Andante hinein von Hans Erichs Lippen ein schneller, scharfer Pfiff ertönte, so daß sie sich nach ihm umwandte, um ihn zu fragen: „Was war denn das?“

„Das war meine Lieblingskomposition, das Signal ‚Das Ganze halt‘,“ klärte er sie auf, „denn selbst auf die Gefahr hin, unhöflich zu erscheinen, muß ich Ihnen offen gestehen, gnädige Frau, daß es nun für meine unmusikalischen Ohren genug ist. Nach der Uhr haben Sie ohne Pause eine Stunde sieben Minuten und dreiundvierzig Sekunden gespielt. Bis zu diesem Augenblick habe ich Ihnen voller Interesse und Begeisterung gelauscht, ich bin inzwischen auch nicht müde geworden, Ihre Figur und die Bewegungen Ihrer

Arme und Hände voller Entzücken in mich aufnehmen, aber nun sind wenigstens meine Ohren gesättigt, die können einfach nicht mehr, die würden zuhören, ohne zu wissen, was sie hörten, und das wäre eine Beleidigung für Ihre Kunst. Ich muß erst musikalisch erzogen werden, und ich wäre Ihnen aufrichtig dankbar, wenn Sie mir zu diesem Zweck erlaubten, öfter zu Ihnen zu kommen."

Sein offenes, ehrliches Geständnis nahm sie für ihn ein, wemgleich es sie im ersten Augenblick natürlich verstimmt hatte, daß er sie so jäh unterbrach. Aber war es nicht wirklich höflicher, daß er offen erklärte, für die Musik nicht mehr aufnahmefähig zu sein, als daß er sie noch lange hätte weiterspielen lassen und dabei im stillen nur den einen Wunsch gehabt hätte, daß sie endlich Schluß machen möchte? So willigte sie denn gern ein, ihm in Zukunft öfter etwas vorzuspielen, nur eins machte sie zur Bedingung, daß er ihr nie wieder mit dem Signal „Das Ganze halt“ das Zeichen zum Aufhören geben dürfe, das schon deshalb nicht, weil sie im Gegensatz zu ihm vom musikalischen Standpunkt aus die paar Töne nicht sehr glücklich gewählt fand.

„Wenn Sie weiter nichts von mir als Gegenleistung für Ihre große Liebenswürdigkeit verlan-

gen, gnädige Frau," frohlockte er, „dann gehorche ich selbstverständlich gern, das auch schon deshalb, weil das Pfeifen sich in Gegenwart einer Dame, noch dazu in deren Hause, wohl überhaupt nicht schickt. Aber offen gestanden, gnädige Frau, ich tat es mit Absicht. Ich dachte, Sie würden mir wegen meiner Kunst zu pfeifen, ein Wort der Anerkennung zollen, denn ich pfeife wirklich sehr schön. Im allgemeinen liegt mir zwar nichts ferner, als meine Talente unter den Scheffel stellen zu wollen —"

„Das kommt mir in diesem besonderen Falle beinahe auch so vor," unterbrach sie ihn belustigt, da sie sofort erriet, daß er sich versprochen habe, während Hans Erich selbst sie mit einem ziemlich verdutzten Gesicht ansah, weil er den Grund ihrer Heiterkeit nicht erriet, bis sie ihm nun tröstend zurief: „Machen Sie wieder Ihr normales Gesicht, Herr Baron, dieses steht Ihnen nicht, und wenn ich Ihnen kein Lob für Ihre Kunst zollte, dann trösten Sie sich damit, daß Sie mir bisher auch kein Wort über mein Spiel sagten."

„Da haben Sie recht, gnädige Frau, kein Wort, aber ich habe Ihnen meine Bewunderung anders ausgedrückt, ich habe Sie am Leben gelassen, gnädige Frau. Denn das sage ich Ihnen offen und ehrlich, wenn ein anderes weibliches Wesen

als Sie mich eine Stunde, sieben Minuten und dreiundvierzig Sekunden an ihren Flügel hätte fesseln wollen oder es gar getan hätte, das lebte nicht mehr, das hätte ich kaltblütig lächelnd umgebracht. Jeder anderen wäre ich sonst bei einem so langen Spiel erbarmungslos an einem Herzschlag erlegen, und daß wir beide noch leben, gnädige Frau, das ist die höchste Anerkennung, die ich zu vergeben habe. Wenn ich es könnte, würde ich uns beiden den Orden Pour le mérite verleihen und ihn uns zum Halse heraus hängen.

„Na, ich bin auch ohne den Orden zufrieden,“ gab sie, über seine Worte erfreut, zur Antwort, und wie es kam, wußte sie selbst nicht recht, aber sie freute sich über sein Lob fast noch mehr, als über die Anerkennung, die Wellhaus ihr sonst zu zollen pflegte.

Eine ganze Weile saßen sie noch plaudernd zusammen, bis Griesbach sich endlich erhob, um sich zu verabschieden, aber da war schon beinahe die Stunde herangekommen, in der Frau Ellen zu Abend zu essen pflegte und deshalb meinte sie nun: „Wie ist es, Herr Baron, wollen Sie wirklich schon gehen, oder wollen Sie nicht noch vorher das berühmte einfache Butterbrot bei mir essen? Ich weiß allerdings nicht, was ich im Hause habe, aber im schlimmsten Falle könnte ich noch rasch

eine Kleinigkeit holen lassen.“

Aber Hans Erich lehnte dankend ab: „Sie sind sehr liebenswürdig, gnädige Frau, und Ihre Güte währet anscheinend ewiglich, aber man soll auch in der Güte Maß halten, und vor allen Dingen soll man nicht nur mit dem Essen aufhören, wenn es am besten schmeckt, sondern erst recht mit dem Plaudern, wenn es am gemütlichsten ist. Da bleibt für beide Teile kein Enttäuschungskater zurück. Schließlich aber erwartet mich zu Hause mein eigenes Abendessen. Ich habe von vorgestern noch zwei hartgekochte Eier liegen, die endlich verzehrt werden müssen, sonst werden die zu hart und sind gar nicht mehr zu verdauen. Auch eine Käserinde, die in ihrem jetzigen Alter wehmütig sich dessen erinnert, daß sie in ihrer Jugend ein ganzer Käse war, harrt meiner. In einer bereits geöffneten Sardinenbüchse schwimmen noch drei kleine Fischlein meinem Magen entgegen, und richtig, da fällt es mir ein, einen kleinen Wurstzipfel habe ich ja auch noch, allerdings glaube ich, daß der in der Hauptsache aus dem Bindfaden zum Aufhängen oder zum Aufgehängtwerden besteht. Aber Sie wissen doch, gnädige Frau, schon Goethe sagt:

Wer nie das Band der Wurst mit aß,
Wer nie nach schwer durchzechten Nächten

Verkatert auf dem Bettrand saß
Und so weiter und so weiter,
Manchmal ist der Himmel heiter,
Manchmal tut er auch bloß so,
,Ach herrjeses' sagt der Floh.

Aber von alledem ganz abgesehen, gnädige Frau, zu Hause wartet meiner eine sehr wichtige und eine sehr schöne Aufgabe. Ihr Name muß heute noch in das Buch der Bücher hinein. Ehrenplatz Ehrensache. Und so etwas darf man nicht auf die lange Bank schieben, denn so lang ist keine, daß sie nicht nur ein, sondern sogar an beiden Enden ein Ende hat. Mit Ehrensachen kann man gar nicht gewissenhaft genug sein. Darum muß ich die heute noch erledigen, weshalb ich um Erlaubnis bitte, mich bis zum nächsten Wiedersehen Ihrem sehr geneigten Wohlwollen empfehlen zu dürfen. Und wenn ich draußen bin, gnädige Frau, und wenn Sie sich sagen: mein Gott, was hat der Baron Griesbach, meinetwegen dürfen Sie auch Hans Erich sagen, also, was hat die verrückte Krucke sich nur für einen Unsinn zusammengeredet, dann fassen Sie sich, mit Respekt zu sagen, an Ihre eigene sehr hübsche Nase, denn Sie sind ganz allein daran schuld, weil Sie gar nicht ahnen, wie sehr ich mich auf die hoffentlich bald bevorstehende kleine Abendgesellschaft bei

Ihnen und auf die Bekanntschaft mit meiner Braut freue. Ja, ja, ich höre schon damit auf, gnädige Frau," rief er ihr zu, als er bemerkte, daß sie ihn unterbrechen wollte. „Sie brauchen mir gar kein Schlußzeichen zu geben, nicht mal den kleinsten Punkt. Mein Atem ist ohnehin zu Ende, und ich muß machen, daß ich nach draußen komme, um meinen Ventilator wieder mit frischer Luft zu füllen.“

Fünf Minuten später war er wirklich gegangen, und während er Frau Ellen in der heitersten Stimmung zurückließ, schritt er selbst mehr als vergnügt seiner Wohnung zu. Donnerwetter, die Idee, sich von der schönen Frau verheiraten zu lassen, war wirklich glänzend. Eine so gute Idee hatte er seiner gewissenhaften Überzeugung nach in seinem ganzen bisherigen Leben noch nicht gehabt, nun war er nur begierig, welche Braut für ihn bei der herauskommen würde. Ob die kleine Anita? Hoffentlich, denn wenn er sich auch zuweilen über die ärgerte, süß war sie doch, und als er ihr gestern morgen auf der Straße begegnete, hatte sie in dem roten Sommerkleid einfach zum Anbeißen ausgesehen. Aber auch jede andere sollte und mußte ihm recht sein, denn das durfte er Frau Ellen natürlich nicht antun, daß er bei dem Verlobungsfest in

ihrem Hause erklärte: „Nee, gnädige Frau, die nicht, die sieht Ihnen denn doch zu wenig ähnlich.“ Und wenn Frau Ellen heute auch angeblich noch nicht wußte, wo sie ein junges Mädchen finden sollte, das ihr in vieler Hinsicht glich, sie würde schon eins finden, denn Frauen können alles, was sie sollen, man muß sie nur nicht zu oft darum bitten, sonst werden sie obstinat und setzen sich auf die Hinterbeine. Deshalb nahm er sich nun nochmals fest vor, mit Frau Ellen gar nicht mehr über diese Angelegenheit zu sprechen. Je weniger er selbst auf die zurückkam, destomehr würde die sich mit ihr beschäftigen. Für ihn hieß es jetzt abwarten und Tee trinken.

Das letztere tat er denn auch, während er zu Hause sein dürftiges Abendessen zu sich nahm, dann aber zündete er sich eine Zigarre an, setzte sich an seinen Schreibtisch, holte das Kußbuch hervor und schlug die allererste Seite auf. Daß die noch leer stand, hatte ihn eigentlich schon immer geärgert, denn wozu war die liniert, wenn auf diesen Linien gar nichts stand? Na, nun würde es damit gleich anders werden, es galt nur noch für das, was er schreiben wollte, die richtige Fassung zu finden. Das einfachste war vielleicht auch hier das beste: in der Mitte der Seite so

schön, wie er nur schreiben könnte, weiter nichts wie „Ellen“. Oder „Ellen Richter“ und darunter „geküßt am . . .“ Aber nein, das ging nicht, erstens erinnerte er sich des Datums nicht mehr und dieses „geküßt am . . .“ hörte sich so unvollständig an, das sah so aus, als müsse noch etwas folgen, etwa wie auf den Grabsteinen: „gestorben am . . .“ oder wenigstens „geheiratet am . . .“ Aber was ging das ihn an, wann Frau Ellen geheiratet hatte? Und warum hatte sie überhaupt geheiratet? Nun war sie Witwe, das hatte sie davon, und wenn sie allem Anschein nach auch eine lustige Witwe war, eine Witwe blieb doch mal eine Witwe. Darüber konnte man nachdenken so oft und soviel man wollte, das Resultat blieb immer dasselbe. Aber das war ihre Sache, das hätte Frau Ellen sich vorher klarmachen müssen, vorher, bevor sie heiratet, nun war es zu spät. Aber für ihn war es noch nicht zu spät, heute abend Frau Ellens Name in das Buch einzutragen, vorausgesetzt, daß er mit seinen Gedanken bei der Sache blieb und mit denen nicht Gott weiß welche Reisen in die Vergangenheit, in die Gegenwart und in die Zukunft unternahm. So legte er sich von neuem die Frage vor: Was schreibe ich nur? Vielleicht, — vielleicht — er vielleichterte sich viel zusammen und kaute dabei an seinem

Federhalter wie ein armer, hungernder Poet, der bei zwanzig Grad Kälte in seinem Zimmer das erste Frühlingsgedicht macht, um sich wenigstens in Gedanken an dem strahlenden Sonnenschein etwas erwärmen zu können. Aber halt, da hatte er einen Gedanken, er wollte schreiben: diese Ehrenseite gehört der Erinnerung an das erste kleine Mädchen, das ich küßte und dieses kleine Mädchen hieß – aber nein, das war auch nicht das richtige, das war sogar beinahe Quatsch mit Schlagsahne, der Text war viel zu lang und was hieß überhaupt „kleines Mädchen“ ? Das hörte sich so nach einem kleinen Mädchen an, na und zwischen einem kleinen Mädchen und einem kleinen Mädchen war doch ein gewaltiger Unterschied. Also damit war es auch wieder nichts, was konnte er denn sonst noch schreiben? Ob es so ging: „klein Ellen, zu dir war mein erster Gang, drum lieb' ich dich auch mein Leben lang?“ Aber nein, das war ganz falsch, denn er wollte den Teufel was tun und Frau Ellen sein Leben lang lieben, davor sollte ihn sonst jemand bewahren und geliebt hatte er sie doch überhaupt nie. Als wenn Kinder wüßten, was die richtige Liebe war, sei oder wäre.

Hans Erich seufzte schwer auf, die Sache hatte er sich bedeutend einfacher gedacht, und

wenn er noch lange so weiterkaute, dann schwamm sein Federhalter mit den Ölsardinen in seinem Magen herum, und wenn die Sardinen klug waren, zimmerten die sich von dem Holz ein Floß und fuhren auf dem wieder aus seinem Magen heraus. Na, die konnten tun, was sie wollten, wenn er nur wüßte — — aber schreiben mußte er etwas, das war Ehrensache und er hatte es Frau Ellen fest versprochen. Aber was schrieb er nur? Du lieber Gott, er war doch sonst nicht so dumm, er hatte doch schon mit Erfolg Winterarbeiten abgeschrieben und in seinem alten Regiment Vorträge gehalten, die den Beifall und die Anerkennung seiner Vorgesetzten fanden, da würde er sich jetzt doch wohl die paar lumpigen Worte aus dem Schädel ziehen können? Etwas Einfacheres gab es doch auf den vereinigten fünf Weltteilen nicht. Man nahm einfach die Feder zur Hand, tauchte die in die Tinte und dann schrieb man ganz einfach — aber was? Das war ja eben die Frage, auf die er keine Antwort fand, bis er sich endlich sagte: es hat keinen Zweck, das Gehirn heute weiter anzustrengen, das beste ist, du bleibst nun zu Hause, legst dich früh schlafen, ruhst deinen Körper und deinen Schädel aus, und wenn du morgen früh erfrischt aufwachst, holst du in der ersten Minute nach, was du jetzt ver-

säumen muß.

Und dem Vorsatz, sich früh hinzulegen, ließ er schon um zehn Uhr die Tat folgen. Er tat es vor allen Dingen, um nicht mehr an Frau Ellen denken zu müssen, aber er tat das im Schlaf und in seinen Träumen erst recht. Da saß er sogar wieder an seinem Schreibtisch und grübelte und grübelte. Da aber war es ihm plötzlich, als beuge sich von hinten eine Gestalt über ihn, um über seine Schulter hinweg auf das Papier zu sehen, was er denn nun eigentlich geschrieben habe. Und so nahe kam ihm das Gesicht, daß eine Locke des Haares seine Wange liebkoste. Aber woher hatte Frau Ellen, denn nur die konnte es sein, plötzlich die Locken? Die ging doch stets nicht nur sehr hübsch, sondern auch sehr ordentlich frisiert. Aber die Locke war da, er fühlte sie ganz deutlich, jetzt sogar, da er den Kopf zurücklehnte, vor seiner Nase, nein, in der Nase, denn dort kitzelte ein etwas hervorstehendes Lockenhaar ihn derartig, daß er dreimal niesen mußte, und als er dann im Traum ebenfalls träumend die Augen aufschlug, da hatte sich gar nicht Frau Ellen von hinten über ihn gebeugt, sondern die kleine Anita und dafür gab es nur eine Erklärung. Die mußte irgendwie etwas von Frau Ellen und ihm gehört haben und die war nun eifersüchtig auf seine

einstige Jugendliebe geworden. Deshalb wollte sie wissen, was er über die geschrieben hatte. Eifersüchtig auf Frau Ellen! Die Hühner im Nachbargarten hatten ganz recht, als sie plötzlich so zu lachen anfangen, daß sie sich einbildeten, sie wären Menschen, und daß sie darüber ganz das Eierlegen vergaßen. Da fing die kleine Anita, weil sie einsehen mußte, daß sie ein kleines Schaf gewesen sei, anstatt zu blöken, mit an zu lachen, und er lachte erst recht und mit einemmal saß die kleine Anita auf seinem Schoß und ließ sich von ihm küssen und küßte ihn sogar wieder und bat und schmeichelte: „Nicht wahr, wo ich heute so nett zu Ihnen bin — und riechen Sie nur mal, wie schön mein Haar duftet, oder glauben Sie vielleicht, ich hätte es nicht schon längst bemerkt, wie Sie meine Haare lieben und glauben Sie, dummer Peter, wirklich, es sei nur ein Zufall, daß, ich mich absichtlich oft ganz dicht neben Sie stelle, damit Sie, natürlich nur bildlich gesprochen, Ihre Nase in meine Haare hineinstecken können? Aber was ich sagen wollte, nicht wahr, wo ich heute so nett zu Ihnen bin, aber Sie dürfen deshalb nichts Schlechtes von mir denken, ich habe zuvor mit meiner Mutter darüber gesprochen und die findet auch nichts dabei, daß ich zu Ihnen gekommen bin und daß ich mich von

Ihnen küssen lasse, denn sonst hätte ich beides natürlich nicht getan. Nun seien Sie auch mal lieb und nett mit mir und verraten Sie mir endlich, warum Sie sich hierher haben versetzen lassen, nun werden Sie es mir doch eingestehen, denn ich halte es vor Neugierde tatsächlich nicht mehr aus."

Aber anstatt ihr die gewünschte Antwort zu geben, lachte er nur stillvergnügt vor sich hin und er wußte auch weshalb. Dadurch, daß er sein weiteres Schicksal vertrauensvoll in Frau Ellens, schöne, schlanke Hände legte, war jede Furcht von ihm gewichen, die kleine Anita könne vielleicht eines Tages so oder so hinter sein Geheimnis kommen. Nun brauchte er nicht mehr zu befürchten, er könne ihr doch einmal alles sagen, um sie dadurch zu gewinnen, oder um sie dadurch erst recht zu verlieren. Ob die kleine Anita nun seine Frau wurde oder nicht, das hing nun nicht mehr von ihm, sondern lediglich von Frau Ellen ab, und je mehr Anita ihn umschmeichelte, damit er endlich, endlich spräche, desto vergnügter lachte er vor sich hin, erst leise, dann immer lauter und lauter, bis er plötzlich ein so gellendes Lachen anschlug, daß er davon erwachte und mit einem Satz aus dem Bette fuhr, während er zugleich das elektrische Licht neben seinem Bett an-

knipste und nach der Waffe griff, die stets auf dem Nachttisch lag. Für dieses Lachen, das er ganz deutlich gehört hatte, gab es nur eine Erklärung. Es mußten Diebe in seiner Wohnung sein, die Brüder hatten geglaubt, ausgerechnet bei ihm etwas zu finden und die wollten sich nun krank darüber lachen, daß er, der Herr Baron, an stehlbaren Gegenständen fast noch weniger besaß, als sie selbst.

Mit dem Revolver in der Hand ging er durch seine beiden Zimmer, er sah in jede Ecke, hinter jeden Vorhang, bis er endlich kopfschüttelnd wieder in sein Bett kroch. Sein Traum war so jäh unterbrochen worden, daß jede, aber auch jede Erinnerung an den blitzschnell aus einem Gedächtnis wieder verschwunden war. So lag er denn noch lange wach und zergrübelte sich sein Gehirn, wer denn da draußen auf der Straße wohl so laut gelacht haben könne, daß er das hier oben in seinem Bett hörte. Und da er darauf doch keine Antwort fand, tat er schließlich das Klügste, was er tun konnte, und schlief traumlos wieder ein.

*

*

*

Darüber waren sich auf dem Regimentsbureau von dem tüchtigen Regimentsschreiber, dem Herrn Sergeanten Wille, bis herab zu der krümmsten Ordonnanz alle einig, in den Adjutanten Herrn von Bozendorf war irgend etwas hineingefahren, was ganz bestimmt nicht in ihn hineingehörte, und deshalb hatten alle nur den einen Wunsch, daß das so bald wie irgend möglich wieder aus ihm herausfahren möge, denn der Adjutant war gar nicht mehr wiederzuerkennen. Wie schon so oft dachte auch heute namentlich der Sergeant Wille darüber nach. Gewiß, eigentlich hätte er ja mehr als genug zu tun gehabt, an Arbeit aller Art fehlte es nicht, aber schließlich muß auch der fleißigste Mensch einmal eine geistige Verdauungspause machen, um nachgrübeln zu können. Nun bot sich dazu heute Zeit und Gelegenheit. Es war erst neun Uhr morgens. Der Adjutant war mit dem Herrn Oberst fortgeritten, um für eine geplante große Übung das Gelände zu rekognoszieren. Da war man wenigstens heute vor einer plötzlichen Überraschung sicher, und in Erinnerung an frühere schöne Zeiten seufzte Sergeant Wille, der auf seinem Höcker vor dem Schreibpult saß, schwer und sehnsüchtig auf.

Der Unteroffizier Braune aber, der erste

Hilfsschreiber und des Herrn Sergeanten rechte Hand, der diesen Seufzer hörte und dessen Ursache erriet, nahm den Seufzer aus tiefstem Herzen auf und gab ihn weiter an den Gefreiten Hansen und von dem ging der Seufzer immer weiter und weiter bis zu der krummen Ordnonanz, dem Musketier Müller, der eben damit beschäftigt war, den mit viel Liebe und noch mehr weißem Sand ausgescheuerten Spucknapf in tadellos reiner und verführerischer Fassung wieder in seine Ecke zu stellen. Während er das aber tat, dachte er im stillen: Gott soll demjenigen gnädig sein, der diesen Napf heute auch nur in Gedanken mit dem Inhalt seiner Speicheldrüsen wieder zu verunreinigen wagt. Aber als nun der Seufzer zu ihm drang, fühlte er nicht die Kraft in sich, den bei sich zu behalten. Er war der untergebenste von allen, auch er mußte den weitergeben, aber wohin und an wen? Plötzlich wußte er Rat und gleich darauf faßte er alles, was ihn bedrückte, in einen ganz, ganz tiefen Seufzer zusammen und spie den nun mit dem Stückchen Kautabak, das er heimlich im Munde hielt, in einem großen Bogen durch die Luft in den eben erst von ihm gereinigten Spucknapf. Aber kaum war er den ersten Seufzer los, da entrang sich ihm der zweite, denn nun mußte er den schau-

derhaften Napf schon wieder draußen auf dem Hofe reinigen. Das war kein Vergnügen, so kam ihm der zweite Seufzer wirklich von Herzen, und auf dem umgekehrten Instanzenwege von unten nach oben gelang der wieder zurück an den Sergeanten Wille und der behielt ihn diesmal bei sich, weil das ganze Jammern und Klagen ja doch keinen Zweck hatte. Die früheren Zeiten waren eben vorbei, aber schön waren die gewesen. Da war der Adjutant immer erst auf das Bureau gekommen, wenn er, der Sergeant Wille, alle Akten und Papiere zur Unterschrift fertig hatte. Und bevor der Adjutant dann die Tür zu seinem eigenen Zimmer hinter sich zumachte, hatte er ihm dem Sergeanten, stets mindestens drei tiefe Züge aus seiner guten Zigarre vorgeraucht, weil er wußte, daß er, der Herr Sergeant, seines Herzens wegen nicht rauchen durfte, weil er aber auch wußte, wie leidenschaftlich gern er trotzdem den guten Tabaksrauch einatmete. Und diese drei Tabakswolken hatten noch lange das Bureau erfüllt, und selbst die Ordonnanzen hatten an denen herumgerochen und manchmal davon geträumt, bald eine vorübergehende Braut zu besitzen, deren Herrschaft auch so schöne Zigarren hätte, wie der Adjutant.

Ja, so war es früher gewesen, aber jetzt?

Leutnant von Bozendorf erschien auf dem Bureau, wann es ihm beliebte. Für ihn schien es gar keine Uhr mehr zu geben und immer sollte bereits alles zur Unterschrift fertig sein. Er ließ den Ordonnanzen kaum Zeit, das Zimmer zu reinigen, und wenn die damit fertig waren, guckte er in jede Ecke und donnerte darauflos, wenn es etwas zu tadeln gab. Und immer war er schlechter Laune. Man konnte ihm nichts mehr recht machen, ja, er gönnte seinen Untergebenen nicht einmal mehr die Zigarrenwolken, nicht, als ob er nicht mehr geraucht hätte, im Gegenteil, er qualmte fortwährend darauflos; Aber es war mehr ein nervöses Qualmen, als ein gemütliches Rauchen, an dem er und seine Mitraucher Freude gehabt hätten. Ein Vergnügen war es nicht mehr, den Adjutanten im Bureau eintreten zu sehen, und deshalb waren alle sehr froh, daß er wenigstens heute auf sich warten lassen würde. So tat jeder heute nur halb seine Pflicht, halb döste er vor sich hin. Die Ordonnanz aber, die inzwischen mit dem abermals gereinigten Spucknapf zurückgekehrt war und als Türhüter seinen Platz eingenommen hatte, schlief sogar fest ein, da er im Augenblick nichts Besseres zu tun hatte, bis sich plötzlich leise die Tür öffnete und Leutnant von Bozendorf im Reitanzug, die Gerte in der Hand, in

das Zimmer trat. Niemand hatte ihn kommen hören, niemand bemerkte ihn, als er schon eingetreten war, alle wurden ihn erst gewahr, als er plötzlich mit der Reitgerte derartig klatschend auf den Tisch schlug, daß Sergeant Wille beinahe vor Schrecken von seinem Höcker heruntergefallen wäre. Zu Glück aber blieb er noch oben, wohl aber fiel die fest eingeschlafene Ordonnanz vom Stuhl. Der waren im Schlummer die langen Beine immer weiter nach vorn gerutscht, so weit, daß er sie nicht mehr zurückziehen konnte, als er nun aufstehen wollte, sondern daß die seinen Oberkörper noch weiter nach unten zogen, bis er nun der Länge nach auf dem Fußboden lag. Das aber nur, um gleich darauf wie ein Blitz in die Höhe zu springen und dem Adjutanten zuzurufen: „Musketier Müller meldet sich für heute als wachthabende Ordonnanz.“

„So sehen Sie Schlafmütze gerade aus,“ fuhr der Adjutant ihn an, „aber das sage ich Ihnen, wenn ich Sie noch einmal schlafend erwische, dann —“

Wieder schlug er mit der Gerte auf den Tisch, unglücklicherweise auf einen Haufen Akten und diesem entstieg eine Staubwolke.

„Auch das noch,“ fluchte der Adjutant, „Staubwolken, nein mehr als das, Staubge-

schwader! Sergeant Wille, Sie haben das Bureau hier unter sich, Sie sind mir für alles verantwortlich, ich muß um Aufklärung bitten," und jedes Wort scharf betonend, fuhr er fort: „Sergeant Wille, ich frage Sie: woher kommt dieser Staub in diese Akten?“

Das wußte der bei dem besten Willen auch nicht, aber eine Antwort mußte er geben, und deshalb meinte er: „Wir sitzen jetzt viel bei offenem Fenster, Herr Leutnant, da hat de Wind den Staub vielleicht von draußen hereingeweht, der hat sich auf die Akten niedergelegt und es ist versehentlich vergessen worden —“

„Versehentlich vergessen worden!“ brauste der Adjutant auf, „das habe ich nur hören wollen. Das ist ja eben die unglaubliche Bummellei, die hier herrscht, daß überhaupt etwas versehentlich vergessen werden kann. So etwas darf in einem gut geleiteten Bureau gar nicht vorkommen. Und wie sieht das hier sonst wieder aus! Ich habe erst neulich erklärt, die Akten dürfen nicht einfach auf die Mitte des Tisches hingeworfen werden, sondern die müssen dort entweder im rechten Winkel liegen, oder so, daß ihr unterer Rand mit der Tischkante abschneidet wie der Mützenschirm mit den Augenbrauen. Nur wer in den kleinsten Dingen auf peinlichste Ordnung hält,

nur der —“

Mitten im Satz hielt er inne, denn er wußte bei dem besten Willen nicht, was er sagen wollte, das schon deshalb nicht, weil ihm dieses ganze Schelten und Tadeln absolut nicht lag. Es widersprach seiner Natur und seiner ehrlichsten Überzeugung, aber da er den Kampf mit seinem Oberst nun einmal aufgenommen hatte, mußte er den auch zu einem siegreichen Ende führen. Nein, das Schelten lag ihm garnicht, heute kam es ihm aber wenigstens dreiviertel von Herzen, denn er befand sich in einer miserablen Laune. Warum hatte seine Lilli, seine Trakehner Stute, auch ausgerechnet heute morgen ganz plötzlich und unerwartet so zu lahmen anfangen müssen, daß der Oberst ihn, um das wertvolle Tier zu schonen, nach Hause schickte und den Rekognoszierungsritt, wie er halb im Ernst, halb im Scherz erklärte, nun mit seiner Tochter allein ausführen wolle. Und warum hatte Fräulein Gisa ihren Vater gerade heute morgen begleiten müssen? Doch darüber nachzudenken, war jetzt keine Zeit, das kam nachher, wenn er nebenan bei der Arbeit saß, noch aber war es nicht soweit, erst mußte er sich einen guten Abgang schaffen und das tat er auch, denn plötzlich schlug er nochmals dröhnend mit der Peitsche auf den Tisch und rief seinen

Untertanen zu: „Also lassen Sie es sich ein für allemal gesagt sein — nur der!“

Damit verschwand er, es den anderen überlassend, wie sie sich dieses geheimnisvolle Wort deuten wollten. Aber die deuteten gar nichts, die sahen sich nur gegenseitig an, und als er sich dann wieder unbeobachtet glaubte, tippte sich als erster Sergeant Wille auf die Stirn. Dann tippte sich der Unteroffizier Braune, als er sich unbeobachtet glaubte, ebenfalls auf die Stirn und auf dem vorgeschriebenen Instanzenwege von oben nach unten ging das Getippe weiter, bis es zu der wachhabenden Ordonnanz, dem Musketier Müller gelangte, und wenn der nicht ebenfalls tippte, lag das nur daran, daß der schon wieder eingeschlafen war, denn der hatte gestern abend bis in die Nacht hinein Urlaub gehabt und in stiller Sommernacht mit seiner Minna, die keinen Urlaub hatte, sondern ihrer schlafenden Gnädigen einfach ausgerissen war, einen sehr schönen, aber auch sehr anstrengenden und ermüdenden Bummel gemacht. Aber schön war es doch gewesen so schön, daß er noch jetzt davon träumte.

Unterdessen hatte sich Kurt von Bozendorf, ohne etwas von dem Getippe nebenan zu ahnen, an seinen Schreibtisch gesetzt, um die eingegangene Post durchzusehen. Aber er sah nicht allzuviel

auf die vor ihm liegenden Blätter, sondern vorläufig sah er nur noch Fräulein Gisa vor sich. Mit welcher Absichtlichkeit war er der in den letzten Wochen aus dem Wege gegangen. Auf dem Tennisplatze, den er allerdings auch früher nur sehr selten betreten hatte, ließ er sich überhaupt nicht mehr sehen. Auf der Straße wich er ihr aus, soweit er das mit Anstand konnte, ja, selbst eine Einladung zu einem einfachen Abendessen im Hause ihres Vaters hatte er ausgeschlagen. Das letztere schon deshalb, weil er sich von dem Manne nicht einladen lassen wollte, bis die Situation zwischen ihnen beiden vollständig geklärt war. Und nun hatte er Fräulein Gisa heute morgen doch gesehen, sich sogar mit ihr unterhalten müssen. Gern hatte er das nicht getan und Gisa anscheinend auch nicht, denn die war wenigstens am Anfang ihm gegenüber von einer merkbaren Verlegenheit gewesen, aber das nach seiner Ansicht auch mit vollem Grund. Wie hatte die erst den Unsinn verbreiten lassen können, sie sei heimlich verlobt? Warum hatte die von Anfang an ihre gegenseitige Bekanntschaft dadurch sozusagen in eine falsche Bahn gelenkt? Aber er hatte auch heute morgen einsehen müssen, daß die weiblichen Wesen sich viel mehr in der Gewalt haben, oder sich wenigstens viel mehr verstellen

können, als die Männer, denn schon nach den ersten fünf Minuten hatte sie sich lachend und lustig mit ihm unterhalten, ja nach seiner Ansicht sogar zu oft lachend und zu lustig, wenigstens vermochte er sich ihre Heiterkeit gar nicht zu erklären, vorausgesetzt, daß die nicht noch nachträglich ihrer Verlegenheit entsprang. Und auch der Oberst hatte sich mit ihm unterhalten, als wenn sie beide gar nicht Todfeinde, sondern die besten Freunde wären. Aber der Mann sollte ihn noch kennen lernen, so leicht gab er sich nicht besiegt. Das hatte er dem Kommandeur auch in Fräulein Gisas Gegenwart, wenn selbstverständlich auch nur gesprächsweise durch die Blume, zu verstehen geben wollen, aber gerade, als er dafür die passenden Worte gefunden hatte, ausgerechnet da mußte seine Lilli zu lahmen anfangen. Das war ein ausgerechnetes Pech, warum hatte er zum Überfluß gerade auch noch heute den Burschen mit dem zweiten Pferd zum Schmied schicken müssen? Hatten die alten Eisen solange gehalten, würden sie dem Gaul auch heute noch nicht von den Hufen gefallen sein. Warum hatte er sich nicht von dem Burschen begleiten lassen? Der hätte dann die lahmgewordene Lilli nach Hause geritten, er selbst aber hätte sich auf sein zweites Pferd geklemmt und wäre dort geblieben,

wohin er gehörte, an der Seite seines Kommandeurs, denn sehr angenehm war es ihm nicht, daß nun Fräulein Gisa, wenn natürlich auch nur im Scherz, seine Stelle vertrat, und daß die mit ihrem Vater zusammen die Gelände für die bevorstehende große Übung aussuchte. Daß er hatte nach Hause reiten müssen, war ein Pech, an dem er ganz unschuldig war, aber trotzdem, wer um seine Stellung kämpft, wie er es tat, der durfte eben in keiner Hinsicht Pech haben. Aber von alledem ganz abgesehen, ein bildhübsches Mädels war die Gisa doch. Nein, bildhübsch wohl nicht, aber wirklich sehr, sehr hübsch. Na, aber das ging ihn nichts an, er hatte seine Akten und seine Arbeiten, mit denen er sich nun, wenn auch widerstrebend, beschäftigen mußte, damit bis zum Mittag alles erledigt war. So verjagte er denn, was ihn eben noch beschäftigt hatte, und vertiefte sich in ein sehr langes, sehr dickes und nach seiner gewissenhaften Überzeugung sehr blödsinniges Schreiben der Division, bis er sich plötzlich fragte, ob es wohl nur Zufall oder ob es Absicht gewesen sei, daß Fräulein Gisa ihn während des kurzen Rittes ein paarmal von der Seite heimlich angesehen habe, als ob. Wie dieses „als ob“ weiterging, das wußte er allerdings nicht, darüber hatte er sich schon auf dem

Rückwege vergebens den Kopf zerbrochen, nur das wußte er bestimmt, so „als ob“ war es gewesen. Aber nun kam ihm plötzlich die geistige Erleuchtung, nun wußte er, wie Gisa ihn ansah, so als ob sie ihn im stillen mit einem Dritten verglich, der eigentlich nur ein Zweiter war und der ganz sicher Rolf von Wellhaus hieß, denn der sollte ihr ja nach allem, was er so hörte, in einer geradezu wahnsinnigen Weise den Hof machen. Na, wenn schon! Er gönnte den beiden das Vergnügen, aber warum verglich Fräulein Gisa ihn mit dem Kameraden? Hoffentlich war der Vergleich wenigstens zu seinen Gunsten ausgefallen, schon weil er nichts von Fräulein Gisa wollte. Ganz logisch war dieser Nachsatz gerade nicht, das sah er selbst ein, aber wie konnte man auch alle seine fünf Sinne beisammen haben, wenn man ein so dickes Schreiben durchlesen mußte? Für einen Augenblick dachte er daran, die Akten beiseite zu werfen, denn wenn die Lilli nicht lahm geworden wäre, hätte das Schriftstück doch auch bis zum nächsten Morgen auf seine Erledigung warten müssen. Nun war aber die Lilli leider lahm und das veränderte die Sachlage. Also hieß es weiterlesen, und das tat er auch, ja noch mehr, er vertiefte sich so in seine viele Arbeit, daß die Zeit für ihn wie im Fluge dahin ging und daß er ganz

überrascht aufblickte, als sich plötzlich die Tür öffnete und als der Herr Oberst bei ihm eintrat. Nanu, dachte er unwillkürlich, hat der auch mit seinem Gaul 'ne Panne erlitten und eher als er es beabsichtigte, umkehren müssen? Bis ihn ein schneller Blick auf die Wanduhr darüber aufklärte, daß es viel später sei, als er vermutete. So begrüßte er denn seinen Vorgesetzten durch eine stumme Verbeugung, die dieser durch einen stummen Gruß erwiderte, und schweigend saßen sie sich bald darauf an dem großen viereckigen Tisch gegenüber, ein jeder mit seiner Arbeit beschäftigt, bis plötzlich und unerwartet die Stimme des Herrn Oberst erklang, die da sagte: „Wissen Sie wohl, mein lieber Bozendorf, daß Sie mir eigentlich leid tun?“

Nanu! dachte der verwundert, wie kommt der Mann zu solchen Gefühlsanwandlungen, die sind ihm doch sonst fremd? Die kommen auch sicher nicht aus ihm selbst heraus, dahinter muß irgendwie Fräulein Gisa stecken. Aber anstatt daß diese Erkenntnis ihn erfreut hätte, verstimmte sie ihn, er wollte von Fräulein Gisa schon deshalb nicht bemitleidet werden, weil er nach seiner gewissenhaften Überzeugung gar kein Mitleid verdiente. Und so klang aus seinen Worten ehrlichstes Erstaunen heraus, als er nun fragte. „Ich tue dem

Herrn Oberst leid? Ja, aber warum denn nur?"

Nanu! dachte diesmal der Oberst verwundert, bis er sich sagte: weiß Bozendorf das wirklich nicht oder stellt er sich nur so an? Mir kann das ja gleich sein. Dann aber meinte er: „Wenn ich mich Ihnen gegenüber denn deutlicher ausdrücken soll, meinewegen gern. Und da muß ich es offen erklären, ich erkenne es an, daß Sie sich jetzt als Adjutant die größte Mühe geben, um das, was Sie früher nicht geleistet haben, in die angenehmste Vergessenheit zu bringen, aber trotzdem wird es Ihnen nichts helfen, und deshalb tun Sie mir eben leid, denn Sie kämpfen um einen für Sie vollständig verlorenen Posten.“

Was Kurt von Bozendorf da zu hören bekam, war absolut nicht nach seinem Geschmack, und für eine Sekunde war er drauf und dran geknickt in sich zusammen zu sinken, dann aber gestand er sich ein, daß das das Falscheste sei, was er tun könne. Vor allen Dingen aber wollte er dem Kommandeur nicht die Freude gönnen, daß er dem schon heute seine Niederlage zugab. Im Gegenteil, er mußte so tun, als ob er für seine Person felsenfest von seinem Sieg durchdrungen sei, was er bis zu einem gewissen Grade auch tatsächlich war. Auch schon deshalb durfte er keine Verzagttheit an den Tag legen, und wenn ihn über-

haupt etwas retten und ihm helfen konnte, war es nur eins, eine ganz gehörige Dosis Frechheit. Und aus dieser Überzeugung heraus lachte er plötzlich absichtlich ganz hell und übermütig auf, um sich aber gleich darauf erschrocken auf den Mund zu schlagen und anscheinend mehr als verwirrt zu stottern: „Ich bitte tausendmal um Verzeihung, Herr Oberst, ich weiß natürlich, daß dieses Lachen mehr als unangebracht war, aber ich kann wirklich bei dem besten Willen nichts dafür, es kam mit einemmal über mich, ich möchte am liebsten auch jetzt wieder lachen, ich glaube sogar, ich muß es, wenn ich daran nicht ersticken soll.“

„Dann lachen Sie sich nur lieber aus,“ meinte der Kommandeur. „Angebracht ist Ihre Heiterkeit zwar allerdings nicht, sie ist sogar sehr subordinationswidrig, aber trotzdem, wenn Sie glauben, Grund zum Lachen zu haben, dann lachen Sie soviel Sie wollen.“

Und Bozendorf lachte. Die Erlaubnis dazu ließ er sich nicht zum zweitenmal geben, er lachte so laut und so schallend wie er nur konnte, aber er steckte damit seinen Kommandeur nicht an. Im Gegenteil, dessen Gesicht verfinsterte sich immer mehr und mehr, denn er erriet natürlich den wahren Grund dieser Heiterkeit. Sein Adjutant

lachte ihn einfach aus, weil er dem eine Niederlage prophezeit hatte. Aber trotzdem ließ er ihn ruhig gewähren, bis er endlich nach einer ganzen Weile meinte: „Ich denke, Bozendorf, nun wäre es wohl genug, jetzt bin ich an der Reihe und Sie wissen doch, wer zuletzt lacht, lacht am besten.“

„Das allerdings, Herr Oberst,“ meinte Bozendorf, sich mühsam wieder beherrschend und ernstwerdend, „aber wenn der Herr Oberst mir gestatten würden, nach dem Herrn Oberst noch einmal zu lachen —“

„Das sollte mir gerade einfallen,“ fiel ihm der energisch in das Wort, „das könnte Ihnen wohl passen, nach Ihnen müßte ich dann wieder lachen, dann wären Sie erneut an der Reihe und das ging so weiter, bis wir unsere Bureaustunden durchlacht, anstatt durchgearbeitet hätten. Nein, daraus wird nichts, jetzt lache ich und damit hat dieses dumme Lachen dann ein Ende.“

Aber der Herr Oberst lachte schon deshalb nicht, weil er sein eigenes Lachen im voraus als dumm bezeichnet hatte. So schlecht hatte er das, was er zu tun beabsichtigte, noch nie selbst kritisiert. Er hatte es sich bisher höchstens gefallen lassen müssen, daß seine Vorgesetzten, die von ihm geplanten Maßnahmen als dumm bezeichneten. Die Erinnerung daran verdarb ihm

nun erst recht die Laune, und so fragte er denn nun: „Wenn ich den Grund Ihrer Heiterkeit natürlich auch zu wissen glaube, hörte ich den dennoch gern aus Ihrem eigenen Munde. Nicht wahr, Sie wollten mir zu verstehen geben, daß Sie nach Ihrer Ansicht auch dann Adjutant bleiben, wenn Sie nicht daran denken sollten, sich zu verloben?“

„Das allerdings, Herr Oberst,“ stimmte Bozendorf ihm abermals bei, und mit dem festen Vorsatz, nun mal eine ganz gehörige Lippe zu riskieren, wie der Berliner es nennt, wenn er frech, dreist und absolut nicht gottesfürchtig wird, fuhr er rasch fort: „Als ich mich um den Posten als Regimentsadjutant bewarb, geschah es nicht, um später Bräutigam und Ehemann, sondern um Brigadeadjutant zu werden.“

„Das können Sie aber als Verlobter oder als Verheirateter doch ebensogut werden,“ warf der Kommandeur ein.

„Das sagen der Herr Oberst so,“ widersprach Bozendorf gelassen, „aber was dann, wenn ich als verheirateter Adjutant nun zu einem General und Brigadekommandeur komme, der es aus irgendeinem Grunde gar nicht anders kennt, als daß sein Adjutant unverheiratet ist? Dann kann ich mich doch nicht wieder scheiden lassen.“

„Das natürlich nicht, Bozendorf, wenigstens nicht aus diesem Grunde allein.“

„Na also, Herr Oberst,“ triumphierte der Adjutant, „aber nehmen wir den Fall, ich ließe mich scheiden, nur um Adjutant zu bleiben und um später Divisionsadjutant werden zu können. Da müßte ich doch mit der Möglichkeit rechnen, daß Seine Exzellenz es aus irgendwelchen Gründen gar nicht anders kennt, als daß seine Adjutanten verheiratet sind. Dann müßte ich mich also wieder mit meiner ersten Frau verheiraten und mich von der eventuell wieder scheiden lassen, wenn ich Adjutant bei dem Generalkommando werden sollte und wenn Seine Exzellenz, der Herr General, es gar nicht anders kennt, als daß seine Adjutanten ledig sind. Da käme ich aus dem heiraten und aus dem Geschiedenwerden gar nicht heraus, und es wäre doch noch sehr die Frage, ob meine spätere Frau sich auf eine solche Scheidungsehe einlassen würde, die Frauen sind ja manchmal mehr als sonderbar und haben namentlich über solche Äußerlichkeiten, wie das Geschiedenwerden ihre eigenen kleinlichen Auffassungen.“

„Und damit haben die Frauen bis zu einem gewissen Grade auch recht,“ meinte der Kommandeur, durch das, was Bozendorf ihm da erzählte,

fast gegen seinen Willen etwas belustigt. Bis er dann hinzusetzte. „Aber gegen das Schreckgespenst, das Sie da an die Wand malen, gibt es doch für Sie ein sehr einfaches Mittel. Wenn Sie wirklich glauben, als verheirateter Adjutant immer an den falschen Vorgesetzten zu kommen, dann geben Sie Ihre Pläne für die höhere Adjutantur ganz einfach auf und begnügen sich damit, lediglich mein Adjutant gewesen zu sein.“

Bozendorf wußte natürlich selbst am besten, daß alles, was er dem Kommandeur vorredete, Unsinn war, und daß sich in den höheren Verbänden kein Vorgesetzter darum kümmert, ob sein Adjutant verheiratet ist oder nicht, denn diese Frage kommt nur für einen Regimentsadjutanten in Betracht. Schon deshalb waren selbstverständlich auch die Worte des Herrn Oberst gar nicht ernsthaft gemeint, aber trotzdem oder gerade deshalb rief Bozendorf dem nun mit gut gespielter Ehrgeiz zu: „Ich sollte später meiner Frau zuliebe, selbst wenn ich die noch so lieb hätte, meine ganze militärische Zukunft und alle meine ehrgeizigen Pläne an den Nagel hängen, noch dazu ohne zu wissen, ob der Nagel in diesem Falle die Liebe auch wirklich hält? Nein, das können der Herr Oberst im Ernst nicht von mir verlangen. Ich bin gewiß kein Streber, aber meinen Ehrgeiz

im besten Sinne des Wortes habe ich doch und darum und deshalb —“

Aber weiter kam er nicht, denn jetzt lachte der Kommandeur wirklich hell auf. Der kannte seinen Adjutanten zum mindesten ebensogut wie er sich selbst, und dessen ganzer Ehrgeiz bestand lediglich darin, Adjutant zu bleiben, um ein möglichst bequemes militärisches Dasein führen zu können. Nur deshalb lockte den die höhere Adjutantur, aber daß der gute Bozendorf sich jetzt mit einem solchen Glorienschein umgab, das erweckte wirklich die Heiterkeit seines Vorgesetzten, der lachte nun zum mindesten ebenso herzlich, wie vorhin sein Adjutant gelacht hatte, und je mehr der lachte, desto deutlicher gestand Bozendorf sich ein: der lacht dich aus. Das war ein sehr peinliches und unangenehmes Gefühl, aber es mußte ertragen werden und er ertrug es, wenn auch mit Widerstreben, bis der Kommandeur endlich meinte: „So, Bozendorf, nun kann ich nicht mehr. Im übrigen müssen Sie mir keine Geschichten erzählen wollen, an die Sie selbst am Sonntag nicht glauben, geschweige denn des Wochentags. Nun aber wollen wir uns ernstlich an unsere Arbeit machen, und wenn es Ihnen Spaß macht, will ich Ihnen wünschen, daß Sie mit Ihrer Überzeugung recht behalten, und daß Sie nach

Ablauf der Ihnen gestellten Frist noch weiter hier im Bureau sitzen, ich glaube es nicht."

Und der Herr Oberst glaubte es auch wirklich nicht. Er war felsenfest entschlossen, Bozendorf ablösen zu lassen, wenn der sich nicht verloben sollte, aber das heute zum erstenmal etwas weniger aus Überzeugung, sondern weil auch er tatsächlich ein Dickkopf war. Was er einmal sagte, das hatte er gesagt, das nahm er um des Ansehens seiner Person willen nicht wieder zurück, aber trotzdem tat es ihm heute ein klein wenig leid, jemals die Drohung ausgesprochen zu haben. Und daran, daß es ihm leid tat, war seine Gisa schuld, Die hatte heute morgen, als Bozendorf sie beide verließ, mehr als ein gutes Wort für den Adjutanten bei ihm eingelegt und ihm gesagt: „Aber Vater, wenn der sich doch nun einmal nicht verloben will, dann lasse ihn in Frieden, es ist ja mehr als genug, daß er jetzt seine Pflicht tut, wie du es selbst anerkennst.“ Gewiß, da hatte Gisa recht, aber trotzdem, Dienst ist Dienst, und in dienstliche Angelegenheiten ließ er sich von keinem Menschen hineinreden, nicht einmal von seinen Damen. So saß er denn im stillen knurrend und brummend seinem Adjutanten gegenüber, und seine schlechte Laune übertrug sich lediglich auf dem Wege

der Gedankenübertragung auch auf Bozendorf, so daß beide froh waren, als sie wenigstens für heute mit dem Regieren und mit dem Zusammensein Schluß machen konnten.

Der Herr Oberst suchte gleich seine Wohnung auf, um dort im Kreise der Seinen zu frühstücken, während Kurt von Bozendorf zu dem gleichen Zweck, ohne die noch nicht vorhandenen Seinen dort zu treffen, wie stets in der letzten Zeit ein in der Nähe seiner Wohnung gelegenes Restaurant aufsuchte, denn selbst das Frühstück im Kasino hatte er sich abgewöhnt, um dem Wunsche des Kommandeurs nachzukommen, und um nicht zuviel mit den Junggesellen des Regiments zusammen zu treffen. Je rarer er sich denen gegenüber machte, um so besser war es wohl wirklich für das Ansehen seiner Person und seiner Stellung. Aber trotzdem er sich allmählich schon etwas hätte daran gewöhnen können, schmeckte ihm das einsame Frühstück auch heute nicht, und seine ohnehin nicht rosige Stimmung wurde dadurch nicht erhöht, daß er sich sagte: wenn du nachher nach Hause kommst, wartet dort dein Freund Wellhaus ganz sicherlich schon wieder auf dich und auch heute wird der dir nicht verraten, was er mit seinen regelmäßigen täglichen Besuchen eigentlich bezweckt, denn daß er

nur deshalb jetzt täglich zu dir kommt, weil er dein Freund ist und weil du in deiner Lebenskrisis, wie er deinen Zustand nennt, einen treuen Freund mehr als je brauchst, das glaubt er wohl selber nicht.

Und da hatte Bozendorf recht, den Kameraden führte ein ganz anderer Grund täglich zu ihm, und der hatte ihn auch heute hergeführt, als Bozendorf eine Stunde später nach Hause kam und dort den Freund antraf, der es sich wie immer bei einer Zigarre bereits bequem gemacht hatte.

„Na, da bist du ja schon wieder,“ begrüßte er ihn, das Wort „schon“ absichtlich stark betonend.

Aber Wellhaus tat, als höre er den leisen Unmut aus dieser Äußerung gar nicht hervor, sondern meinte nur: „Ja, da bin ich schon wieder, ich, gegen den du dich am allerbesten aussprechen kannst, und ich glaube, das wird dir gerade heute ein Bedürfnis sein, denn nach dem Pech, das du mit deiner Lilli hattest, wirst du dein Herz ausschütten wollen. Daß die Lilli lahm geworden ist, war natürlich schon im Kasino bekannt und wurde dort eifrig besprochen.“

„Na, dann weißt du ja alles, was vorliegt, und wir brauchen nicht mehr darüber zu reden,“ gab Bozendorf etwas gereizt zur Antwort, „aber

immerhin freue ich mich natürlich sehr, daß du heute wieder zu mir kamst. Nun aber entschuldige mich bitte einen Augenblick, ich möchte mir nur meine Hausjacke anziehen."

„Bitte, bitte, lasse dich durch mich absolut nicht stören, Kurtel, tue ganz, als ob du hier zu Hause wärst, ich wollte natürlich sagen, du bist ja hier zu Hause, während ich mich hier bei dir bald mehr zu Hause fühle, als in meinen eigenen vier Wänden."

„Weißt Du, was ich da an deiner Stelle täte?" fragte Bozendorf etwas spöttisch, „ich würde mir durch deinen Burschen auch deinen Hausanzug hierher bringen lassen, damit du dich nach dem Frühstück umziehen und es dir bei mir wirklich bequem machen kannst, bis der Nachmittagsdienst uns beide zwingt, uns, wenn auch nur bis zum nächsten Nachmittag, wieder zu trennen."

Wellhaus tat natürlich, als höre er auch diesmal den Spott des Kameraden aus dessen Worten nicht heraus, sondern er tat, als nähme er die sehr ernsthaft, und so meinte er denn nach einer kleinen Pause: „Weißt du was, Kurtel, der Vorschlag, den du mir da eben machtest, ist wirklich nicht schlecht, aber immerhin, er will überlegt sein, erst von mir, dann von dir, und

schließlich von uns beiden zusammen. Aber nun, Kurtel, ziehe dich erst mal um, wir können dann hinterher in Ruhe über alles sprechen, vielleicht, daß wir da noch auf einen anderen guten Gedanken kommen. Was meinst du zum Beispiel, Kurtel, wenn ich nicht nur mit meinem Hausanzug, sondern mit allem, was ich mein eigen nenne, zu dir übersiedle? Wenn ich nach und nach meine eigene Wohnung aufgebe und die hier bei dir in deinen Räumen aufschlage? Wir könnten da gemeinsame Wirtschaft führen —“

„Und womöglich gar gemeinsam wirtschaften, mit einer gemeinsamen Wirtschaftlerin, die erst jeden einzelnen von uns und dann uns beide zusammen derartig begaunert, daß sie eines Tages eine gute Partie ist und daraufhin von einem von uns oder womöglich gleichzeitig von uns beiden geheiratet sein will,“ fiel Bozendorf, der diesmal die scherzhaft gemeinte Äußerung des Freundes für bare Münze nahm, diesem rasch in das Wort, und um dem jeden weiteren Gedanken daran aus-zureden, setzte er schnell hinzu: „Im übrigen hast du recht, ich will mich jetzt wirklich umziehen, für zehn Minuten mußst du mich entschuldigen, bis dahin schlage dir bitte die gemeinsame Wirtschaftlerin wieder aus dem Sinn, vorausgesetzt, daß das so schnell geht, denn obgleich

ich selbst noch nie eine solche um mich hatte, habe ich mir sagen lassen, daß es unter den Wirtschaftserinnen sehr hübsche, sehr appetitliche und sehr verführerische Geschöpfe geben soll. Und wenn du da aus irgendwelchen Gründen an eine besondere gedacht haben solltest, und wenn deine täglichen Besuche vielleicht damit zusammenhängen, daß du uns beiden diese Jungfrau, die totensicher keine mehr ist, auf den Hals laden willst —“

Aber Wellhaus beeilte sich, den Freund über diesen Punkt zu beruhigen, und der zog sich nun endlich in sein Toilettenzimmer zurück, um den äußeren Menschen in eine bequeme häusliche Verfassung zu bringen, während Wellhaus unterdessen wieder seinen Gedanken nachhing und unwillkürlich über das Entsetzen, das seine letzten Worte bei seinem Freunde Kurtel hervorgerufen hatten, vor sich hinlächeln mußte, obgleich ihm sonst eigentlich gar nicht zum Lachen zumute war. Und daran war Fräulein Gisa ganz allein schuld, oder er selbst, oder sie beide zusammen. Daraus wurde er, je mehr er darüber nachdachte, um so weniger klug, wie ihm jetzt eigentlich überhaupt fortwährend ganz ramm-dösig zumute war. Er selbst wußte manchmal kaum noch, war er eigentlich er, Rolf von Well-

haus, oder war er Kurt von Bozendorf. Das kam von dem Doppelspiel, das er bei dem Flirt mit Fräulein Gisa treiben mußte. Er hatte mal davon gelesen, daß an einer Schmiere ein Schauspieler gleichzeitig den Don Carlos und den Marquis Posa vor den Augen eines kunstverständigen Dorfpublikums mit einem Schneid hingelegt haben, daß er nicht einmal faule Äpfel an den Kopf bekam, weil die Zuschauer einfach nicht wußten, wem sie die an den Schädel werfen sollten, ob dem Don Carlos oder dem Marquis Posa. Wenn der auf der einen Seite der Bühne stand, war er der eine, und trat er auf die andere Seite, war er der andere. Ja, der Schauspieler hatte es sogar fertig gebracht, neben seiner eigenen Leiche, die allerdings hinter den Kulissen lag, den Tod des Freundes zu beklagen. Na, ganz so weit war es ja noch nicht mit ihm, aber er fühlte sich in diesem Doppelspiel nicht wohl, und wenn er das alles vorher gewußt hätte, dann — aber nun war es zu spät, nun mußte er die Rolle zu Ende durchführen, das auch schon deshalb, weil das der hübschen Gisa soviel Spaß machte, ganz besonders, wenn er als Rolf von Wellhaus für den Freund warb, den er Tag für Tag besser kopierte, so daß sie darüber oft aus dem Erstaunen und aus dem Lachen nicht mehr heraus kam. Aber er ließ es sich auch sauer genug

werden, ihre Heiterkeit immer aufs neue zu erregen. Gewiß, er war Kurtels bester Freund, aber diese täglichen Besuche bei ihm waren für ihn sehr anstrengend, denn da studierte er dessen Sprechweise, ja auch die kleinste Bewegung immer aufs neue, er nahm jeden Laut und jeden Tonfall, jede Geste in sich auf und kopierte das zu Hause, bis er mit seinen Kenntnissen am Nachmittag Gisa gegenübertrat. Und heute mußte er seine Rolle besonders gut spielen, heute war Gisa, wie er ebenfalls im Kasino erfahren hatte, bei dem Spazierritt, der eine unfreiwillige Unterbrechung erfuhr, seit langer Zeit einmal wieder mit Kurtel persönlich zusammen gewesen. Da würde sie den sicher scharf beobachtet haben, schon um auf dem Tennisplatz feststellen zu können, ob er den Freund wirklich so gut nachahme, wie sie das bisher geglaubt hatte. Nur ein Glück, daß Bozendorf nicht darauf kam, was er mit seinen häufigen Besuchen bezwecke, und daß er das auch heute nicht tat, als er endlich wieder in sein Zimmer trat, sich dem Freunde gegenüber in einen Klubsessel setzte und sich von diesem völlig ahnungslos, wenn auch nicht gerade die Würmer aus der Nase, so doch den kurzen gemeinsamen Morgenritt in den kleinsten Einzelheiten aus sich herausziehen ließ. Alles mußte er

erzählen, was Fräulein Gisa sagte und fragte, was er darauf geantwortet habe, ob in diesem Tonfall oder in jenem, „denn Kurtel, einem Mädels gegenüber kommt es nicht darauf an, was man sagt, sondern wie man es sagt.“ Und je wißbegieriger er heute war, desto mehr wunderte er sich darüber, daß es ihm gelang, auch heute bei dem Freund keinerlei Verdacht und Argwohn aufkommen zu lassen. Und der argwöhnte wirklich nichts, der fand nur, sein Freund Wellhaus habe irgendwie in der letzten Zeit einen, wenn auch nur ganz leichten Gehirnklaps bekommen, der sei nicht mehr ganz so normal wie früher. Aber das war nach seiner Auffassung auch ganz selbstverständlich, denn etwas verrückt werden die Menschen doch alle, wenn sie verliebt sind, oder wenn sie sich wenigstens einbilden, es zu sein. Na, und daß Wellhaus sich in die hübsche Gisa mehr als vergafft hatte, war doch klar, das verriet er schon dadurch, daß er absolut nichts davon verriet, sondern jedem Gespräch über dieses Thema aus dem Wege ging. Na, von ihm aus konnte Fräulein Gisa mit Wellhaus glücklich werden, so oft und soviel er wollte, mit ihr und mit jeder anderen, denn die Mädels taugten alle nichts, die waren sich alle gleich, wirklicher Verlaß war auf keine, früher oder später erlebte man an einer

jeden eine Enttäuschung, und er hatte die seine an Gisa erlebt, ehe es Gott sei Dank zu spät war. Wie war die dazu gekommen, sich als heimliche Braut ausgeben zu lassen, wenn sie das gar nicht war? Nein, die Mädels taugten alle nichts, nur ein Glück, daß der Kampf um seine Adjutantienstellung ihm wenigstens vorläufig keine Zeit ließ, sich, wenn auch nur noch seltener als früher, auf dem Tennisplatz zu zeigen, daß er mit den jungen Damen gar nicht mehr in Berührung kam. Da blieb er glücklicherweise vor jeder weiteren Enttäuschung bewahrt, die eine nähere Bekanntschaft mit Fräulein Gisa ihm sicher bereitet hätte. Und vor einer solchen Enttäuschung hätte er auch gern Wellhaus bewahrt, ja er hielt es beinahe für seine Pflicht, ihn vor Gisa zu warnen, denn wenn die sich auch jetzt von ihm den Hof machen ließ, die spiele ganz sicher nur mit dem Freunde, wie die auch ihn geneckt und gefoppt hatte. War es nicht seine Pflicht, seine warnende Stimme zu erheben? Das war es wohl, aber er würde totsicher nur tauben Ohren predigen, denn der Mensch, der da verliebt ist oder es zu sein glaubt, und trotzdem auf die Stimme der Vernunft hört, der soll noch erst geboren werden. Wellhaus aber war nicht schon geboren, der war sogar schon konfirmiert und seit mehreren Jah-

ren mündig.

Das und Ähnliches beschäftigte Bozendorf im stillen, während er mit dem Kameraden, als dieser endlich seinen Wissensdrang gestillt zu haben schien, plauderte, bis Wellhaus sich nun erhob, um sich zu verabschieden: „Du entschuldigst mich jetzt wohl, Kurtel, ich habe heute nachmittag eine Instruktionsstunde, für die ich mich noch etwas vorbereiten muß, mein Hauptmann will dem Vergnügen beiwohnen, und wenn meine Kerls sich bei der Gelegenheit mit ihren nicht vorhandenen Kenntnissen selbstverständlich auch noch mehr blamieren werden als gewöhnlich, so muß ich doch wenigstens so tun, als wenn ich etwas wüßte.“

Das war natürlich alles nur ein Vorwand, um seinen plötzlichen Aufbruch erklärlich zu machen, aber ohne daß er im Augenblick daran dachte, mußte er diese Geschichte schon wiederholt erzählt haben, denn mehr als überrascht aufblickend meinte Bozendorf „Seit wann hat dein Hauptmann es sich denn eigentlich angewöhnt, deine Instruktionsstunden fortwährend zu kontrollieren? Und seit wann sind deine Kenntnisse auf diesem Gebiet soweit zurückgegangen, daß du dich immer erst vorbereiten mußt, wie ein Pauker auf seine Schulstunden? Du hattest doch sonst

den Ruf, ein besonders guter Instruktionsoffizier zu sein." Und während Wellhaus in möglichst unbefangener Weise eine harmlose Erklärung für beides zu geben versuchte und sich gleichzeitig vornahm, in der nächsten Zeit etwas anderes vorzuschieben, wenn er plötzlich fortging, dachte Bozendorf im stillen: der arme Kerl tut mir aufrichtig leid, denn daß der sich erst auf seine Instruktion vorbereiten muß, beweist am besten, daß er an Gehirnschwund leidet. Den bringt dieses Verliebtsein um seinen ganzen bisherigen Verstand. Na, er muß ja wissen, was er tut, aber trotzdem, wenn er sich nicht bald wieder auf sich selbst besinnt, werde ich einmal ein ernsthaftes Wort mit ihm reden. Verloben kann er sich meinetwegen soviel er will, aber er war doch früher zufrieden, wenn er nur seine Reckstange hatte. Wozu braucht er nun plötzlich auch noch eine Braut? Und warum soll die ausgerechnet Fräulein von Otten heißen? Wenn die schon vor der Verlobung nicht offen und wahr ist, wie soll die es dann erst nach der Verlobung und nun erst gar während der Ehe sein? Allerdings gestand er sich gleich darauf ein, daß er mit solchen Gedanken Fräulein Gisa ganz sicher unrecht tat, und er bat sie im stillen deswegen sofort sehr herzlich um Verzeihung, obgleich sie sich bei

ihm nicht einmal dafür entschuldigt hatte, daß sie die Husarenjacke als ihren heimlich Verlobten ausgeben ließ. Aber ganz gegen seinen Willen beschäftigte er sich hinterher auch noch solange mit Gisa, bis ihm die Sache zu dumm und zu langweilig wurde, und bis er sein ganzes Denken darauf konzentrierte, daß es seine Pflicht als Mensch und als Offizier sei, sein Leben und seine Gesundheit dem Staate solange wie nur irgendmöglich zu erhalten, und daß er zu diesem Zwecke nun endlich seinen Nachmittagsschlummer halten müsse.

Das tat er denn auch, und während er in einem festen, gesundheitsstärkenden Schlummer dalag, hatte Wellhaus inzwischen seine Wohnung erreicht und studierte und kopierte dort in dem Schlafzimmer vor dem großen Spiegel seinen Freund Kurtel, und das gelang ihm so gut, daß er sich auch heute darüber wunderte, wie er das Talent, das er allerdings schon von Kindheit an besessen, durch fortwährende Übung zur Vollen- dung gebracht habe. Die Sache machte ihm solchen Spaß, daß er dabei nicht einmal an Fräulein Gisa dachte, bis nun plötzlich wieder die Frage in ihm wach wurde, die ihn immer beschäftigte und auf die er noch keine Antwort gefunden hatte, die Frage: Macht es Fräulein Gisa nur deshalb

Vergnügen, wenn du ihr als Kurtel von Bozendorf den Hof machst, weil du den so täuschend kopierst, oder liebt sie das, weil sie inzwischen durch deine eigene Schuld deinen Freund Kurtel liebgewonnen hat, wenigstens lieber als dich selbst? Das letztere durfte natürlich nicht der Fall sein, denn wenn er dem Kameraden auch tatsächlich alles Gute gönnte, und wenn er es auch immer deutlicher bemerkt zu haben glaubte, daß Bozendorf auf ihn etwas eifersüchtig war, sein allerbesten Freund, ohne den er sich sein eigenes Leben nicht vorzustellen vermochte, und mit dem ihn eine solche innige Freundschaft verband, daß er in derselben Stunde wie der sterben und mit dem zusammen in die Grube fahren würde, dieser sein bester Freund hieß trotz alledem nicht Kurt von Bozendorf, sondern der hieß wie er selbst Rolf von Wellhaus. Und für den hatte er doch in erster Linie die Heidenarbeit übernommen, Fräulein Gisas Gunst zu erringen und in der Art, wie er es tun mußte, war es weiß Gott kein Kinderspiel. In der Theorie hatte er es sich sehr lustig und amüsanter gedacht, mit einem anderen zusammen um Gisas Liebe zu kämpfen, und aus diesem Kampfe als Sieger hervorzugehen, aber in der Praxis machte sich die Sache wesentlich anders. Da kam ihm dieser andere immer

dazwischen und gerade dann, wenn er ihn am allerwenigsten gebrauchen konnte. Entweder rief er den selbst herbei, um den Kampf mit ihm aufzunehmen, oder Gisa erinnerte ihn daran, den anderen nicht zu vergessen. Als ob sie ihm das letztere nicht ohnehin schwer genug gemacht hätte, selbst dann, wenn er wollte. Ach, heimlich und offen gestanden wollte er das oft, aber er kam nicht dazu, schon weil Gisa unglücklicherweise zwei Tenniskostüme, wenigstens zwei in verschiedenen Farben besaß. Trug sie das graue, mußte er ihr ohnehin als Kurt von Bozendorf den Hof machen und Gisa ging absolut nicht darauf ein, wenn der auch mal für seinen Freund Rolf von Wellhaus ein gutes Wort einlegte. Warb er aber für sich, wenn sie im weißen Kleide erschien, machte sie ihn halb ernsthaft, halb lachend darauf aufmerksam, daß er ihr viel besser gefiele, wenn er weniger egoistisch sei und mehr für den anderen als für sich selbst spräche, obgleich sie ihm selbstverständlich auch hinreichend Zeit und Gelegenheit ließ, ihr sein eigenes Wesen zu zeigen.

Wenn er nur wenigstens damals nicht den verrückten Einfall mit den beiden Tenniskostümen gehabt hätte. Seine erste Idee, an den geraden Tagen des Monats das eine und an den unge-

raden Tagen das andere anzulegen, wäre auf die Dauer für beide Teile viel einfacher gewesen. Aber nein, Fräulein Gisa hatte das ja nicht gewollt, das war ihr angeblich zu umständlich erschienen, als wenn es nun für sie einfacher sei, sich jeden Tag die Frage vorzulegen: Welches Kleid ziehst du nun heute zu dem Flirt an? Die Frage mußte für sie sicher schon deshalb schwer sein, weil die Antwort, die sie sich darauf gab, sich hinterher totsicher für sie im stillen als falsch erwies, denn ohne ein großer Mädchenkenner zu sein, soviel wußte er auch: ein weibliches Wesen kann anziehen was es will, es kann dabei einem plötzlichen Entschluß, oder einer tagelangen Überlegung, oder dem Rat der besten und dabei zugleich der unaufrichtigsten Freundin folgen, es kann sich anziehen was es will und während des Nachdenkens kann es hundertmal den Entschluß ändern und sich hundertmal umziehen — hat sie das Kleid, für das sie sich entschieden hat, erst definitiv an und behält sie es auch an, dann kommt für jedes weibliche Wesen spätestens nach Verlauf einer Stunde die vorwurfsvolle Frage: Ach, warum hast du dich gerade für dieses Kleid entschieden? Jedes andere hätte dir besser gestanden und wäre aus diesem oder jenem Grunde auch angebrachter gewesen.

Warum trafst du aber auch gerade diese Wahl? Aber keine gesteht es sich ein, daß, wenn sie eine andere Wahl getroffen hätte, doch spätestens nach einer Stunde dieselbe vorwurfsvolle Frage in ihr wach geworden wäre. Unwillkürlich mußte Wellhaus vor sich hin lächeln. Ja ja, die süßen kleinen Mädchen und nun erst die jungen Damen! Es war schwer, wenn nicht fast unmöglich, aus ihnen und aus ihrem Gedankengang klar zu werden, vorausgesetzt, daß sie den letzteren überhaupt besaßen. Aber trotzdem, sie mußten so sein, wie sie waren. Was ist ein Vorgesetzter, der nie grob wird? Was wäre eine junge Dame, wenn man deren Entschlüsse, deren Antworten und deren Stimmungen mit mathematischer Sicherheit vorher berechnen könne? Bei einem jungen Mädchen muß eben immer alles ganz anders kommen, als man glaubt und im Zusammenhang damit dachte Wellhaus nun darüber nach, welches Kleid Gisa wohl heute Nachmittag tragen würde. Die letzten Tage war sie weiß erschienen und alle seine Bitten, dem Freunde zuliebe nun endlich wieder einmal grau zu kommen, hatte sie abgelehnt, weil es ihr angeblich Spaß machte, ihm zu beweisen, daß sie zu jenen Charakteren gehöre, die da ganz allein wissen, was sie wollen und die sich nicht so leicht umstimmen lassen. Aber heute, da sie mit

Bozendorf zusammen gewesen war, würde sie ihm persönlich zuliebe sicher das weiße Kleid anziehen und von ihm erwarten oder verlangen, daß er sie darum bitten solle, schon morgen wieder grau anzulegen. Oder doch besser würde es sein, sie käme gleich in grau, da könnte er sich für morgen um seiner selbst willen wieder weiß wünschen. Aber wenn der Wunsch in Erfüllung ging, was hatte er davon, da mußte er morgen noch mehr für den Freund sprechen, als es heute seine Pflicht war, wenn sie grau, nein weiß, oder doch grau — oder doch weiß kam. Er wurde ganz blödsinnig im Kopfe, während er sich immer wieder die Frage vorlegte: grau oder weiß — und er sagte es sich solange, bis er bereit war, jeden Eid daraufhin zu schwören, daß er sich in seiner Annahme nicht täuschen würde. Aber als Gisa ihm dann am Nachmittag gegenüber stand, da trug sie weder das eine noch das andere Kostüm, sondern von jedem etwas, von dem grauen die absatzlosen Schnürstiefel und die weite Überziehjacke, von dem weißen den weiten Rock und den weichen Flanellhut. Und so groß war sein Erstaunen darüber, daß er sich nun doch über diese Zusammenstellung wunderte, obgleich er sich erst kurz vorher zu Hause darüber klar geworden war, daß man sich bei einem jungen Mädchen fortwährend

wundern müsse, denn sonst wäre das junge Mädchen eben kein weibliches Wesen. Aber er wunderte sich nicht nur, sondern er sah Gisa mit einem so verdutzten Gesicht an, daß diese hell auflachte, bis sie ihm nun ein klein wenig verlegen zurief: „Nicht wahr, Herr von Wellhaus, darauf, daß ich Ihnen auch einmal so, wenn auch nach berühmten Beispiel nicht gerade spanisch kommen würde, waren sie nicht vorbereitet? Wenn ich nicht streng bei der Wahrheit bleiben wollte, obgleich wir jungen Mädchen das bekanntlich im Gegensatz zu den jungen Herren immer tun, könnte ich Ihnen erzählen, die Plätterin, die mir mein Kostüm aufbügeln sollte, habe mich im Stich gelassen und mir anstelle der beiden vollständigen Kleider von jedem nur etwas geschickt. Das könnte ich Ihnen ruhig erzählen und gerade weil es nicht wahr ist, würden Sie mir glauben, aber ich will offen und ehrlich sein. Ich habe heute zum erstenmal selbst nicht gewußt, welche Farbe ich wählen sollte, da nahm ich von beiden Kleidern etwas, zumal ich fand, daß es viel besser aussieht, als ich glaubte und im Zusammenhang damit fiel mir ein, wie wäre es, Herr von Wellhaus, wenn Sie außer Ihrem Freunde Kurtel noch einen dritten Bewerber auftauchen ließen, wenn Sie auch für den um mich würben? Das brächte doch noch

mehr Abwechslung in das Spiel, ich könnte dann auch noch häufiger die Kleidung wechseln und Sie hätten später eventuell noch mehr Grund, auf Ihren Sieg stolz zu sein."

Aber Wellhaus lehnt mit allen Anzeichen des Entsetzens ab: „Nein, gnädiges Fräulein, Sie sind zwar sehr liebenswürdig und was Sie mir da vorschlagen, macht Ihrer Erfindungsgabe alle Ehre, aber trotzdem muß ich Ihnen das Wort der Heiligen Schrift zur Antwort geben: ‚nee, lieber nicht‘, obgleich ich offen gestanden nicht weiß, wann, ob und wo dieses geistreiche Zitat in der Bibel vorkommt. Nee, lieber nicht, gnädiges Fräulein,“ wiederholte er noch einmal, „ich habe an dem Doppelspiel wirklich mehr als genug. Ein Duett lasse ich mir zur Not schließlich noch gefallen, aber daß ich aus dem auch noch freiwillig ein Trio oder eines Tage, wenn Sie es wünschen sollten, möglicherweise sogar ein Quartett mache und für meine Person alle Stimmen und Instrumente übernehmen soll, das geht doch über meine Kraft, erster und zweiter Teil. Lassen wir es also schon so wie es ist, gnädiges Fräulein.“

„Also schön, meinetswegen,“ stimmte sie ihm bei, „obgleich Sie mir mit Ihrer Ablehnung eine kleine Enttäuschung bereiten. Aber ich will Ihnen

deswegen nicht weiter böse sein, wenn Sie mir versprechen, mich nun so gut zu unterhalten, wie ich es heute vormittag sicher mit Herrn von Bozendorf getan hätte, wenn seine Lilli nicht plötzlich lahm geworden wäre."

„Daraus dürfen Sie der Lilli weiter keinen Vorwurf machen, gnädiges Fräulein," bat er, „die Lilli gehört nun auch einmal dem weiblichen Geschlecht an und Sie wissen doch, auf das ist gerade dann am wenigsten Verlaß, wenn man sich eben eingeredet hat, sich auf das mit tödlichster Sicherheit verlassen zu können. Daß wir Männer aber in der Hinsicht sehr viel zuverlässiger wären, will ich damit natürlich auch nicht behaupten, schon weil solche Behauptung keinen Zweck hätte, denn glauben würden Sie mir doch nicht. Ja, seit dem Tage, da ich um Erlaubnis bat, Ihnen den Hof machen zu dürfen, war ich noch niemals so lustig wie heute, denn jetzt darf ich Sie zum erstenmal so unterhalten, wie ich es möchte, ohne dabei meines Freundes Kurtel gedenken oder den gar erwähnen zu müssen."

„Das letztere dürfen Sie sogar unter gar keinen Umständen," widersprach sie ihm. „Ihren Freund habe ich heute morgen, wenn ich mich so ausdrücken darf, im reinsten Naturzustande, ohne jegliche Kopie genossen. Nun will ich auch

Sie genießen und im Zusammenhang damit will ich hinterher darüber nachzudenken versuchen, wer von Ihnen beiden mir besser gefallen könnte, vorausgesetzt, daß, mir einer überhaupt gefällt."

„Nun hätten Sie nur noch das Wort ‚Amen‘ hinzusetzen müssen, gnädiges Fräulein,“ meinte er belustigt, weil er natürlich nicht eine Sekunde daran glaubte, daß sie einen solchen Vergleich bisher noch nie gezogen habe, wemgleich er allerdings nicht wußte, was dabei für ihn herausgekommen war, bis er nun plötzlich fragte: „Wissen Sie wohl, gnädiges Fräulein, daß mir der gute Kurtel wahnsinnig leid tut?“

„Aber warum denn nur?“ fragte sie mehr als erstaunt, weil sie ihn im ersten Augenblick wirklich nicht verstand.

„Weil der jetzt gleich in einer so wahnsinnig tiefen Grube verschwinden wird, daß er lange, lange Zeit braucht, um sich aus der wieder heraus zu krabbeln.“

„Ach so meinen Sie das,“ neckte sie ihn belustigt, „Sie wollten sagen, daß Sie mir nun in so reizender, amüsanter und geistreicher Weise den Hof machen wollen, daß ich dabei Ihren Nebenbuhler ganz vergesse. Der Vorsatz ist von Ihrem Standpunkt aus sehr begreiflich und für mich sehr schmeichelhaft, aber immerhin bleibt

der Erfolg noch abzuwarten, denn Ihr Freund war heute morgen sehr, sehr nett, richtiger gesagt, er wäre es sicher gewesen, wenn die dumme Geschichte mit der Lilli nicht dazwischen gekommen wäre."

„Bei mir wird aber nichts dazwischen kommen, gnädiges Fräulein," frohlockte er. „Daß ich auf dem Siegesritt, der mich hoffentlich in Ihr Herz hineinführt, unterwegs lahm werde und frühzeitig nach Hause umkehren muß, ist ausgeschlossen. Meine Glieder werden ebenso wenig lahm werden wie meine Gedanken. Nun aber mit Gottvertrauen an das Werk, gnädiges Fräulein, jetzt geht der Sturmangriff gegen Sie los, nur schade, daß die Regimentsmusik nicht zur Stelle ist."

„Die sollte Ihnen wohl gleich den Pariser Einzugsmarsch in mein Herz vorspielen?" lachte sie fröhlich auf. „Aber soweit sind wir noch nicht, Herr von Wellhaus."

„Weiß ich, weiß ich," stimmte er ihr bei, „deshalb hätte ich mir bei der Musik auch keinen Sieges-, sondern einen Sturmmarsch bestellt, wissen Sie, so einen, mit dem die Truppen früher mit wehenden Fahnen zum Angriff vorgingen, bei dem es nur zweierlei gab: Sieg oder Tod. Ich aber verspüre zum Sterben noch nicht die leises-

te Sehnsucht, obgleich viele Leute allen Ernstes behaupten, das Leben sei nur dann schön, wenn man nicht geboren wäre. Die Leute aber, die da so sprechen, gnädiges Fräulein, haben sicher eine ganz große Freude dieses irdischen Daseins nicht kennen gelernt und die heißt: Fräulein von Otten."

„Das haben Sie wirklich sehr hübsch gesagt,“ dankte sie ihm, unwillkürlich aufrichtig erfreut über das, was er ihr da erklärte, wenn auch wohl nicht so sehr durch seine Worte, als über die herzliche, warme, ehrliche Art, in der ihm die über seine Lippen kamen.

Unwillkürlich wurde er ein klein wenig verlegen, als er jetzt erstaunt fragte: „Das nennen Sie schon hübsch, gnädiges Fräulein, sogar sehr hübsch? Achherrjesses, da scheinen Ihre Verehrer und Bewerber inklusive Kurtel von Bozendorf plus Rolf von Wellhaus Sie bisher in der Unterhaltung nicht verwöhnt und die scheinen sich bei der Auswahl der Ausdrücke, die sie Ihnen durch Ihre Ohren zu Ihren Füßen legten, geistig nicht sonderlich angestrengt zu haben. Ob ich persönlich das letztere kann, weiß ich natürlich nicht, aber an dem guten Willen, Sie so nett zu unterhalten, daß Sie noch in der Todesstunde alle anderen Stunden Ihres Lebens vergessen und nur an diese eine jetzt bevorstehende Plauder-

stunde zurückdenken sollen, das garantiere ich Ihnen, denn soviel weiß ich, in der nächsten Stunde Ihres Lebens wird sich etwas entscheiden, für Sie und auch für mich und deshalb gleich los damit. Nur keine blasse Furcht vorschützen," und sich suchend umsehend meinte er: „Wenn wir nur erst die passende Bank gefunden hätten, gnädiges Fräulein.“

„Welche Bank, Herr von Wellhaus, und noch dazu welche passende?“ fragte Gisa amüsiert.

Aber der blieb ganz ernsthaft: „Ich denke an die, von der der Dichter singt:

Und als er ihr die Lieb' gestand
Auf der Bank, die nicht lang
Im Gebüsch mittenmang —
Sah forschend sie ihm ins Gesicht
Auf der Bank, die nicht lang
Im Gebüsch mittenmang.
Er aber sprach: „Mein liebes Kind, “
Auf der Bank, die nicht lang
Im Gebüsch mittenmang
„Was ich dir sagt', glaubst du wohl nicht?“
Auf der Bank, die nicht lang
Im Gebüsch mittenmang!

Mit dem ganzen Gedicht will ich Sie natürlich nicht elenden, gnädiges Fräulein, denn das ist

endlos und jeder halbwegs dichterisch veranlagte Jüngling kann sich für seine Privatzwecke noch zwei Enden hinzudichten. Aber soviel wird auch Ihnen aus dieser märchenhaft schönen Geistes-schöpfung klar geworden sein, ohne die Bank, auf der wir uns nun einander die Liebe gestehen wollen, oder ich Ihnen wenigstens meine Liebe, wenn vorläufig auch nur aufklärenderweise, so gewissermaßen als Patrouillenführer, der mit dem schärfsten Fernglas vor den Augen einmal Umschau hält, wie es in dem Vorgelände Ihres kleinen Herzens denn eigentlich aussieht und ob das Herz selbst bald sturmreif ist — also, gnädiges Fräulein," unterbrach er sich mit einem völligen Umschwung in der Stimme, „wie ist es denn nun mit der Bank, die nicht lang im Gebüsch mittenmang? Woher nehmen wir die Bank und vor allen Dingen das Gebüsch? Ach was, das machen wir ganz einfach," wußte er plötzlich Rat. „Das Gebüsch denken wir uns und zwar noch viel dichter und undurchdringlicher, als die Natur es je hätte wachsen lassen können und die Bank malen wir uns hier auf der Erde unter diesem Maienbaum, der wohl eigentlich eine Birke ist. Auf der lassen wir uns häuslich nieder. Die Bank hält, gnädiges Fräulein, die hält jedes Liebes-geständnis aus, nur dürfen Sie auf die keinen zu

schweren Korb stellen, sonst könnte die vielleicht doch nachgeben. Also wie ist es, gnädiges Fräulein, wenn ich Sie nunmehr feierlichst einladen dürfte, an meiner Seite Platz zu nehmen —“

„Dann würde ich mit Freuden Ihrer Aufforderung Folge leisten,“ stimmte sie ihm fröhlich bei und schon hatten sie sich dicht nebeneinander auf dem weichen Boden unter einem der Bäume niedergelassen, die den Tennisplatz an der einen großen Längsseite beschatteten.

„Gott sei Dank, da sitzen wir, gnädiges Fräulein,“ frohlockte er, „und nun ziehen Sie bitte mal das Gebüsch ganz dicht zusammen. Vier Hände ziehen mehr als zwei, aber passen Sie um Gottes Willen auf, daß Sie sich nicht verletzen. Ich kann nämlich kein Blut sehen, wenigstens nicht an den entzückenden Fingern einer entzückenden jungen Dame, dann habe ich nicht eher wieder Ruhe, bis ich das Blut getrunken und damit die Verblutung der jungen Dame verhindert habe,“ und nun plötzlich ihre linke Hand ergreifend, rief er ihr anscheinend ganz erschrocken zu: „Sehen Sie wohl, gnädiges Fräulein, da sind Sie doch nicht vorsichtig genug gewesen, jetzt bluten Sie schon,“ und ehe sie es verhindern konnte, hatte er ihre Finger an seine Lippen geführt, obgleich sie ihm widersprach: „Aber ich blute doch gar nicht, das

bilden Sie sich nur ein."

„Wirklich?“ stellte er sich erstaunt, „ja wahrhaftig, gnädiges Fräulein, Sie haben recht, aber ich hätte darauf schwören mögen, daß ich ganz deutlich an Ihren hübschen Fingern einen Blutstropfen zu sehen glaubte. Es ist manchmal sonderbar, was man sich alles einbilden kann. Besonders wenn man wie ich, wenn auch nur in Ihrem Interesse, ängstlicher Natur ist und darum, gnädiges Fräulein, damit Ihrer Hand wirklich nichts passiert, lassen Sie die lieber in meiner Rechten liegen.“

„Aber das geht doch nicht,“ widersprach sie halb lachend, halb verlegen, „bedenken Sie nur, wenn das jemand sähe.“

„Haben Sie denn unser Phantasiegebüsch ganz vergessen?“ meinte er vorwurfsvoll, „aber wenn das nach Ihrer Ansicht noch nicht dicht genug ist, ziehen wir einfach noch eine Hecke herum und noch eine. Sehen Sie nur, wie das Zeug wächst und wuchert, bei mir ist es schon so hoch, daß ich gar nicht mehr darüber hinweg sehen kann.“

„Unser Kaiser hat aber bekanntlich einmal, wenn auch in anderem Zusammenhang gesagt: Nicht darüber hinweg, sondern unten durch,“ rief sie ihm zu, ihre Hand nun doch wieder aus der

seinen los machend und diese zur Vorsicht auf ihren Schoß legend.

„Wie Sie befehlen, gnädiges Fräulein,“ meinte er ein klein wenig enttäuscht, bis er schnell seine übermütige Stimmung wiederfand. Ach, er war heute so glücklich, endlich konnte er sich einmal mit Gisa unterhalten, ohne dabei an seinen Freund Kurtel denken, oder den gar selbst aus seinem Munde sprechen lassen zu müssen.

Und seine fröhliche Stimmung übertrug sich auch schnell auf Gisa. Auch die freute sich darauf, ihn nun einmal so kennen zu lernen, wie er war, und das freute sie auch um seiner selbst willen, denn er hatte bisher eigentlich immer so warm für seinen Freund geworben, daß er selbst dabei in den Hintergrund trat, daß es zum großen Teil seine eigene Schuld war, daß sie sich auch in ihren Gedanken viel mehr mit Kurt von Bozendorf als mit ihm beschäftigte, ja, daß sie heute morgen sogar mehr als enttäuscht gewesen war, als der Spazierritt, auf den sie sich sehr gefreut hatte, ein so schnelles Ende fand. Dazu kam, daß sie fest entschlossen war, so nett gegen den Adjutanten ihres Vaters zu sein, wie sie nur immer sein konnte, obgleich sie selbst nicht recht wußte weshalb. Gerade bei ihm brauchte sie sich doch ganz sicher nicht zu entschuldigen, weil sie

es duldeten, daß man sie als heimliche Braut ausgab, obgleich er wohl der einzige war, der fest daran glaubte. Na, deshalb hätte sie ihn erst recht schlecht behandeln können, aber daß sie es nicht tun wollte, glaubte sie Wellhaus schuldig zu sein. Der sollte ihr nicht umsonst das Lob des Freundes in so warmen Tönen gesungen und ihr erst recht nicht umsonst geschildert haben, wie herzlich Kurt von Bozendorf sie liebe. Daß sie ihn wiederliebe, war natürlich ausgeschlossen, aber mit seiner unglücklichen Liebe im Herzen, von der er selbst gar nichts ahnte, tat er ihr leid, denn wenn es schon schlimm ist, unglücklich verliebt zu sein, so ist dieser Zustand sicher erst recht beklagenswert, wenn man von dem gar nichts ahnt. Das und vieles andere hatte sie sich eingeredet und schon weil sie Mitleid mit ihm empfand, wollte sie nett mit ihm sein, natürlich nur deshalb und dann ja auch mit Rücksicht auf Wellhaus. Aber gegen Wellhaus mußte sie auch nett sein, das gestand sie sich nun, je länger sie an seiner Seite, desto mehr ein, denn er war wirklich ein ganz reizender Mensch. Noch nie hatte ein anderer sie auch nur annähernd so gut unterhalten, wie er es tat und noch nie hatte ein anderer in so deutlicher und dabei doch so diskreter Weise um ihre Gunst geworben, wie er

nun. Nicht mit Worten, sondern lediglich durch den Klang seiner Stimme, durch die Betonung, die er seinen anscheinend ganz harmlosen Worten gab, durch den Blick seiner Augen, durch das leise Spiel seiner Hände, die zuweilen wie unbeabsichtigt die ihrigen zu erhaschen versuchten, durch das alles versuchte er ihr immer aufs neue zu beweisen: nur du gefällst mir und ich wäre glücklich, wenn es mir gelingen könnte, deine Liebe zu erringen. Und wie Gisa merkte, daß sie ihm gefiel, so gefiel auch er ihr besser als je. Sogar so gut, daß sie mit einemmal beinahe etwas böse auf ihn wurde. Warum hatte er sich ihr nicht gleich vom ersten Flirttage an in seiner wahren Gestalt gezeigt? Warum hatte er nicht wie heute immer nur an sich gedacht? Dann wüßte sie sicher schon längst, daß auch sie nur ihn liebe, nur ihn allein, dann würden gar nicht erst, wenn auch nur vorübergehend, andere dumme Gedanken in ihr wach werden, ob sie nicht vielleicht doch den Adjutanten noch netter und hübscher fand als Wellhaus. Aber heute war er bei ihr der Hahn im Korbe und das sollte und würde er auch bleiben, wenn er nicht selbst den Erfolg, den er sich jetzt bei ihr holte, dadurch wieder verdarb, daß er über kurz oder lang doch wieder von Bozendorf anging. Aber glücklicherweise schien er wenig-

stens vorläufig nicht daran zu denken. Er sagte ihr immer wieder, wie wohl er sich an ihrer Seite auf der Bank, die nicht lang im Gebüsch mitten-
mang fühle, und er ließ dieses Gebüsch immer dichter und dichter werden, er wollte nichts hören und nichts sehen als nur sie, und da er beides tat, wurde seine Stimmung immer glücklicher und ausgelassener, bis plötzlich über das hohe dichte Gebüsch ein Ton an sein Ohr drang, der ihn zwar nicht verstimzte, aber der ihn trotzdem auch heute wieder etwas sonderbar berührte. Nun kamen diese Töne nochmals zu ihm herüber, und ohne, daß er es selbst wußte, zog sich auf seiner Stirn eine leise Falte des Unmutes zusammen. Was hat er denn nur? dachte Gisa, die keinen Blick von ihm abwandte, während sie mit ihm plauderte. Was hat er denn nur? Sicher denkt er nun doch wieder an den anderen.

Aber das war nicht der Fall. Ihn beschäftigte etwas ganz anderes, das helle Lachen der schönen Frau von Mellenthin, das Gisa schon deshalb nicht auffällig finden konnte, weil sie nichts davon ahnte, wie er sich früher mit Frau Ellen stand. Frau von Mellenthin lachte auch heute wieder so hell, so fröhlich und so glücklich, wie sie es in den letzten Tagen schon oft getan hatte, wenn sie sich mit Baron Griesbach unterhielt, und die-

ses Lachen befremdete ihn. Als er es zum erstenmal von ihr hörte, hatte er seinen Ohren kaum getraut, denn in der ganzen Zeit, da er früher bei ihr im Hause verkehrte, hatte er ein solches freies, herzliches Lachen nie von ihr vernommen. Warum nicht? War sie in ihrer Ehe doch nicht glücklich gewesen, hatte da irgend etwas sie bedrückt und sie verhindert, sich ganz so zu geben, wie sie war, oder hatte sie sich nur ihm gegenüber verstellt, sich vielleicht verstellen müssen, um ihm nicht zu verraten, wie sie in Wahrheit über ihn dachte? Aber wie dem auch immer sein mochte, er fand Frau von Ellen [sic! D. Hrsgb.] in ihrem Wesen verändert, auch schon in ihrem Verhalten ihm gegenüber. Sie war nicht mehr so zurückhaltend, und wenn sie auch nicht den alten Ton vergangener Tage anschlug, so schien sie sich wieder auf sich selbst besonnen zu haben und auch darauf, daß sie ihn seit dem Tode ihres Mannes eigentlich sehr schlecht behandelte. Und da er ihr das anmerkte, war er ein paarmal drauf und dran gewesen, ihr zuzurufen: Gnädige Frau, ich komme heute oder morgen zu Ihnen, da spielen Sie mir etwas vor, und alles ist wieder wie es war. Aber er hatte es im letzten Augenblick dann doch nicht gesagt, einmal, weil er glaubte, das Gisa gegenüber nicht

verantworten zu können, dann aber auch, weil er, wenn er kam, mit Frau Ellen allein sein wollte. Nur für ihn sollte sie spielen, wer aber konnte wissen, ob er jetzt dort nicht Baron Griesbach antreffen würde? Gewiß, an und für sich hatte er gerade gegen diesen neuen Kameraden absolut nichts einzuwenden, aber es gefiel ihm nicht, daß der sich soviel an die schöne Frau heranmachte, während er sich früher doch nur um die kleine Anita kümmerte. Vernachlässigen tat er die zwar heute auch noch nicht, und wenn er mit Frau Ellen sprach, stand Fräulein Anita als Dritte im Bunde sogar meistens dabei, aber trotzdem, irgend etwas gefiel ihm da nicht, wenngleich ihn das alles ja nichts mehr anging. Er wollte nichts von Frau Ellen, sondern nur alles von Fräulein Gisa. Aber seine Gedanken weilten nun bei der ersten, schon weil er nicht begriff, warum die manchmal so herzlich lachte. Entsprang diese Heiterkeit einer scherzhaften Unterhaltung, die Griesbach vielleicht mit ihr und mit Fräulein Anita führte, oder aber — und das bereitete ihm erst recht ein unangenehmes Gefühl — lachte Frau Ellen so oft und so glücklich, weil sie selbst aus irgendeinem Grunde glücklich war? Und wenn, hing das irgendwie mit Griesbach zusammen?

Ohne daß er es selbst bemerkte, wurde die

Falte auf seiner Stirn tiefer und tiefer, seine Unterhaltung fing an, langsamer zu fließen, ja, sie drohte, ganz zu verstummen. Das sah Gisa kommen, und alles in ihr lehnte sich dagegen auf. Es war bisher so hübsch gewesen, und sie hatte sogar gehofft, es könne noch hübscher werden, und nun sollte es plötzlich damit vorbei sein? Aber warum denn nur? Und damit Wellhaus sich nun rasch wieder auf sich selbst besänne, legte sie plötzlich leise und verstohlen ihre Hand auf seine Rechte. Warum auch nicht, es sah es ja keiner, und damit es wirklich keiner sähe, ließ sie nun in Gedanken das Gebüsch, das sie beide verbarg, noch um ein paar Meter wachsen. Und als sie das getan hatte, drückte sie sogar leise, ganz leise seine rechte Hand, aber so leise sie es auch tat, er hatte es doch sofort bemerkt und dankte ihr mit einem warmen Blick seiner Augen, die sich nun in die ihrigen versenkten, als wolle er durch diese hindurch bis in den tiefsten Grund ihres Herzens sehen. Dann aber sprang er plötzlich auf und fuhr sich rasch ein paarmal mit der Hand über die hübsche Stirn, um alle dummen Gedanken zu verscheuchen, die dort oben ihr Spiel getrieben hatten, während er ihr zurief: „Nur noch einen Augenblick Geduld, gnädiges Fräulein, dann bin ich wieder der, der ich war. Ich muß mich nur

rasch wieder auf mich selbst besinnen, und zu dem Zweck wäre es das beste —“

Aber anstatt das auszusprechen, sah er sich nun, den Blick nach oben gerichtet, prüfend um, bis er auf einen mittelstarken Ast eines in ihrer Nähe stehenden Baumes deutend fragte: „Was glauben Sie, gnädiges Fräulein, ob der mich halten würde?“

Unwillkürlich bekam es Gisa mit der Angst, sie erriet nicht, daß er sich am liebsten gleich an seine Reckstange gehangen hätte, um alles, was in bedrückte, von sich abzuschütteln. Sie erriet das schon deshalb nicht, weil sie von dieser seiner Angewohnheit nichts wußte, so verstand sie ihn denn unwillkürlich falsch, schon weil sie sich sein sonderbares Benehmen nicht zu erklären vermochte und rief ihm erschrocken zu: „Aber Herr von Wellhaus, ich bitte Sie, was wollen Sie denn nur mit dem Ast? Sie denken doch nicht etwa daran, sich hier vor meinen Augen aufzuhängen?“

„Ich mich aufhängen, gnädiges Fräulein?“ lachte er hell auf. „Erstens hängt man sich überhaupt nicht auf, und zweitens nur dann, wenn alle Stricke reißen. Und ich habe nicht mal einen Strick. Nein, ich möchte etwas ganz anderes, ich werde Ihnen auch gleich zeigen, was, gnädiges Fräulein,“ und ohne sich weiter um ihr verdutztes

Gesicht zu kümmern, entfernte er sich von ihr, suchte den rechten Platz aus, nahm von dort drei Schritte Anlauf, schnellte den Oberkörper in die Höhe und hing gleich darauf mit beiden Händen an dem Ast, der ihm als Reckstange diente, um dort seinen geliebten Riesenschwung auszuführen. Aber das ging nicht, das verhinderten die anderen Zweige, wohl aber erlaubte die Beschaffenheit dieser Reckstange eine andere Übung, die sogenannte Schwungstemme. Mit der ganzen Kraft seines sehnigen Körpers schwang er sich hin und her, um plötzlich die Beine im scharfen rechten Winkel bis zu seinen Füßen an den Ast zu heben, dann aber warf er die Beine blitzschnell wieder zurück und richtete sich unter Benutzung seines Schwunges mit völlig durchgedrückten Armen in die Höhe, so daß der Körper in schnurgerader Haltung dastand, bis er sich nun wieder in den Hang zurückfallen ließ, um die Übung immer und immer zu wiederholen, während er Gisa von oben herab zurief. „Das tut gut, gnädiges Fräulein, das gibt die ewige Seligkeit allen denen, die daran glauben, und ich glaube daran. Passen Sie erst auf, wenn ich wieder unten bin —“

Aber weiter kam er nicht, denn Gisa unterbrach ihn entsetzt: „Kommen Sie nur schnell wieder herunter, Herr von Wellhaus, das kann die-

ser Ast ja nicht aushalten, der muß dabei brechen, hören Sie den nicht, wie der jetzt schon knackt?"

„Das tut jede hölzerne Reckstange,“ meinte er, sie beruhigend. „Im übrigen befürchten Sie nichts, ich höre schon gleich auf. Aller guten Dinge sind in solchem Falle zwölf. Bis sieben habe ich schon gezählt, bleiben also nur noch fünf, und solange wird der Ast mich schon noch tragen.“

Gisa war darüber wesentlich anderer Ansicht, aber da er auf ihre warnende Stimme allein nicht hörte, sah sie sich hilfesuchend um. Wenn doch Kurt von Bozendorf da wäre, dachte sie unwillkürlich, der würde Wellhaus schon zur Vernunft bringen, aber da er nicht da war, wollte sie sich an Baron Griesbach oder sonst jemanden wenden, damit der Wellhaus durch seinen Zuruf zum Aufhören bewege. Doch das erwies sich nicht als nötig, denn alle waren jetzt auf Wellhaus' Turnerei aufmerksam geworden und drängten sich neugierig herbei, teils um zu erfahren, warum er sich an den Ast gehängt habe, dann aber auch, weil sie felsenfest davon überzeugt waren, daß die Geschichte unmöglich gut ablaufen könne. Na, und wenn ein Unglück geschah, wollten sie wenigstens dabei gewesen sein, um aus eigenem Augenschein wahrheitsgemäß berichten

zu können, wie entsetzlich es gewesen wäre, denn so sind die Menschen ja nun einmal.

Alle eilten herbei, aber nur einer von ihnen erhob ebenso wie Gisa seine warnende Stimme. Das war Hans Erich, der bisher unter dem Schutz und unter der Aufsicht von Frau Ellen mit der kleinen Anita geflirtet und beide, namentlich aber Frau Ellen so oft zum Lachen gebracht hatte, daß er sich selbst dadurch in der frohesten Stimmung befand, denn gegen Frau Ellen konnte er nach seiner ehrlichsten Überzeugung gar nicht nett genug sein, schon weil die es übernommen hatte, ihn zu verheiraten. Und so meinte er denn jetzt fröhlich und übermütig. „Wellhaus, verehrter Freund und Turngenosse, machen Sie keine Dummheiten, klettern Sie herunter vom Gerüst, ehe es zu spät ist und bevor Sie uns allen auf den Kopf gefallen sind. Der meinige hielt es zur Not zwar aus, aber die Damenhüte, ich meine die Damenköpfe, sind aus weniger dickem Stroh geflochten, und denken Sie auch etwas an Ihren eigenen Schädel.“

„Nur keine blasse Furcht,“ rief Wellhaus zurück, „jetzt nur noch einen Schwung, den letzten, aber auch den schönsten, und dann ist Schluß der Vorstellung.“

Aber dieser Schluß wurde wesentlich anders,

als er den sich gedacht hatte. Obgleich frei von jeder Eitelkeit, schmeichelte es ihm nun doch, soviel Zuschauer bei seiner Turnübung zu haben. Er wollte den verehrten Herrschaften einmal zeigen, was er konnte, ganz besonders aber sollte Fräulein Gisa das sehen, einmal, damit sie seine Kräfte bewundere und sich um deren willen vielleicht erst recht in ihn verliebe, obgleich er sich selbst eingestand, daß ihr das letztere nicht ähnlich sähe, aber gleichviel warum sie ihn bewunderte, wenn sie es nur tat und dann zu Hause ihrem Vater von seinen Künsten erzählte. Vielleicht, vielleicht, daß dann doch — und während er seinen sehnigen, muskulösen Körper hin und her schwang, daß der Ast ächzte und stöhnte, träumte er mit wachenden Augen von einem großen Gebäude in Berlin, über dessen Eingangstür zu lesen stand: „Königlich preußische Militärturn-Anstalt“. Dorthin will ich mit dir . O du Geliebte, ziehen, hätte er Gisa jetzt am liebsten vorgesungen, aber er kam nicht dazu, denn gerade, als sein Schwung am schönsten war und den Höhepunkt erreicht hatte, gab es einen lauten Knacks. Der Ast, der Wellhaus bis zu diesem Augenblick als Reckstange gedient hatte, war mitten durchgebrochen, und mit den Trümmern dieses Astes, diese aber fest umklammernd, als

wolle er sich im Sturz noch an denen festhalten, flog er auf den glücklicherweise weichen Erdboden, aber er fiel trotzdem mit solcher Gewalt, daß er fühlte, wie ihm sämtliche Rippen im Leibe knackten, und daß er sich im stillen sagte: „So, nun bist du tot, das überlebst du nicht.“ Und das fand er im höchsten Grade bedauerlich, denn wenn er ja auch wußte, daß kein Leben ewig währet, und daß die Götter den früh zu sich nehmen, den sie lieb haben, so lag ihm an dieser Bevorzugung seitens der Götter gar nichts. Im Gegenteil, je länger die es vergaßen, ihn aus diesem Jammertal abzurufen, desto lieber sollte es ihm sein, besonders, wenn Gisa erst seine Frau geworden war.

Das schoß ihm blitzschnell durch den Kopf, obgleich auch der mehr als unsanft auf den Boden aufgeschlagen war, dann aber fragte er sich plötzlich: Ja, aber warum schreit Gisa denn nicht auf? Die hätte doch bei meinem Sturz als Erste den berühmten Schrei des Entsetzens von sich geben müssen, und aus der Größe dieses Schreies hätte ich ermessen können, ob und wie sie mich liebt. Warum schreit sie da also nicht? Und warum tun es auch nicht die anderen? So etwas gehört sich nun doch mal und ganz besonders in einem solchen Falle, oder sollte das Entsetzen

alle lähmen, weil sie sich einbilden, ich wäre tot? Na, meinerwegen, da bleibe ich ruhig weiter liegen, ohne mich zu rühren, und warte ab, wie sich die Klagegesänge an meinem Grabe entwickeln, einmal werden die schon anfangen.

Aber ganz so schnell, wie Wellhaus es erwartete, ging es doch nicht, denn nicht nur die jungen Damen, sondern auch die Kameraden waren starr vor Entsetzen. Die waren so starr, daß sie nicht einmal zu sprechen vermochten. Mit einem solchen Krach und mit einer solchen Wucht hatten sie noch nie einen Menschen vom Baume herunterfallen sehen, und es unterlag für sie keinem Zweifel, Wellhaus war tot. Der mußte sich seine Glieder zu Brei geschlagen haben, und in dieser Annahme wurden sie dadurch bestärkt, daß er regungslos dalag. Selbst die Blätter und die kleinen Zweige des abgebrochenen Astes, die jetzt auf ihm lagen und sein Gesicht bedeckten, rührten sich nicht. Das Ganze sah aus, als habe man einen Toten absichtlich verhüllt, um seinen entsetzlichen Anblick den Augen der Herumstehenden zu entziehen.

Tiefes ergriffenes Schweigen herrschte, und in dieses hinein erklang nun plötzlich eine Stimme: „Aber Herr Leutnant Camburg, stehen Sie doch nicht so unglücklich da, als wären Sie

selbst vom Baume gefallen."

„Erlauben Sie mal, gnädiges Fräulein," verteidigte Camburg sich, „wenn ich selbst heruntergefallen wäre, würde ich ganz bestimmt hier nicht neben Ihnen stehen, sondern totsicher auch dort drüben liegen."

Da hat er recht, stimmte Wellhaus ihm im stillen bei, aber daß gerade die Lieselotte deinetwegen als erste den Mund aufmacht, das hättest du nicht erwartet, und das hast du eigentlich nicht um sie verdient. Aber daß sie die Gelegenheit benutzte, Camburg etwas auf den Hut zu geben, ist ein gutes Zeichen, sie fängt schon damit an, sich den langsam für die Ehe zu erziehen. Und nun bin ich begierig, wer das nächste Klageweib ist.

Das hieß Frau von Mellenthin, die sich nun mit halblauter Stimme an die Allgemeinheit wendend fragte: „Glauben Sie wirklich, daß Herr von Wellhaus tot ist? Das kann und darf nicht sein. Mein Gott, so jung und schon so früh sterben zu müssen! Ich kann es nicht fassen, und nur ein Glück, daß mein guter Mann das nicht erlebt hat."

Wenn Männer tot sind, dann sind sie immer gut, manchmal sogar Engel gewesen, dachte Wellhaus, solange die aber leben, denken die Frauen über den Punkt meistens wesentlich anders. Im

übrigen aber, schöne Frau, wäre es mir lieber gewesen wenn Sie gesagt hätten: „wie entsetzlich, daß ich das erleben muß!“ Und er hätte sich im Zusammenhang damit noch manches andere gesagt, wenn nicht plötzlich Fräulein Anitas Stimme mehr als ungeduldig gerufen hätte: „Aber meine Herrschaften, das geht doch nicht, daß wir Herrn von Wellhaus einfach liegen lassen, ohne ihm zur Hilfe zu kommen, was soll er nur von uns denken?“

„Wenn er tot ist, sicher sehr wenig, gnädiges Fräulein,“ warf Hans Erich ein, „und wenn er wider alles Erwarten noch leben sollte, denkt er wenigstens vorläufig auch nichts, denn einen Schädel, der nach einem solchen Sturz noch denken könnte, gibt es gar nicht, meiner könnte es ganz bestimmt nicht.“

„Auf den kommt es im Augenblick auch nicht an,“ schalt Anita erregt, und sich an die Herumstehenden wendend, rief sie denen zu: „Wer hilft mir? Denn ich glaube nicht daran, daß er tot ist.“

Und da die kleine Anita das nicht glaubte, glaubten es die anderen plötzlich auch nicht mehr. Der Bann war von ihnen gewichen, und sie stürzten sich auf Wellhaus, um sich davon zu überzeugen, ob er noch lebe.

Der aber hielt absichtlich, soweit er es nur

konnte, den Atem an, und erst recht hielt er, um sich einen Scherz zu machen und um den anderen die Kraft seiner Muskeln zu zeigen, mit beiden Händen den Ast fest, den die anderen nun aus seinen Händen zu entfernen versuchten. „Immer zieht nur,“ dachte er, über ihre vergeblichen Anstrengungen belustigt, „immer zieht.“

Und die zogen und zogen, ohne es in ihrem Eifer zu bemerken, daß sie ihn selbst längst mit dem Ast hätten in die Höhe ziehen müssen, wenn er sie nicht zu sich herangezogen hätte, bis Hans Erich, der sich am meisten angestrengt hatte, ausrief: „Das geht nicht mit rechten Dingen zu, Herrschaften, dafür, daß es uns nicht gelingt, den Ast aus seinen Händen frei zu bekommen, gibt es nur eine Erklärung, die Hände sind schon steif von der Totenstarre.“

Es hätte nicht viel gefehlt, und Wellhaus hätte hell aufgelacht, bei den anderen aber rief das Wort nun endlich den Schrei des Entsetzens hervor, auf den er bisher vergebens gewartet hatte. Es war nur ein einziger Schrei, der sich da gleichzeitig den Kehlen aller Damen entrang, und das tat Wellhaus sehr leid, denn so scharf er auch hinhörte, er konnte doch nicht feststellen, ob Fräulein Gisa mitschrie, und gerade an ihrem Schrei war ihm gelegen.

Die Totenstarre! Aber nein, das konnte und durfte nicht sein, darüber waren sich alle einig, und mit einemmal stand es bei ihnen fest, selbst wenn er tot war, mußte er so oder so dem Leben wieder zurückgegeben werden. Gewiß, unter ihnen war kein Heiland, der ihm einfach die Hand auf das Haupt legte und ihm zurief: „Stehe auf und wandle!“ Aber trotzdem mußten sie ihn wieder lebendig machen, ganz besonders, wenn er noch nicht tot sein sollte. Wie aber konnten sie das nur feststellen? „Halt, ich hab's“ erklang da Hans Erichs Stimme, „jeder Mensch hat wenigstens eine Stelle, an der er kitzelig ist, ich habe deren sogar zwei.“

„Dann seien Sie froh,“ fiel Anita ihm in das Wort, „aber mit Ihrem Vorschlag ist uns nicht geholfen, denn erstens wissen Sie gar nicht, ob auch Herr von Wellhaus kitzelig ist, und zweitens wissen Sie doch nicht, wo er es ist.“

„Unter der linken Fußsohle, aber auch nur dann, wenn ich keinen Strumpf anhabe,“ hätte Wellhaus ihr beinahe zugerufen.

„Nein, wenn Sie nichts besseres wissen, Herr Baron,“ meinten nun auch die anderen jungen Damen, „dann müssen wir schon etwas anderes zu finden versuchen.“

Und mit einemmal mußten sie das auch

gefunden haben, denn jetzt ertönte von aller Lippen der Ruf: „Siegelack, Siegelack, Siegelack,“ daß es sich anhörte, als wenn auf der Bühne der Chor der Rache dumpfe Verwünschungen vor sich hinmurmelt, fortwährend „Rhabarber, Rhabarber, Rhabarber“ sagt.

„Siegelack, Siegelack, Siegelack,“ ging der Ruf weiter, und der drang nun auch an Gisas Ohren. Die hatte bis zu diesem Augenblick abseits von den anderen völlig erstarrt dagestanden. Als sie Wellhaus aus der Höhe herab zu Boden stürzen sah, hatte sie sich mit aller Gewalt beherrschen müssen, um nicht laut aufzuschreien, und ihr erster Gedanke war gewesen, auf ihn zuzueilen und ihm zu helfen. Aber beides hatte sie unterlassen, weil ihr die Füße den Dienst versagten. Sie konnte sich einfach nicht rühren, so hatte sie das Entsetzen bei dem Gedanken gepackt: er ist tot, gerade jetzt, als er dir endlich seine Liebe gestand und als auch du fühltest, daß du ihn liebst, nur ihn und nicht den anderen. Dann aber hatte sie sich geschämt, daß sie in diesem Augenblick überhaupt an Kurt von Bozendorf denken konnte, und wieder hatte sie auf Wellhaus zueilen und sich über den beugen wollen, um den Kopf des Toten oder des Sterbenden in ihren Schoß zu betten, wie es immer so

schön in den Leihbibliotheksromanen heißt, obgleich profane Leser neben solchen Stellen meist die geistreiche Bemerkung zu machen pflegten: „So'n Quatsch!“ Gisa begriff sich selbst nicht, wie kam sie nur angesichts seines Todes auf Leihbibliotheksromane, und warum eilte sie nicht zu ihm? Aber darauf fand sie endlich die Antwort: Weil ihr ihre Liebe zu Wellhaus zu heilig war, die wollte und durfte sie den anderen nicht zeigen, die mußte sie für immer in ihrem Herzen verborgen tragen. Niemals durfte jemand etwas davon erfahren, was Wellhaus ihr war und was er ihr erst geworden wäre, wenn — wenn. Ach, warum hatte er sich auch nur an diesen Ast hängen müssen? Was war nur plötzlich in ihn gefahren, daß er seine Turnkünste zum besten gab? Sie begriff weder das eine noch das andere, Sie vermochte keinen klaren Gedanken zu fassen, in ihrem Gehirn hämmerte und pochte es, als sollten ihr die Schläfen springen, und in diesen Gemütszustand hinein klang nun plötzlich der Ruf, der sie wieder zur Besinnung brachte, der Ruf: „Siegel-lack, Siegel-lack, Siegel-lack!“

Gisa fuhr sich mit der Hand über die heiße Stirn und sah sich wie aus einem Traum erwachend um. Was sollte das Wort, das da immer wieder ertönte? Waren denn alle verrückt gewor-

den? Und jetzt standen die sogar vor ihr, lebhaft gestikulierend und durcheinander sprechend, bis Hans Erich sich endlich mit der Frage an sie wandte: „Nicht wahr, gnädiges Fräulein, Sie haben wohl auch nicht zufällig eine Stange Siegellack bei sich?“

Das klang so töricht, daß Gisa trotz allem, was sie bedrückte, unwillkürlich vor sich hin lachte, schon weil sie bei dieser Frage an das geistreiche Zeitalter zurückdenken mußte, in dem die klügsten und die dümmsten Menschen nicht aneinander vorbeigehen konnten, ohne sich nicht gegenseitig zu fragen: „Haben Sie vielleicht zufällig etwas feuchten Lehm bei sich?“

Genau so intelligent klangen Hans Erichs Worte, und ihr lag die Gegenfrage auf den Lippen: Was soll denn nur der Siegellack, wozu soll der plötzlich gebraucht werden? Hat das irgendwie etwas mit Herrn von Wellhaus zu tun? Aber sie kam nicht dazu, das auszusprechen, denn als die anderen merkten, daß sie auch bei Gisa nicht fanden, was sie suchten, erklang plötzlich Fräulein Anitas helle scharfe Stimme: „Dort drüben in dem Hause finden wir bestimmt, was wir brauchen, ich laufe rasch hin, wer folgt mir?“

„Ich gnädiges Fräulein,“ gab Hans Erich zur Antwort, „ich laufe mit Ihnen, und wenn ich Sie

einhole —“

„Dann bekommen Sie noch lange keine Chaiselonguedecke, wenigstens keine lange,“ neckte sie ihn halblaut, dann aber lief sie davon, hinter ihr lief Hans Erich, und diesem folgten die anderen. Nicht, als ob dieses Laufen aller irgendwelchen Zweck gehabt hätte, das, was gebraucht wurde, konnte einer allein holen, aber da sie bisher so tatenlos dagestanden hatten, wollten sie sich nun wenigstens in corpore an dem Rettungswerk beteiligen. Und das schien auch gelingen zu sollen, denn als die kleine Anita, die selbst Hans Erich nicht einzuholen vermocht hatte, aus dem Hause wieder herauskam, schwang sie triumphierend über ihrem Kopfe eine ganz neue und ganz lange Stange Siegellack, und so stolz sah sie sich um, als schwinde sie in der Rechten zum mindesten den Skalp eines erschlagenen Feindes. Dann aber setzte sie sich erneut an die Spitze der wilden Jagd, und eilte den anderen voraus zu der Stelle zurück, auf der Wellhaus immer noch regungslos dalag, nur daß er inzwischen seine Lage ein klein wenig verändert hatte. Anstatt auf dem Rücken, lag er auf dem Bauch, während er zugleich über den unteren Hinterkopf, der sich an den Rücken anschloß, den Ast mit den schützenden Zweigen ausgebreitet und über den wirk-

lichen Hinterkopf seine Mütze tief heruntergezogen hatte.

Starr, fassungslos sahen alle auf diesen Anblick, der sich ihnen da bot. Der Tote, oder wenigstens der Scheintote, hatte sich auf die andere Seite gelegt. Wie war das nur möglich? Tiefes Schweigen hielt abermals alle gefangen, und in dieses hinein erklangen nun aus Hans Erichs Munde die schönen Dichterworte: „Da hat das kleine Pferd sich einfach umgekehrt und hat mit seinem Stert die Fliegen abgewehrt!“

„Aber Herr Baron,“ lachte Anita hell auf, „wer wird denn wohl in Damengesellschaft von einem Stert sprechen, und außerdem weiß ich persönlich gar nicht, was das ist.“

„Ich hätte ja auch einen gebildeteren Ausdruck wählen können,“ verteidigte Hans Erich sich, der einen etwas roten Kopf bekommen hatte, „aber Pferd und Stert reimt sich nun einmal, wobei ich natürlich erklärend hinzusetzen möchte, daß Wellhaus uns selbstverständlich nicht als Fliegen betrachtet, die er abwehren wollte. Aber die Tatsache, daß er sich umgewendet hat, liegt zweifellos vor.“

„Natürlich habe ich mich umgedreht,“ erklang da zum allgemeinen Erstaunen und Erschrecken Wellhaus' Stimme, während er sich nun

abermals langsam unter den schützenden Zweigen umdrehte und sich langsam aufrichtete. „Natürlich habe ich mich umgedreht, verehrte Herrschaften, denn wenn ich auch keine Medizin studierte, soviel weiß ich doch, daß man in früheren Zeiten einem Verstorbenen heißen Siegelack auf die Stirn tröpfelte, um sich davon zu überzeugen, ob man ihn wirklich beerben könne, oder ob er in der Hinsicht dadurch, daß er sich nur tot anstellte, falsche, trügerische Hoffnungen erweckte? Nicht wahr, auch Sie haben mich versiegeln wollen, und da hielt ich es für besser, Ihnen für diese Siegelei meine etwas weniger empfindliche Rückenseite zuzukehren, denn ich rechnete mit der Möglichkeit, daß ich bis zu Ihrer Rückkehr vor Schwäche etwas eingeschlafen wäre. Offen gestanden, meine sehr verehrten Herrschaften, mir geht es nicht besonders, mir ist verdammt dammlig zumute, und wenn mir einer von Ihnen seine hilfreiche Hand reichen möchte —“

Das taten sie nun alle, die um ihn herumstanden, die Kameraden und die jungen Mädchen, und unter den letzteren in erster Linie Gisa, die sich wieder auf sich selbst besonnen hatte und zu den übrigen getreten war. Soviel Hände sah er plötzlich vor sich, daß er gar nicht wußte, welche

er ergreifen solle, bis diese Hände sich nun seiner Hände, seiner Arme und seines Oberkörpers bemächtigten, um ihn hoch zu heben, bis er ihnen zurief: „Meine Herrschaften, verbindlichsten Dank. Soweit wäre ich nun wieder, nun aber wollen wir den Zwischenfall als erledigt betrachten und reumütig zu dem Tennis zurückkehren. Allerdings, ob ich selbst die Bälle werde schlagen können, das kommt auf den Versuch an.“ Und als er dann mit Gisa, die er gebeten hatte, seine Partnerin zu sein, den Versuch machte, mißglückte der vollständig: „Seien Sie mir nicht böse, gnädiges Fräulein, und vergessen Sie bitte erst recht nichts von dem, was ich Ihnen heute sagte, als wir vorhin auf der Bank, die nicht lang im Gebüsch mittenlang saßen. Es war dort sehr schön, wenigstens für mich und hoffentlich auch ein klein wenig für Sie, gnädiges Fräulein, aber trotzdem, wenn ich ein junges Mädchen wäre, würde ich offen und ehrlich erklären: ich habe augenblicklich einen Migräneanfall, ich muß nach Hause und mich etwas hinlegen, morgen ist dann hoffentlich alles wieder in Ordnung.“

„Ja, ich glaube, es ist wirklich das beste, Herr von Wellhaus, wenn Sie nach Hause gehen,“ stimmte Gisa ihm bei, nicht nur, weil er wirklich erschreckend elend aussah und weil sie ihm an-

merkte, daß er sich kaum aufrecht erhielt, sondern auch, weil sie allein sein wollte mit ihren Gedanken, die sich mit ihm und ganz gegen ihren Willen nun auch mit jenem anderen beschäftigten, der nach ihrer Ansicht schuld daran war, daß Wellhaus nun so vor ihr stand, denn ohne Bozendorf wäre der doch sicher nie auf den Gedanken gekommen, sich an den Baum zu hängen, um dort zu turnen. Je eher sie mit sich allein war, desto besser. So redete sie Wellhaus erneut zu, sich nach Haus zu begeben, als dieser damit immer noch zögerte, weil er im stillen befürchtete, namentlich Gisa könne ihm diesen frühzeitigen Aufbruch als ein Zeichen männlicher Schwäche auslegen. Aber schließlich sah er ein, es blieb ihm nichts weiter übrig, als ihren Rat zu befolgen. So verabschiedete er sich denn von ihr mit herzlichen Worten, während er zugleich der Hoffnung Ausdruck gab, mit dem Flirten morgen dort fortzufahren zu können, wo er heute stehengeblieben sei, bis er schließlich sagte: „Und nun werde ich mich heimlich drücken, gnädiges Fräulein. Schon damit nicht etwa einer auf den Gedanken käme, mich begleiten zu wollen, das wäre mir gräßlich. Bis zu der elektrischen Bahn werde ich schon noch kommen und dann bin ich gerettet.“

Aber als er sich gleich darauf auf den Weg

machte, während Gisa ihm besorgt nachsah, kam er doch nicht soweit, wie er hoffte. Das Gehen wurde ihm verdammt sauer, alles in seinem Körper tat ihm weh, die Füße und die Beine waren ihm so schwer, als trüge er an ihnen die Bleigewichte eines Tauchers. Und nun erst sein Kopf! In dem summte und brummte es, vor seinen Augen fing es an zu flimmern und zu tanzen. Erst tanzte Fräulein Gisa, dann die kleine Anita, dann Lieselotte, zuletzt fing auch noch Frau Ellen zu tanzen an, und ob er wollte oder nicht, er mußte mittanzen, wenn auch nur in Gedanken. Alles drehte sich mit ihm im Kreise, und zwischendurch hörte er fortwährend den Ruf: „Siegellack, Siegellack, Siegellack!“ Dann aber hörte er mit einemmal gar nichts mehr, nicht einmal den einstimmigen Ruf, der aus dem Munde aller, die ihm heimlich und verstohlen nachblickten, ertönte, denn er selbst war der einzige, der nichts davon merkte, daß er plötzlich der Länge nach ohnmächtig auf dem Boden lag.

Es war vierzehn Tage später. Leutnant Wellhaus lag immer noch, wenn er sich auch bereits schon auf dem Wege der Besserung befand, mit einer Gehirnerschütterung in dem Garnisonlazarett, in das er in einem rasch herbeitelephonierten Krankenwagen von dem Tennisplatz aus

gebracht worden war. Aber darüber waren sich nicht nur die Kameraden des Regiments, sondern auch die jungen Damen einig, auch Hans Eric Baron von Griesbach mußte sich bei dem Sturz, den Wellhaus tat, so oder so eine Gehirnverrenkung zugezogen haben, wenngleich die nicht sofort an jenem Tage, sondern erst zweiundsiebzig Stunden später zum Ausbruch kam. Was in Hans Erich vorgegangen war, das wußte kein Mensch, schon weil er sich darüber nicht aussprach und auf jede Frage die Antwort schuldig blieb. Aber das konstatierten alle fortwährend aufs neue, der war nicht wiederzuerkennen, auch äußerlich kaum. Unter seinen Augen, die sonst lustig und fröhlich in die Welt blickten, lagen tiefe, dunkle Schatten, der Ausdruck seiner Züge war schärfer und kantiger geworden, um seinen Mund zeigten sich Falten, so daß er den Eindruck eines Menschen hervorrief, der plötzlich durch eine traurige Erfahrung, die er gemacht, um Jahre gealtert sei. Auch in seinem Wesen war er ein ganz anderer. Er war still und schweigsam, er beteiligte sich kaum noch an der allgemeinen Unterhaltung und wenn doch, geschah es nur mit wenigen kurzen Worten, denen man es anmerkte, wie schwer und wie widerwillig sie ihm über die Lippen kamen. Sein Lachen aber war

ganz verstummt. Es unterlag keinem Zweifel, irgend etwas Schweres mußte ihn bedrücken. Nur ein Glück, daß er wenigstens noch regelmäßig zu dem Tennisplatz hinausging, da würde die kleine Anita ihn mit der Zeit schon wieder zur Vernunft bringen. Wenn überhaupt eine, dann würde die imstande sein, die Wunden, die Gott weiß wer ihm schlug, bald wieder zu heilen. Das war nicht nur die Ansicht der Kameraden. Was die glaubten, das glaubte und hoffte die kleine Anita erst recht, denn die war auf den Tod erschrocken, als sie die Veränderung bemerkte, die mit Hans Erich vorgegangen war, und die noch plötzlicher kam, als der berühmte Blitz aus heiterem Himmel. Wie immer hatte sie sich eines Nachmittags lustig und übermütig mit ihm unterhalten. Sie hatte ihn in harmloser Weise weiter geneckt und ihm lachend erklärt, daß sie nun aber wirklich bald hinter seine Schliche in der alten Garnison kommen würde, sie hatte ihm vorgelogen, sie habe in der Hinsicht einen neuen Brief von der Tante bekommen, der sie zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, und da war ihr, dessen erinnerte sie sich genau, während des Sprechens plötzlich eine Haarspange losgegangen, die zu Boden fiel. Galant hatte Hans Erich sie aufgehoben und um Erlaubnis gebeten, ihr die selbst

wieder in das Haar einstecken zu dürfen. Wenn auch ein klein wenig zögernd, hatte sie ihm das erlaubt, und als er dann endlich, endlich die Spange wieder befestigt hatte, was solange dauerte, daß sie gar nicht begriff, wie er sich dabei ungeschickt anstellen könne, und als er sich ihr wieder zuwandte, da war das Unglück geschehen, da war er ein anderer gewesen, ein so anderer, daß sie sich mit Gewalt beherrschen mußte, um ihn nicht zu fragen, was er denn nur habe. Und sie fragte auch schon deshalb nicht, weil sie es wenigstens im Augenblick zu wissen glaubte. Er mußte ihr die Bemerkung übel genommen haben, daß sie nun bald die Wahrheit über ihn erführe, und er mußte Furcht davor empfinden, daß die gerade ihr bekannt werden solle. Das schmeichelte ihr auf der einen Seite natürlich sehr, weil sie daraus aufs neue zu ersehen glaubte, wieviel ihm daran gelegen war, daß gerade sie gut über ihn dachte, aber der Schrecken über sein entstelltes, entsetztes Gesicht erfaßte sie so, daß sie sich sagte: Du mußt ihn sofort wieder versöhnen, deshalb mußt du ihm gleich bekennen, daß alles, was du ihm bisher sagtest, um ihn zu einem freiwilligen Geständnis zu bringen, nur ein Scherz war. Du mußt ihm eingestehen, daß du gar keine Tante hast, die geheimnisvolle Beziehungen besitzt, und so

schwer es dir auch fällt, mußt du dich lachenden Mundes schon jetzt für besiegt erklären und ihm, wenn es auch nicht der Wahrheit entspricht, eingestehen, daß du das hättest vorauskommen sehen und daß du schon lange an der Chaiselonguedecke für ihn arbeitest.

Das tat sie denn auch. Lachend und übermütig, ein klein wenig scheltend, ein klein wenig ironisch hielt sie ihm eine Strafredede, daß er sich so von ihr habe in das Boxhorn jagen lassen, aber wenn er auch eigentlich der Schuldige sei, sie wolle sich trotzdem besser und nie wieder auf das alte Thema zurückkommen, wenn er nicht mehr böse sein wolle. Sie bat mit schmeichelnder, girrender Stimme und mit einem Augenaufschlag, der so raffiniert kokett war, daß er völlig natürlich aussah, und ihre Bemühungen waren auch nicht ganz vergebens. Hans Erich versprach ihr, die schwarze Wolke, die sich da plötzlich über sein Gesicht und über sein Gehirn gelegt habe, schleunigst wieder zu verscheuchen, aber es blieb bei dem Versprechen, nicht nur an dem ersten, sondern auch an den folgenden Tagen, und sie wußte nicht, lag das bei ihm an seinem etwa nicht vorhandenen guten Willen, oder an seinem etwaigen Nichtkönnen. Aber gleichviel, ihr ging die Veränderung, die da mit ihm geschehen war,

sehr nahe, einmal seinetwegen, denn er tat ihr aufrichtig leid, dann aber auch um ihrer selbst willen. Jetzt, da er ihr nicht mehr annähernd so stark wie bisher und in anderer Art den Hof machte, wurde ihr erst klar, daß und wie sehr ihr Interesse für ihn erwacht war, ja, jetzt merkte sie erst, wie sehr sie ihn liebe, so sehr, daß sie selbst davon ganz überrascht war. Und nicht zuletzt, was würden die anderen sagen, wenn er sich eines Tages ganz von ihr abwandte und sich womöglich mit einer anderen verlobte? Die Schmach durfte er ihr nicht antun, das hatte sie nicht um ihn verdient. So nett wie gegen ihn war sie noch nie gegen einen Herrn gewesen, und wenn das nicht den gewünschten Erfolg hatte, war das sicher die Strafe des Himmels dafür, daß sie sich trotz ihrer jungen Jahre schon mit Verlobungsgedanken getragen hatte. Warum war sie sich selbst untreu geworden und hatte an die Liebe gedacht, statt an das Tanzen. Wie schrieb ihr Susetta doch letzthin: „Einen Mann bekommt unsereins immer noch, und je älter und je gereifter wir werden, desto mehr lernen wir die Kunst, uns gerade den Mann einzufangen, den wir haben wollen. Um die ersten Männer, die uns durch die Lappen gehen, brauchen wir nicht zu trauern, wohl aber um die Tänze, die wir in der Jugend

versäumen, denn die bringt uns keine Ewigkeit zurück." Ja, so hatte Susetta, die Kluge, die Hübsche und die Erfahrene geschrieben, aber die hatte gut reden. Die kannte Hans Erich nicht, die war wenigstens nicht in ihn verliebt, und es war sehr die Frage, ob die noch ebenso denken würde, wenn sie nicht Susetta, sondern sie selbst, die arme kleine Anita wäre. Und plötzlich wußte sie es, um darüber näheres zu erfahren, gab es nur eins, sie mußte sich mit Susetta mündlich aussprechen, und mit einemmal empfand sie eine fast unbezwingbare Sehnsucht nach der Freundin. Sie begriff es gar nicht, wie sie es solange ohne die hatte aushalten können, es wurde wirklich die allerhöchste Zeit, daß sie sich einmal wiedersehen. Auch Susetta mußte ähnliches empfinden, das hatte die in ihrem letzten Briefe angedeutet, als sie schrieb: „Schade, daß ich mir Deinen Baron, von dem Du mir soviel vorschwärmst, nicht einmal mit eigenen Augen ansehen kann.“ Nun verstand Anita das Wort „schade“, das hieß auf deutsch: Warum lädst du mich nicht einmal ein? Das holte Anita jetzt rasch nach. Daß die Freundin auch ihrer Mutter willkommen sein würde, wußte sie im voraus, die brauchte sie gar nicht erst um Erlaubnis zu fragen, ob sie sich einen Gast kommen lassen dürfe. So schrieb sie jetzt

mit fliegender Hand an Susetta einen Brief, aber als der nun während des Schreibens zu lang wurde, riß sie ihn durch und schrieb einen zweiten. Aber der wurde auch nicht kürzer, bis sie sich endlich, nachdem sie acht Bogen durchgerissen hatte, zu einem Telegramm entschloß: „Muß Dich in mehrfach brieflich erwähnter Angelegenheit unbedingt baldmöglichst sprechen. Habe auch sonst Sehnsucht nach Dir. Bringe aber bitte alle Deinen hübschen Kleider mit, schon damit ich bei der Gelegenheit einmal wieder von Dir lerne, mich nach der neuesten Mode zu kleiden. Bringe aber auch Zeit mit, denn fürs erste lasse ich Dich nicht wieder fort. Bin davon überzeugt, daß es Dir auch diesmal gut bei uns gefallen wird. Auch die Mutter freut sich sehr auf Dein Kommen und sendet Dir wie ich herzlichste Grüße. Bitte telegraphiere mir gleich, ob und wann ich Dich erwarten darf.“

Erst als Anita ausrechnete, wieviel dieses Telegramm kosten würde, sah sie ein, daß sie sich auch hier vielleicht etwas kürzer hätte fassen können, aber lediglich, um ein paar Groschen zu sparen, nun noch eine neue Depesche aufsetzen? Nein, das fiel ihr nicht ein. So schickte sie die denn ab, und schon ein paar Stunden später hatte sie die Antwort: „Komme übermorgen nachmittag

drei Uhr achtundfünfzig. Freue mich auf das Wiedersehen mit Dir schon deshalb sehr, um Dir meine neuesten, mehr als schicken, fußfreien Röcke zeigen zu können. Mache Dir im übrigen nur keine Gedanken. Verlasse Dich auf mich. Wir werden die Sache, wie mein neuer Vetter, der Marineleutnant, sich ausdrückt, schon in das richtige Lot bringen. Also Kopf hoch und auf frohes Wiedersehen. Beste Grüße auch an Deine liebe Mutter und auch ihr herzlichsten Dank für die freundliche Einladung. In alter Freundschaft, die sich hoffentlich aufs neue bewähren wird, Deine Susetta."

Anita freute sich sehr über dieses Telegramm, aber etwas unvorsichtig fand sie es doch, denn daß der erwähnte Marineleutnant ein neuer Vetter sei, hatte sicher nicht einmal der Telegraphenbeamte geglaubt. Was sollte da ihre Mutter denken, wenn sie der die Depesche zeigte? Na, das durfte sie ganz einfach nicht tun, und zum Glück hatte ihre Mutter, an der sie sonst natürlich mancherlei auszusetzen hatte, wenigstens den Vorzug, nicht neugierig zu sein. Und glücklicherweise war die auch nicht zu Hause, als Susettas Antwort eintraf. So erzählte sie der denn nach ihrer Rückkehr lediglich, Susetta habe ihr telegraphiert, sie käme mit tausend Freuden,

und mit ihrem Kinde freute sich auch die Mutter darüber, denn der war es nicht entgangen, daß ihre kleine Anita irgendwelchen heimlichen Kummer haben müsse, und sie vertrat den sehr vernünftigen Standpunkt, daß die Mutter zwar die beste Freundin ihres Kindes sein sollte, daß aber in gewissen Fällen eine andere Freundin eine noch bessere sei.

Susetta kam, von Anita mit tausend Umarmungen und Küssen begrüßt, und als die sich am nächsten Tage mit Anita auf den Tennisplatz begab, um sich diesen Hans Erich nun endlich einmal aus allernächster Nähe mit eigenen Augen anzusehen, da waren sich alle anwesenden Leutnants mit einem Schlage darüber einig, daß Fräulein Susetta eigentlich nur aus einem reizenden dunkelblonden wuscheligen Lockenkopf, aus ganz großen kugelrunden dunkelbraunen Augen, vor allen Dingen aber aus einem wahnsinnig kurzen, fußfreien Rock bestand. Gewiß, auch hier in der Stadt ging man nach der neuesten Mode gekleidet, aber etwas so Modernes hatte man hier noch nicht gesehen. Allerdings konnten sich Susettas schlanke, aber dabei auffallend schön geformten Beine auch sehen lassen. Und die Ungeniertheit, mit der Susetta ihre Glieder zeigte, trug ihr schon am ersten Tage den Beinamen „Das Bein-

mädchen“ ein, den sie in Zukunft erst recht beihielt, als sie sich auf der Straße mit Röckchen zeigte, die um so kürzer wurden, je schöner das Wetter war. Wenn Susetta es darauf angelegt hatte, hier Eroberungen zu machen, gelang es ihr auch. Ihre mehr als fußfreien Kleider hatten es allen angetan, nur Hans Erich nicht. Als Susetta am ersten Tage auf den Tennisplatz ging, um sich Hans Erich anzusehen und vor allen Dingen, um sich von dem noch näher ansehen zu lassen, da kam er nicht. Die einen sagten, er wäre bei Frau von Mellenthin zum Tee eingeladen, andere erzählten ihrer Freundin Anita, er habe Dienst. Kurz und gut, er erschien nicht, und als er sich am nächsten Nachmittag zeigte und sich ihr vorstellen ließ, da mußte Susetta etwas erleben, was sie auf Grund ihrer reichen Erfahrungen, die sie bisher bei den Männern machte, für völlig unmöglich gehalten hätte: Hans Erich sah ihr nur in das Gesicht, nur in die Augen, bei dem Sprechen zuweilen auch auf den Mund, aber selbst als sie sich miteinander plaudernd auf eine Bank setzten, sah er nicht mit einem Blick auf ihre hübschen Füße und erst recht nicht auf ihre schlanken, wohlgeformten Beine, obgleich sie, um seine Aufmerksamkeit darauf zu lenken, mehr als einmal, so daß er es merken mußte, den Versuch machte, ihren

Rock etwas herunterzuziehen, obgleich sie ganz genau wußte, daß ihr das bei dessen Kürze gar nicht gelingen konnte. Susetta mußte mit bitterer Enttäuschung einsehen, daß sie ihm nicht gefiel, und das schmerzte sie um so mehr, als er wenigstens seinem Äußeren nach den besten Eindruck auf sie machte. Ja, sie gestand es sich sogar ein, daß er ihr noch besser gefiel, als sie es nach Anitas Briefen erwartet hatte. Um sich den einzufangen, würde es sich schon verlohnen, auf diese blödsinnige Walzertänzeri zu verzichten, für die sie in Wahrheit nur deshalb so schwärmte, weil es ihr trotz aller Versuche noch nicht gelungen war, dauernd einen Herrn an sich zu fesseln, denn selbst der neuentdeckte Marinevetter tausendsten Grades dachte nicht daran, wie sie leider sehr bald merken mußte, sie zu seiner ehelichen Gemahlin und zur späteren Mutter ihrer gemeinsamen Kinder zu machen. Deshalb hatte sie sich vorgenommen, sich ihrerseits mit Hans Erich zu verloben, wenn sich das irgendwie machen ließe. Unter dem Vorwande, ihn der Freundin wieder zurückzugewinnen, wollte sie so nett und so kokett wie nur möglich mit ihm sein, und wenn er dabei sein flatterhaftes Herz an sie verlor, war das nur ein neuer Beweis dafür, daß die Männer alle nichts taugten.

Aber als Susetta nun an seiner Seite sitzend das Gespräch auf Anita brachte, wich er ihr in so geschickter Weise aus, daß sie ihm wider Willen das Zeugnis ausstellen mußte, er könne es in der Hinsicht mit jedem Diplomaten aufnehmen. Nicht etwa, als ob er so unhöflich gewesen wäre, gar nicht auf das Thema einzugehen, das sie anschlug, im Gegenteil, er sprach sogar lang und ausführlich darüber, aber als er endlich schwieg, hätte sie, trotzdem sie schon in ihrem eigenen Interesse mehr als gespannt zuhörte, bei dem besten Willen nicht wiederholen können, was er eigentlich gesagt hatte. Es war vieles und doch nichts, nichts und doch vieles. Das gefiel ihr schon deshalb an ihm, weil sie ihm solche Gewandtheit des Ausdruckes gar nicht zugetraut hätte, und daß sie ihn nun plötzlich schon deshalb zum Mann beehrte, weil er klug war, obgleich sie bisher immer den Standpunkt vertrat, daß ein Mann in der Ehe, damit diese wenigstens halbwegs glücklich würde, in geistiger Hinsicht seiner Frau weit unterlegen sein müsse, denn nur dann könne eine Frau in der Ehe mit dem Manne machen, was sie wolle, und das sei für die Frau entschieden viel besser, als wenn mit ihr gemacht werde, was sie nicht wolle.

Je länger Hans Erich sich mit Susetta

unterhielt, desto besser gefiel er ihr, und schon deshalb gab sie die Hoffnung nicht auf, daß auch er eines Tages noch Gefallen an ihr finden würde. Deshalb war sie auch am ersten Abend der Freundin gegenüber mit ihren Äußerungen über Hans Erich mehr als zurückhaltend: „Ich möchte mir heute noch kein abschließendes Urteil über den Baron erlauben, Anita. Er scheint mir ein komplizierter Charakter zu sein, der erst sehr genau studiert sein will. So im Handumdrehen, wie du das vielleicht versucht hast, ist da nichts zu machen. Deshalb habe ich das auch gar nicht für dich getan, damit hätte ich dir mehr geschadet als genutzt, aber laß mich nur machen, ich bleibe ja noch bei dir, ich werde die Sache schon in das richtige Lot bringen, wie mein neuer Marinevetter sagt, und wenn selbst meine Klugheit dir nichts helfen sollte, weißt du, was wir dann machen? Da lade ich dich für den ganzen Winter nach Berlin ein und wir amüsieren uns wie toll. Wir tanzen Abend für Abend, denn wenn ich will, können wir jeden Tag wo anders eingeladen sein. Paß nur auf, wir werden uns herrlich amüsieren und mein neuer Vetter wird dir ebenfalls sehr gefallen. Wenn du willst, trete ich dir den sogar als Vetter ab, denn das ist sein Spezialtalent, selbst unter den unverwandtesten Menschen spä-

testens innerhalb einer Viertelstunde nahe Blutsverwandtschaft entdeckt zu haben. Ein bildhübscher Mensch ist er auch, und wenn er dir wider Erwarten nicht gefallen sollte, sind noch andere sehr hübsche Marineoffiziere zum Reichsmarineamt kommandiert. Von denen suchen wir einen für dich aus. Wir werden schon den richtigen Flirtleutnant für dich finden, denn das dulde ich natürlich unter gar keinen Umständen, daß du im kommenden Winter hier zu Hause sitzt und auf einem alten Kamm Trübsal bläst, falls der Baron sich nicht noch rechtzeitig wieder auf sich selbst und erst recht wieder auf dich besinnen sollte. Du hast dein Schicksal in meine Hände gelegt, da muß ich dir auch so oder so helfen."

In diesem Sinne sprach die schlaue Susetta noch eine ganze Weile auf die kleine Anita ein, und die sah mit so hoffnungsfreudigen Augen in die Berliner Zukunft, daß sie es nun schon bereute, sich in Hans Erich verliebt zu haben, denn mit dem Verloben hätte es immer noch Zeit gehabt. Aber trotzdem, sitzen lassen durfte er sie natürlich nicht, dann war sie vor den anderen blamiert. Allerdings, wenn sie schon bald mit Susetta nach Berlin fuhr, konnte das so aussehen, als sei sie seinem Antrage ausgewichen, und dann war nicht sie, sondern er der blamierte. Das und vieles

andere schoß ihr durch den Kopf, aber das durfte sie nicht einmal ihrer besten Freundin eingestehen, sonst hätte die ihr gesagt: „Aber du Schaf, wenn du so denkst, warum hast du mich da erst kommen lassen?“ Nein, auch Susetta durfte nicht wissen, wie es in ihr aussah, daß sie nun eigentlich selbst nicht recht wußte, was sie wollte, und deshalb bat sie nun mit flehender Stimme: „Alles, was du mir eben erzähltest, Susetta, ist ja sehr schön und verlockend, und ich hoffe ja auch, daß ich mich in Berlin trösten würde, wenn, wenn — aber nicht wahr, du versprichst mir, daß du noch einmal zu ergründen versuchst, was Hans Erich nur gegen mich hat, und ob und weshalb ich jede Hoffnung auf ihn aufgeben soll.“

„Selbstverständlich tue ich das, weshalb wäre ich sonst wohl hier,“ beeilte Susetta sich schon in ihrem eigenen Interesse, die Freundin zu beruhigen. Und sie hielt auch, was sie versprochen, ohne dadurch allerdings klüger zu werden, als sie es war. Nur darüber wurde sie sich einig, entweder hatte sie den Baron geistig überschätzt, und der war in Wirklichkeit nur das, was man so ein dummes Luder nennt, oder er war noch schlauer, klüger und gerissener, als sie es von Anfang an vermutet, denn aus ihm war nicht heraus zu bekommen, wie er über Anita oder über

sie selbst dachte. Alles, was er sagte, war trotz vieler Worte eisiges Schweigen, und so setzte Susetta denn ihrer Freundin Anita eines Tages auseinander, sie solle mehr als froh sein, daß sie den Baron los wäre. Sie selbst habe ja nie so recht begriffen, was Anita eigentlich an dem fände, das sei ihr schon aus den Briefen nicht klar geworden, und nun, nachdem sie den persönlich kennen gelernt habe, müsse sie offen gestehen: „Nein, Anita, das ist kein Mann für uns, das heißt, wenn ich sage für uns, meine ich natürlich für dich, denn mich hätte er noch weniger bekommen als dich, wenn er mich hätte haben wollen. Nein, für einen so stockfischigen Mann hätte ich mich bedankt, und das mußt du erst recht tun, schon weil du ihn dafür strafen mußt, daß er es überhaupt wagte, seine Augen zu dir zu erheben.“

In dieser und ähnlicher Tonart sprach Susetta noch lange auf Anita ein, weniger um der, als um sich selbst jeden Gedanken an den Baron auszureden. Und als ihr das schon deshalb gelungen war, weil ihr ja auch nichts anderes übrig blieb, da dachte Anita nicht mehr an Hans Erich, sondern nur noch an Berlin. Trotzdem hielt sie es aber zuweilen für ihre Pflicht, ein gutes Wort für Hans Erich einzulegen, wenn Susetta gar zu sehr

auf den schalt, aber das machte auf die Freundin keinen Eindruck, die schalt schon aus verletzter Eitelkeit weiter, weil er an ihren fußfreien Rücken und an ihren verführerischsten Stiefeln und Schuhen spurlos vorübergegangen war. Und doch hätte Susetta wesentlich anders gesprochen, wenn sie geahnt hätte, wie es in Wahrheit um Hans Erich bestellt war. Gewiß, die ersten Tage hatte er über Susetta hinweggesehen, da lag ihm die Enttäuschung, die er hatte durchmachen müssen, noch zu sehr in den Gliedern, aber dann fand er sie doch plötzlich sündhaft schön und begehrenswert, seine Sinne erwachten und verlangten nach ihr, aber er bezwang sich mit eiserner Energie und verriet ihr mit keinem Blick, mit keiner Silbe etwas von dem, was in ihm vorging. Nicht aus zarter Rücksicht auf Susetta, o nein, der merkte er es deutlich genug an, wie sie es darauf ablegte, von ihm zu hören, daß sie ihm gefiel. Aber er sprach nicht, weil er sicher zu sein glaubte, daß seine Augen über kurz oder lang bei Susetta eine ähnliche Enttäuschung durchmachen würden, wie seine Nase es bei der kleinen Anita tat. Er traute keinem Mädels mehr. Wer konnte wissen, ob Susetta in Wirklichkeit so schön und verführerisch gewachsen war, wie es den Anschein hatte. Wer konnte wissen, ob nicht

auch da die Kunst der Natur nachhalf. Wer konnte wissen, ob Susettas schlanke wohlgeformten Beine sich auch bei der allergenauesten Untersuchung als solche erwiesen. Gab es nicht künstliche Vorrichtungen, die in den Strümpfen getragen wurden, um Schönheitsfehler zu verbergen? Nein, er traute keinen äußeren Reizen mehr, wenigstens würde er sich nie wieder um eines besonderen Reizes willen in ein junges Mädchen verlieben. Wie hatte er für Anitas Haare geschwärmt! Wie hatten die ihn begeistert! Am liebsten hätte er die sogar täglich geküßt. Und dann an jenem Nachmittag, als er ihr die Spange in das Haar stecken durfte, als er sich an dessen natürlichen Duft berauschen wollte wie ein hungernder Dichter an dem Genuß einer zehnpfündigen getrüffelten Leberwurst, da hatten Anitas Haare ganz anders gerochen als sonst, ja, sie hatten gerochen, anstatt geduftet und er wußte auch wonach, nach Flieder mit Spiritus. Es hätte in jenem Augenblick nicht viel gefehlt und er wäre lang hin geschlagen. Aber die größte Enttäuschung erlebte er erst am nächsten Nachmittag, als er sich maniküren ließ und bei der Gelegenheit das Gespräch gänzlich unauffällig auf die Haare junger Damen brachte. Da lachte die erfahrene Friseurin hell auf und erklärte ihm:

„Aber Herr Baron, daß die Damen oder die jungen Mädchen natürlich-duftende Haare haben, das gibt es nur in den Romanen. In Wirklichkeit kommt das nie vor, oder unter tausend malen höchstens ein einzigesmal und selbst dann wird der Natur ein ganz klein wenig nachgeholfen.“ Da wußte Hans Erich Bescheid und mußte einsehen, daß er an Anita nur ihr völlig unaufdringliches Haarwasser geliebt hatte, das sie nun aus irgend einem Grunde mit einem anderen vertauscht haben mußte. Warum hatte sie ihm das angetan und warum hatte sie, ohne es allerdings zu wissen und erst recht wohl, ohne es zu wollen, ihm natürliche Düfte vorgegaukelt, die sie gar nicht besaß? Darüber kam er nicht hinweg und häufiger als zuvor sagte er sich bei Frau Ellen an, um bei deren Musik wenigstens zu vergessen, was ihn beschäftigte und dankbarst erkannte er es an, daß die mit keiner Silbe danach fragte, was ihn bedrücke. Und weil sie so nett zu ihm war, war er es erst recht gegen sie. Er machte ihr, wenn natürlich auch nur im Scherz, den Hof, er pries ihre Schönheit und ihre Anmut immer aufs neue. Er hörte jetzt andächtig ihrem Spiel zu, ohne daß es ihn die geringste Überwindung kostete. Er wurde nicht müde, sie zu beobachten, wenn sie am Flügel saß und wenn sie ihn im Anschluß daran

zum Abendessen einlud, sagte er nie mehr ab, sondern blieb im heiteren Gespräch bei ihr sitzen, bis sie ihn endlich ermahnte, nach Hause zu gehen, weil er freiwillig wohl nicht gehen würde. Da hatte sie stets recht und weil sie das hatte, lachte er und Frau Ellen lachte auch und in fröhlichster Stimmung trennten sie sich mit einem „hoffentlich auf baldiges Wiedersehen“. Und wenn er dann seine Wohnung aufsuchte, war er immer aufs neue dafür dankbar, daß sie ihn gar nicht mehr fragte, ob ihr Name denn nun endlich in seinem Kußbuch stände. Das hätte er der Wahrheit gemäß verneinen müssen, denn er kam nicht dazu, das bisher Versäumte nachzuholen, weil ihm trotz allen Nachdenkens immer noch nicht der richtige Text für diese Eintragung eingefallen war. Und noch etwas anderes fand er auf dem Nachhausewege an Frau Ellen stets ganz besonders rühmenswert. Wenn er von ihr ging, hatte er nie die Empfindung, bei einer Witwe gewesen zu sein, das schon deshalb nicht, weil sie nie von ihrem ersten Mann sprach. Dafür gab es nach seiner Ansicht zwei Gründe, entweder war sie mit dem Verstorbenen so restlos glücklich gewesen, daß sie dieses Glück selbst dann zu entweihen glaubte, wenn sie mit ihm darüber sprach, oder aber sie war nicht ganz restlos glücklich gewesen

und glaubte, es dem Toten schuldig zu sein, das keinem Dritten einzugestehen. Soviel stand auf jeden Fall für ihn fest: Frau Ellen bildete eine rühmliche Ausnahme unter den Witwen. Er selbst hatte zwar noch nicht allzu viele in seinem Leben kennen gelernt, aber wenn alle Witwen so waren wie Frau Ellen, dann begriff er es überhaupt nicht, daß es noch Witwen auf der Welt gab und mehr als einmal bedauerte er es jetzt, sie nicht wiedergefunden zu haben, bevor sie Witwe wurde.

Frau Ellen war der einzige Lichtblick in seinem jetzigen kummervollen Dasein, nur ein Glück, daß er die in dieser für ihn so schweren Zeit hatte und sich in Gedanken soviel mit ihr beschäftigen konnte. Das gab ihm allmählich seine Ruhe wieder und ließ ihn sogar voller Gleichmut dem großen Ereignis entgegen sehen, das die Kameraden dafür desto lebhafter beschäftigte. Das war die bevorstehende große Felddienstübung. Die hatte schon längst stattfinden sollen, war aber immer bald wieder aus diesem oder aus jenem Grunde verschoben worden. Nun aber sollte die wirklich vor sich gehen und schon weil die so lange hatte auf sich warten lassen, wurden die Kameraden die Befürchtung nicht los, daß die ewig und drei Tage dauern und daß die verdammt

anstrengend werden würde. Wenn es mit der sogenannten Dienstfreudigkeit und den sonstigen Anschauungen über den Dienst vereinbar gewesen wäre, hätten sich am liebsten alle um die Sache gedrückt, aber da sie das nicht konnten, beneideten sie den einzigen, der jenen Tag nicht mitzumachen brauchte. Das war Wellhaus, der immer noch im Lazarett war, nicht als ob er noch an das Bett gefesselt war, sondern weil er immer noch der Ruhe und der Erholung bedurfte. Er selbst sehnte sich natürlich längst wieder in die goldene Freiheit zurück, obgleich man alles tat, was man nur konnte, um ihn zu trösten und zu unterhalten. Die Kameraden besuchten ihn, man schickte ihm Blumen und Süßigkeiten, gute Bücher und gute Zigarren und zwischendurch kam auch manchmal mit den Aufmerksamkeiten, die die Damen und die jungen Mädchen ihm sandten, ein kurzer Brief, der ihn besonders dann erfreute, wenn er von Gisa von Otten kam, obgleich gerade deren Zeilen immer kürzer und kürzer wurden. Heute aber am Tage vor der großen Übung kam zu seiner freudigen Überraschung ein ganz langer Brief von ihr. Aber als er den gelesen und wieder gelesen hatte, war es mit seiner Freude vorbei denn Gisa schrieb ihm:

Mein sehr verehrter
und lieber Herr von Wellhaus!

Lassen Sie mich offen und frei gegen Sie sein, wie Sie es an jenem Tage waren, als Sie um Erlaubnis baten, um meine Gunst werben zu dürfen. Ich erlaubte es Ihnen nach langem Besinnen, weil Sie mir so gut zuredeten, dann aber auch, weil Sie sich damit einverstanden erklärten, daß ich Ihnen ein „Halt, bis hierher und nicht weiter“ zurufen dürfte, wenn ich einsehen sollte, daß Ihre Bemühungen doch nicht den von Ihnen erwünschten Erfolg haben würden. Und wenn ich Ihnen nun heute dieses „Halt“ in aller Freundschaft zurufe, ist es, glaube ich, zum größten Teil Ihre eigene Schuld. Warum haben Sie nicht nur als Rolf von Wellhaus, sondern zugleich als Kurt von Bozendorf um mich gefreut, das letztere noch dazu in einer mich belustigenden und erheitern- den Weise, daß ich dem Kurt von Bozendorf sehr bald lieber zuhörte, als dem Rolf von Wellhaus und daß ich zu Hause oft wirklich nicht wußte, welches Kleid ich für den Flirt anziehen sollte, um den einen auf die Kosten des anderen nicht zu sehr zu betrüben oder zu erfreuen, was in diesem Falle dasselbe bedeutete. Nur einmal habe ich mich für sie beide angezogen, das letztemal als wir uns sahen und ich will es Ihnen offen geste-

hen, lieber Her von Wellhaus, ich glaubte an jenem Nachmittag, Sie würden den Sieg über Ihren Kameraden davontragen und als Sie stürzten, als Sie auf der Erde lagen, glaubte ich, Sie zu lieben und redete mir ein, ich dürfe Ihnen nur deshalb nicht zur Hilfe eilen, um den anderen nicht zu zeigen, wie es um mein Herz bestellt wäre. Bis ich nun eingesehen habe, daß ich mich in jener Minute belog, dann wenn ich Sie wirklich geliebt hätte, dann hätte ich die Quarkspitze danach gefragt: was werden die anderen dazu sagen? Glauben Sie mir, mein lieber Herr von Wellhaus, es stimmt mich Ihretwegen traurig, Ihnen das alles schreiben zu müssen und doch weiß ich ja, daß der *Gedanke* Sie trösten, wenn nicht gar erfreuen wird, Ihre Niederlage Ihrem Freunde Kurtel zu verdanken und daß Sie es selbst waren, der ihm zu diesem Siege verhalf. Wenn Sie ganz offen und ehrlich sein wollen, ich glaube, Sie haben von Anfang an mehr Ihrem Kameraden als sich selbst meine Hand gewünscht und schon deshalb soll er sie auch Ihretwegen haben, vorausgesetzt, daß sein Dickkopf die haben will. Das aber natürlich alles unter uns, denn auch ich bisse mir lieber die Zunge ab, ehe ich Herrn von Bozendorf zu verstehen gäbe, wie ich über ihn denke. Aber trotzdem muß er von seiner

Dickköpfigkeit befreit werden und zu diesem Zweck habe ich mich heute hinter meinen Vater gesteckt. Alle Eltern sind Wachs in den Händen der Kinder, wenn diese nur zu kneten verstehen und für diese Kneterei die richtige Stelle zu finden wissen. Ich kenne das eine und fand die andere. Ich setzte meinem Vater auseinander, er dürfe nicht darauf bestehen, daß sein Adjutant sich verlöre, denn sonst könne der vielleicht auf den Gedanken kommen, er solle sich mit mir verloben, weil mein Vater sonst kein Mittel wisse, mich an den Mann zu bringen. Ich erzählte meinem Vater auch sonst noch vieles, was ich natürlich selbst nicht glaubte, was er aber dafür desto mehr glaubte und die Starrköpfigkeit meines Vaters wurde immer kleiner, schon damit Bozendorf nicht etwa tatsächlich glaube, der Vater habe bei seiner Verlobungsdrohung an mich gedacht. Wir beide haben ja zwar selbst niemals über diesen Punkt gesprochen, Sie ersehen aber aus diesen Worten, daß ich über alles unterrichtet war.

Und wenn Sie mich nun fragen, mein lieber Herr von Wellhaus, warum ich Ihnen das alles heute schreibe, will ich Ihnen auch das sagen. Einmal, damit Sie sich im stillen in bezug auf meine Person nicht länger trügerischen Hoffnun-

gen hingeben, dann aber auch, damit Sie sich nicht zu sehr wundern, wenn Ihr Freund Kurtel Ihnen vielleicht schon morgen abend nach Beendigung der Felddienstübung freudestrahlend erzählen wird, mein Vater habe ihm gegenüber nachgegeben, der sähe ein, daß man auch als Junggeselle das Ideal eines Adjutanten sein könne. Lassen Sie ihm das Vergnügen, felsenfest zu glauben, er verdanke das alles sich selbst und nicht Ihnen, denn ohne Sie, lieber Herr von Wellhaus, hätte ich mich nie bei dem Vater für ihn verwandt.

Aber das ist noch nicht alles, was ich von Ihnen verlange, lieber Herr von Wellhaus, das Schwerste kommt noch. Sie müssen nicht nur dem Freunde zuliebe leichten Herzens auf mich verzichten, sondern den auch dahin bringen, daß der jetzt selbst weiter um mich wirbt, daß der nun fortfährt, wo Sie mit dem Werben für ihn bei mir aufgehört haben. Ich werde ihm sein Vorhaben nach Möglichkeit erleichtern, aber selber werben muß er. Wie Sie ihn dahin bringen, daß er das tut und in welcher Art er es tun wird, überlasse ich vollständig Ihnen. Es wird und muß Ihnen das Richtige einfallen, denn sonst käme es doch wirklich dahin, wie ich es am ersten Tage erklärte: „Sie sind unglücklich in mich verliebt,

ich bin unglücklich in Bozendorf verliebt und der sitzt, eine gute Zigarre rauchend, in seinem bequemen Lehnstuhl und lacht uns beide aus." Aber ich will mich nicht auslachen lassen, viel lieber lache ich selbst über andere Menschen.

Und damit beendige ich diese lange Epistel. Soll ich zum Schluß die banale Bitte an Sie richten, mir nicht zu zürnen, daß ich Ihre Liebe nicht erwidern kann? Soll ich die dumme Redensart gebrauchen: Ich hoffe, daß wir trotzdem gute Freunde bleiben werden? Ich denke nicht daran! Das wäre unserer beider unwürdig und wenn ich erst verheiratet sein sollte, wird stets an unserem Nachmittagstisch ein Platz für Sie gedeckt sein und ich hoffe, daß Sie den, wenn auch nicht gerade täglich, so doch sehr oft einnehmen werden.

Nun aber machen Sie, daß Sie bald wieder ganz gesund werden, es ist ohne Sie auf dem Tennisplatz wirklich sehr langweilig. Vielleicht, nein hoffentlich, daß es damit anders wird, wenn Kurt von Bozendorf statt Ihrer dort erscheint. Wann schicken Sie ihn mir? Ich erwarte ihn mit Ungeduld.

Mit vielen herzlichen Grüßen, mit den besten Wünschen in alter, ach nein, in gänzlich veränder

ter, aber trotzdem treuer Gesinnung

Ihre
Gisa von Otten.

Donnerwetter, der Brief war für ihn, wie man zu sagen pflegt, ein schwerer Schlag ins Kontor und es dauerte eine ganze Weile, bis er sich von der ersten Enttäuschung erholte. Aber das ging schließlich doch schneller, als er es geglaubt hätte. Lag das wirklich nur daran, daß er dem Freunde gegenüber unterlag, oder sollte er dem von Anfang an den Sieg mehr gewünscht haben als sich selbst? Aber gleichviel, ein gewisses Gefühl von Enttäuschungen blieb trotzdem in ihm zurück. Nach einer schlaflosen Nacht aber hatte er sich zu der Erkenntnis durchgerungen, daß er sich mit Anstand in sein Geschick fügen müsse. Das tat er denn auch, ja er nahm sich sogar vor, Gisas Bitte zu erfüllen und ihr baldmöglichst Kurtel von Bozendorf auf den Tennisplatz zu schicken. So sah er dem Besuche des Kameraden, wenn auch nicht voller Ungeduld, so doch mit einiger Spannung entgegen, schon um aus seinem Munde zu hören, wie die Sache zwischen ihm und dem Kommandeur stände. Und Bozendorf ließ nicht allzu lange auf sich warten. Kurz nachdem das Regiment von der großen Übung zurück-

gekommen war, ließ er sich bei ihm melden und so freudestrahlend trat er zu ihm in das Zimmer, daß Wellhaus ihm, als könne er sich gar nicht denken, was vorläge, anscheinend sehr erstaunt zurief: „Na, Kurtel, was ist dir denn angenehmes widerfahren? Hat das vor Wochen falsch abgesandte Schriftstück endlich seinen Weg zu dem richtigen Empfänger gefunden und bist du zur Anerkennung für dieses kleine postalische Versehen anstatt mit einem Anschnauzer mit einem Thurn- und Taxisschen Orden ausgezeichnet worden, vorausgesetzt, daß es solche Orden gibt?“

Aber anstatt gleich zu antworten, lachte Bozendorf hell auf, bis er, nachdem er dem Freunde die Hand geschüttelt und auf einem Stuhl Platz genommen hatte, übermütig meinte: „Wenn es weiter nichts wäre, hätte ich, totmüde wie ich bin, sicher nicht gleich den Weg zu dir heraus gefunden. Der Brief ist übrigens schon längst dort, wo er von Anfang an hätte sein sollen. Ich glaubte, ich hätte dir das schon erzählt. Aber das ist Nebensache, heute handelt es sich um etwas viel Wichtigeres und du sollst der Erste sein, der es erfährt.“

Als wenn ich es nicht schon wüßte, dachte Wellhaus im stillen, dann aber fragte er anscheinend voller Neugierde: „Na, was hat es denn heu-

te morgen gegeben?"

„Nicht mehr und nicht weniger, als daß ich in dem Kampfe mit dem Kommandeur Sieger geblieben bin," gab Bozendorf triumphierend zur Antwort.

Auch das kam Wellhaus nach den Andeutungen, die Gisa ihm brieflich machte, nicht weiter überraschend, trotzdem tat er sehr erstaunt: „du bist Sieger geblieben? Das freut mich aber herzlich für dich. Nun aber erzähle, wie hast du das Kunststück fertig gebracht?"

„Nichts war einfacher als das," meinte Bozendorf gelassen, aber doch mit einem deutlich hörbaren Gefühl des Stolzes, bis er fortfuhr: „Ich kann dir heute abend die ganze Geschichte nicht in allen Einzelheiten berichten, in aller Kürze nur soviel: schon als ich heute morgen den Oberst von Hause abholte, machte der Mann auf mich einen sehr unsicheren Eindruck. Mit einer beinahe übertriebenen Vorsicht erkundigte er sich danach, ob er sich auch darauf verlassen könne, daß die Lilli heute nicht wieder lahmen würde und ob ich für den Fall, daß doch, wenigstens meinen zweiten Gaul zur Hand hätte. Da sagte ich mir gleich, der Mann hat eine Totenangst, daß du ihn im Laufe des Tages mit seinen Kenntnissen allein hoch zu Roß sitzen läßt,

weil er ganz genau weiß, daß er sich dann maßlos blamiert.“

„Donnerwetter, das hätte ich aber gerade dem Oberst von Otten nicht zugetraut,“ warf Wellhaus ein, während er sich im stillen sagte: da muß die Gisa ihren Vater nicht schlecht verknetet haben, daß er sich ihr zuliebe gleich von Anfang an so verstellte.

Bozendorf zuckte geringschätzend die Achseln: „Was willst du, lieber Freund? Die Vorgesetzten gleichen sich in gewisser Hinsicht alle. Wirklicher Verlaß ist auf die nur, solange die sich auf uns, ihre Adjutanten, verlassen können und zu seinem Glück konnte Herr von Otten das, denn sonst hätte der sein Regiment in einen Wurstkessel geführt, aus dem es überhaupt kein Entrinnen mehr gegeben hätte. Nur ein wahres Glück, daß der mich immer fragend ansah, während er seine Anordnungen gab und daß es mir im letzten Augenblick immer noch gelang, durch ein energisches Schütteln meines Kopfes das größte Unheil abzuwenden. Ja, einmal mußte ich sogar seinen Worten direkt entgegenhandeln, denn wenn ich den Befehl, den er mir auf den Ritt zu den Bataillonen mit gab, so bestellt hätte, wie ich es sollte, dann hätten die Bataillone sich gegenseitig angegriffen, anstatt den Feind. Na,

unterwegs redigierte ich den Befehl, wie Bismarck Anno siebzig die berühmte Emser Depeſche. Ich muß aber der Wahrheit die Ehre geben, als ich zurückkam und dem Oberst meldete: „Befehl, wenn auch in gänzlich veränderter Form, überbracht,“ da wurde mir der Mann nicht saugrob, sondern er sah seine Dummheit ein, und bedankte ſich bei mir, daß ich die richtig geſtellt hatte.“

Daß der Mann ſolche falſchen Befehle loslaſſen könne, hätte ich wirklich nicht geglaubt. Sollte der das am Ende nicht nur deswegen abſichtlich getan haben, um dich und deine Kenntniſſe zu prüfen, bevor er auf Giſas Bitten hin das an dich geſtellte Verlangen, du müßteſt dich verloben, wieder zurückzog? Das und manches andere hätte Wellhaus den Freund gern gefragt, aber er ſchwieg, weil Giſa ihn bat, ihm die Freude nicht zu rauben. So meinte er denn nur: „Daß der Oberſt dir für dein ſelbſtändiges Handeln nicht grob wurde, iſt wenigſtens ein Beweis, daß er einen vornehmen, anſtändigen Charakter beſitzt und das iſt unter Umſtänden mehr wert, als große geiſtige Kenntniſſe. Na und wie ging die Sache weiter?“

„Zunächſt ſelbſtverſtändlich immer weiter,“ gab Bozendorf zur Antwort, „ſie ging ſogar ſo-

weit, daß sie schließlich zum Schluß kam.“

„Das hätte ich eigentlich nicht gedacht,“ warf Wellhaus so ernsthaft ein, daß Bozendorf ihn ganz verwundert ansah, bis er nun meinte: „Ach so, ich verstehe dich, du willst mich veralbern. Aber der Schluß kam wirklich. Auf dem Rückwege, als wir nach getaner Arbeit unsere Zigarre rauchend nebeneinander nach Hause ritten, fing der Oberst an, mit mir zu reden. Ich habe es ihm deutlich angemerkt, leicht wurde es ihm nicht, aber kurz und gut, er gestand mir ein, daß ich meine Sache heute morgen vortrefflich gemacht und mich als Adjutant sehr bewährt habe. Auch auf dem Büro herrsche jetzt musterhafte Ordnung und wenn er mir vor Wochen einmal eingestanden habe, ich täte ihm leid, weil mein Kampf mit ihm für mich aussichtslos sei, so wolle er diese seine Behauptung nicht mehr aufrecht erhalten und wenn ich Lust hätte, sein Adjutant zu bleiben, auch ohne daß ich daran dächte, mich zu verloben, erklärte er sich damit gern einverstanden, ja noch mehr, er sei bereit, mir einen Wunsch zu erfüllen, falls ich einen solchen hätte, nur damit ich ihm die Drohung von damals nicht mehr nachtrüge.“

Herrgott noch mal, wie muß die Gisa ihren Vater bei der Kneterei nur vorgenommen haben,

der Mann ist ja nicht wiederzuerkennen, dachte Wellhaus halb belustigt, halb verstimmt, weil er ja wußte, weshalb Gisa so geknietet hatte und das letztere beschäftigte ihn so, daß er schweigend seinen Gedanken nachhing, bis Bozendorf ihn nun beinahe ärgerlich fragte: „Ja sag' mal, Wellhaus, bist du denn gar nicht neugierig, was für einen Wunsch ich äußerte? Ich glaube, wenn ich geahnt hätte, daß du mich garnicht fragen würdest, dann hätte ich lieber mir, anstatt dir etwas gewünscht, obgleich die Erfüllung deines Wunsches auch die meine ist.“

Unwillkürlich horchte Wellhaus jetzt doch gespannt auf, dann aber bat er: „So, Kurtel, nun rede mal in Worten, anstatt in Andeutungen, also was hast du dir oder mir, oder uns beiden gewünscht?“

„Nicht mehr und nicht weniger, Wellhaus, als daß der Oberst dich für das Kommando zur Turnanstalt eingibt und deine Sache so warm befürwortet, daß du gleich nach dem Manöver nach Berlin kommst. Das war mein Wunsch, von dem ich mein Bleiben als Adjutant abhängig machte und der Oberst hat mir mit Handschlag gelobt, daß er auch über diesen Punkt seine Ansicht ändern und alles für dich tun wolle, was er könne. Na und das heißt soviel, du kannst mit

aller Bestimmtheit darauf rechnen, daß du das Kommando erhältst. Und jetzt sage mal, was sagst du nun?"

Aber Wellhaus sagte vorläufig gar nicht. Was er da zu hören bekam, erklang ihm so märchenhaft schön, daß er vorläufig an dieses Wunder nicht glauben konnte. Sein sehnlichster Wunsch sollte also doch noch in Erfüllung gehen. Er wäre dem Freunde am liebsten um den Hals gefallen und hätte dem ein Hurra nach dem anderen in die Ohren gerufen, aber gerade, als er damit beginnen wollte, verstummte er, denn plötzlich wurde der Gedanke in ihm wach, sollte Gisa auch dahinter stecken? Wollte die ihn als abgewiesenen Freier nun nicht mehr hier in der Garnison sehen? Aber nein, da tat er ihr unrecht, denn wenn Gisa den Vater auch in der Hinsicht knetete, war es sicher nur geschehen, um ihm als Zeichen ihrer Dankbarkeit, daß sie sich durch ihn in Bozendorf verliebte, eine Freude zu bereiten, weil sie inzwischen irgendwie etwas davon gehört haben mußte, wieviel ihm an diesem Kommando lag.

„Na weißt du, Wellhaus,“ erklang da Bozendorfs Stimme, „ich will ja nicht gerade behaupten, daß ich auf deinen Dank gezählt habe, aber ich meine, danken kannst du mir trotzdem.“

Wellhaus fuhr aus seinem Sinnen empor und streckte dem Freunde beide Hände entgegen: „Und ob ich dir danke, Kurtel! Ich sage es erst jetzt, weil ich wirklich vor Freude sprachlos war. Ich weiß sogar gar nicht, wie ich dir danken soll. Wenn ich erst in Berlin bin, tue ich es mit Ansichtskarten. Auf ein Dutzend mehr oder weniger am Tage soll es mir nicht ankommen, aber heute beschäftigt mich noch eins, sage mal ganz offen und ehrlich, Kurtel, wie bist du nur grade auf diesen Wunsch gekommen?“

„Das fragst du noch?“ gab Bozendorf zurück, „du bist doch mein Freund, mein einziger und mein bester. Nur Egoisten denken stets in erster Linie an sich, und da ich für meine eigene Person völlig wunschlos bin —“

Aber weiter sprach er doch nicht, sondern versank nun seinerseits in tiefes Sinnen, und das gab nun plötzlich Wellhaus zu denken. Und mit einemmal sah er klar. Nicht Gisa wollte ihn von hier fort haben, sondern das wollte lediglich Bozendorf. Nun, da er sich nicht mehr verloben mußte, um Adjutant bleiben zu können, wollte der das sicher aus eigenen Stücken heraus tun. Die Auserwählte aber hieß Gisa, und damit er selbst nicht mehr an die dächte, und damit er nicht mehr damit fortfahre, um deren Gunst zu wer-

ben, da sollte er dem Kameraden das Feld räumen. So und nicht anders hing die Sache zusammen. Ja ja, das stimmte schon. Wie hatte Kurtel doch eben so richtig gesagt: Nur Egoisten denken stets in erster Linie an sich. Es wurde Wellhaus schwer, ein leises Lächeln zu unterdrücken, dann aber sagte er sich: Na warte, mein Junge, trotz aller Dankbarkeit, die ich für dich empfinde, will ich dir jetzt ein paar unbehagliche Minuten bereiten, und deshalb rief er nun dem Kameraden zu: „Du weißt gar nicht, wie ich mich auf das Kommando freue. Selbstverständlich werde ich meinen ganzen Ehrgeiz darein setzen, daß es nicht bei dem ersten kurzen Kommando bleibt, sondern daß ich als Turnlehrer für ein paar Jahre nach Berlin gerufen werde. Daß ich das erreiche, bezweifle ich keinen Augenblick, und das freut mich auch schon für Fräulein Gisa.“

„Wieso für Fräulein von Otten?“ fragte Bozendorf sehr gedehnt.

Wellhaus lachte hell auf: „Aber Kurtel, solltest du ganz vergessen haben, daß ich mich um Fräulein Gisa bewerbe und glaubst du etwa, ich würde nun damit aufhören, nur weil ich im Herbst von hier fortkomme? Im Gegenteil, nun gehe ich erst recht auf das Ganze. Na, und daß Fräulein Gisa später, wenn sie erst meine Frau ist, auch

gerne mit mir ein paar Jahre in Berlin leben wird, ist doch selbstverständlich."

„Na ja, das schon," stimmte Bozendorf, wenn auch etwas zögernd und wenn auch nicht gerade mit einem allzu intelligenten Gesichtsausdruck bei. „Selbstverständlich habe ich nicht vergessen, daß du Fräulein von Otten den Hof machtest, aber daß du das noch tust und das auch in Zukunft zu tun gedenkst, das ist mir offen gestanden neu und überraschend, denn ich glaubte, deine ganze Verlobungsidee sei deinem Gehirn lediglich als Ersatz für das dir damals abgeschlagene Kommando entsprungen. Und nun, da du das totsicher in der Tasche hast, was willst du dich da noch verloben? Noch dazu, wo du heute noch nicht mit ihr verlobt bist?" Die letzten Worte klangen so harmlos und unbefangen wie nur möglich, aber Wellhaus hörte doch den lauernden, erwartungsvollen Unterton heraus, und deshalb gab er jetzt zur Antwort: „Da hast du recht, Kurtel, ganz besitze ich Fräulein Gisas Herz noch nicht, allerdings glaube ich ohne Übertreibung behaupten zu können, daß ich von dem Flächeninhalt dieses Herzens schon neun Zehntel erobert habe. Immerhin bleibt noch ein kleiner Rest, den ich noch gewinnen muß. Das wäre natürlich längst geschehen, wenn dieser dumme Sturz

nicht dazwischen gekommen wäre. Nun muß ich damit warten, bis ich hoffentlich Anfang nächster Woche als gänzlich geheilt aus dem Lazarett herauskomme, dann aber hole ich mir den Rest von Fräulein Gisas Herzen, in der Hoffnung, daß inzwischen nicht ein anderer —" und sich plötzlich unterbrechend und den Freund groß ansehend, als sei ihm tatsächlich erst eben die Erleuchtung gekommen, rief er dem zu: „Weißt du was, Kurtel, ich habe eine glänzende Idee. Du könntest mir beweisen, daß du wirklich mein Freund bist.“

„Erstens glaube ich, dir das schon zur Genüge bewiesen zu haben,“ warf Bozendorf mehr als verwundert ein, „und zweitens —“

„Kann man so etwas gar nicht oft genug beweisen,“ fiel Wellhaus ihm in das Wort, „und darum, Kurtel, tue mir die Liebe und verlobe du dich für mich mit Fräulein von Otten, das wird dir absolut nicht schwer fallen. Deine Zeit erlaubt es dir ja nun wieder, dich täglich, wenn auch nur vorübergehend, auf dem Tennisplatz zu zeigen. Da du nicht mehr zu befürchten brauchst, deine Stellung zu verlieren, kannst du die Bureaustunden des Nachmittags vorläufig ruhig wieder schwänzen, und die benutzt du, um Fräulein Gisa für mich den Hof zu machen. Du brauchst dich

nur bei ihr zu erkundigen, wo ich da bei ihr stehen geblieben bin, um dann einfach dort mit dem Hofmachen fortzufahren. Solltest du über das eine oder über das andere noch Näheres wissen wollen, wird Fräulein Gisa dich gern darüber aufklären, aber ich denke, du verstehst mich auch so."

In Wahrheit verstand Bozendorf von dem nicht allzu viel, das wußte Wellhaus selbstverständlich auch, aber gerade deshalb machte es ihm Spaß, den Freund zu necken. Bozendorf aber dachte im stillen: der gute Wellhaus ist verrückt, der muß noch viel scheußlicher auf den Hinterkopf gefallen sein, als der Arzt es glaubt, denn daß ich mich für ihn verloben soll, ist doch mehr als Wahnsinn. Aber wenn er auch sonst in dem Verkehr mit Geisteskranken keine Erfahrungen besaß, soviel wußte er doch, daß man denen nicht widersprechen darf, um zu verhindern, daß die unvermutet einen Tobsuchtsanfall bekommen, und deshalb sagte er so ruhig, wie er es nur vermochte: „Ich verstehe dich vollkommen, Wellhaus, du hast dich so klar ausgedrückt, daß jedes Mißverständnis vollkommen ausgeschlossen ist. Ich werde deine Anweisungen genau befolgen, und Fräulein von Otten nicht nur in deinem Namen weiter den Hof machen, sondern mich sogar für dich mit

ihr verloben. Aber was dann, wenn Fräulein von Otten glauben sollte, ich hätte mich bei der Verlobung für mich selbst mit ihr verlobt? Das täte mir deinetwegen aufrichtig leid, ganz abgesehen davon, daß ich wenigstens in diesem Augenblick noch gar nicht wüßte, was ich mit einer Braut anfangen sollte. Aber trotzdem, was würde Fräulein von Otten wohl dazu sagen, wenn sie mir zugeflüstert hat: sprechen Sie mit meiner Mutter, und wenn du dann statt meiner bei ihren Eltern erscheinst und dort selbst um sie anhältst?"

„So etwas ist völlig ausgeschlossen, lieber Freund,“ beruhigte Wellhaus den Kameraden, „deine Befürchtungen sind ganz unbegründet. Fräulein Gisa sandte mir heute nachmittag ein paar Blumen, für die ich mich ohnehin mit ein paar Zeilen bei ihr bedanken muß, da werde ich ihr den Verlauf unserer Unterhaltung gleich mitteilen, und die wird schon wissen, mit wem sie sich verlobt, wenn sie sich mit dir verlobt. Darüber mache dir nur weiter keine dummen Gedanken, jetzt aber tue mir den Gefallen und laß mich allein, das viele Sprechen hat mich ermüdet. Ich merke es meinem Schädel an, daß der immer noch der Schonung bedarf.“

Das aber war nur ein Vorwand, um den

Freund los zu werden, damit dem nicht etwa neue Bedenken kämen, und damit der keine Gelegenheit zu weiteren Fragen fände, auf die er selbst vielleicht nicht die richtige Antwort hätte geben können. So drängte er den Kameraden beinahe zur Tür hinaus, und Bozendorf war froh, als er draußen stand. War es ihm nur so vorgekommen, oder hatte Wellhaus ihn wirklich mit ganz sonderbaren, eigentümlichen Augen angesehen? Es unterlag für ihn keinem Zweifel, Wellhaus war auch heute noch ernstlich krank, das mußte auch Fräulein Gisa einsehen, wenn er ihr alles erzählte, was Wellhaus von ihm verlangt habe. Und ob es da nicht seine Pflicht war, ihr ernstlich abzuraten, sich mit Wellhaus zu verloben? Gewiß, Wellhaus konnte und würde wieder gesund werden, aber solche schweren Gehirnerschütterungen blieben zuweilen nicht ohne Folgen. Aber alle diese Bedenken halfen ihm nun nichts mehr, er hatte dem Freund versprochen, für ihn um Fräulein Gisa anzuhalten, und zum erstenmal machte er sich nun Vorwürfe, daß er den auf den Gedanken gebracht hatte, sich verloben zu wollen. Nein, er selber war nicht daran schuld, sondern der Oberst, der Wellhaus damals nicht auf Kommando gehen ließ, aber er selbst auch etwas, denn wenn er gleich erklärt hätte: ja, ich werde mich verlo-

ben, um Adjutant zu bleiben, und ich werde mich mit Fräulein Gisa verloben, schon um dadurch ihren Vater dafür zu bestrafen, daß er mir eine Braut aufdrängt, dann wäre Wellhaus nie darauf gekommen, seinerseits an das Verloben zu denken.

Diese Gedanken wurde er während des ganzen Abends nicht los, sie verfolgten ihn selbst während der Nacht, er stand am nächsten Morgen mit ihnen auf und mit denen im stillen noch beschäftigt, trat er am nächsten Nachmittag Fräulein Gisa auf dem Tennisplatz gegenüber. Die hatte inzwischen von Wellhaus einen kurzen Brief erhalten, in dem es hieß: „Wer da spielt, muß auf einen Verlust gefaßt sein. Ich trieb sogar ein Doppelspiel, da waren meine Gewinnchancen von Anfang an wohl nicht sehr günstig, aber gleichviel, nun singe ich nicht mehr: ‚Das Spiel kann beginnen‘, sondern: ‚Das Spiel ist beendet‘. Singen Sie bitte mit, gnädiges Fräulein, ach so, nein, für Sie kommt ja jetzt die Fortsetzung und der Schluß, hoffentlich sogar der richtige Schluß. Ich tat das meinige, um den herbeizuführen, Bozendorf ist instruiert, möchte er Sie beide glücklich machen, schon damit ich es mir bald als Hausfreund in Ihrem gastlichen Hause an dem Teetisch bequem machen kann. Notabene: werden

Hausschuhe und Hausjacke geliefert, oder stehen diese bequemen Kleidungsstücke nur dem Hausherrn zu?"

Gisa merkte es dem Briefe an, Wellhaus hatte sich bereits in das Unvermeidliche gefügt und zum Teil auch schon seinen Humor wiedergefunden. Das stimmte auch sie fröhlich, denn es hätte ihr mehr als leid getan, wenn Wellhaus unter der Absage, die sie ihm schicken mußte, gar zu sehr gelitten haben würde. Nun war sie auf die Fortsetzung neugierig, die Kurt von Bozendorf dem Flirt geben und erst recht darauf, ob er die Fortsetzung auch zu dem richtigen Schluß führen würde. Aber danach sah es vorläufig nicht aus, als Bozendorf ihr nun gegenüber stand, sehr elegant angezogen und nach seiner eigenen Ansicht sicher sehr schön und begehrenswert. Das letztere fand Gisa auch, und schon deshalb hätte sie sich gewünscht, daß er gleich mit dem Flirten beginnen möchte, statt dessen erzählte er ihr sehr umständlich, in welcher traurigen Verfassung er seinen Freund Wellhaus gestern abend angetroffen habe, in einer so traurigen, daß er, Kurtel, gar nicht wisse, ob der sich darüber klar sei, was das bedeute, daß er einen anderen gebeten habe, sich für ihn mit der Braut, die er sich aussuchte, zu verloben. Und er redete solange darauf los, daß

Gisa, die ihm nur zu gut anmerkte, weshalb er soviel sprach, ihm endlich voller Ungeduld zurief: „Mein Gott, Herr von Bozendorf, der Worte sind nun wirklich mehr als genug gescheh'n, nun lassen Sie mich auch mal Taten seh'n.“

Kurt von Bozendorf seufzte schwer auf. Ja, wenn er für sich selbst um Gisa hätte werben dürfen, hätte ihm das sicher sehr viel Freude gemacht, denn darüber war er sich längst klar geworden, er hatte Gisa schon damals etwas geliebt, als Wellhaus ihn fragte, ob er auf ihn vielleicht eifersüchtig sei. Und wenn er dem anderen das Kommando nach Berlin verschafft hatte, war es doch hauptsächlich geschehen, damit der seine dummen Verlobungsgedanken endlich wieder aufgäbe. Statt dessen sollte er dem nun die Braut zuführen, und zum zweitenmal seufzte er schwer auf.

„Wissen Sie wohl, Herr von Bozendorf, daß Ihr Freund Wellhaus mich nicht ein einzigesmal so angeseufzt hat, wie Sie es anscheinend den ganzen Nachmittag tun wollen?“ erklang da Gisas Stimme, bis sie hinzusetzte: „Aber daraus wird nichts, das sage ich Ihnen gleich, da halte ich einfach nicht still, sondern laufe Ihnen davon.“

„Das hätte keinen Zweck, gnädiges Fräulein, denn da müßte ich hinter Ihnen her laufen, um

mich meines Auftrages zu erledigen. Aber es wird nun wohl Zeit, daß ich damit anfangen, und da sagen Sie mir bitte die Hauptsache, wie weit war Wellhaus gekommen, wo war er bei dem Flirt stehengeblieben?"

„Eigentlich unmittelbar vor dem Verlobungskuß," gab Gisa übermütig zur Antwort, und es belustigte und beglückte sie in gleicher Weise, als Bozendorf bei ihren Worten unwillkürlich einen Schritt zurücktaumelte, während er sie zugleich ganz entsetzt anstarrte, bis er ihr, nachdem er sich etwas gefaßt hatte ganz geknickt zurief: „Achherrjesses, gnädiges Fräulein, soweit war es schon gekommen? Ja allerdings, da ist für mich nicht mehr viel zu machen, ich meine," verbesserte er sich schnell, um Gisa nicht seine wahrsten Gedanken zu verraten, „ich wollte selbstverständlich sagen, da bleibt mir für Wellhaus nicht mehr viel zu tun übrig, eigentlich sogar nichts, denn daß ich Ihnen den Verlobungskuß geben darf, den Sie von seinen Lippen erwarten, ist wohl ausgeschlossen, und daß Sie, gnädiges Fräulein, mir den Kuß geben, den Sie einem anderen zudachten —"

„Aber warum denn nicht?" unterbrach Gisa ihn mit glänzend gespielterm Erstaunen und mit ebensolcher Unbefangenheit. „Ob ich Sie nun

küsse oder Wellhaus, das bleibt sich gleich, denn der Kuß würde doch nur in der Theorie gegeben werden, wenigstens heute hier vor allen anderen."

„Achherrje," warf er ein, „nur ein theoretischer Kuß? Von der Art der Küsse habe ich nie viel gehalten, und wenn ich Sie schon für Wellhaus küssen darf oder von Ihnen als Stellvertreter geküßt werden soll, möchte ich in aller Ergebenheit nicht um einen theoretischen, sondern um einen sehr wirklichen Kuß gebeten haben. Je natürlicher der wäre, desto lieber wäre es mir sogar, und wenn es statt des einen Kusses mehrere würden, ich hielte still, gnädiges Fräulein. Ob ich aber alle, wenn auch selbstverständlich nur in Gedanken an Wellhaus weitergeben würde, das glaube ich offen gestanden nicht, gnädiges Fräulein. Einen Kuß würde ich wenigstens für mich behalten, oder zwei oder drei, denn je länger ich Sie nun ansehe, gnädiges Fräulein, desto mehr komme ich zu der Erkenntnis, daß Ihr auffallend hübscher kleiner Mund sehr gut zu dem meinen paßt, schon weil der nicht annähernd so hübsch ist wie der Ihrige. Ich glaube sogar, Ihr Mund paßt viel besser zu dem meinigen als zu Wellhaus', aber nicht nur Ihr Mund, gnädiges Fräulein, sondern Sie selbst, und darum und deshalb, noch sind Sie ja schließlich nicht mit Well-

haus verlobt und der auch nicht mit Ihnen. Gewiß, ich handle sehr unrecht an dem Kameraden, und wenn es ihm später Spaß macht, kann er mich deswegen ruhig totschießen, ich will auch da still halten, aber vorher möchte ich Sie wenigstens einmal von mir aus geküßt haben und mich von Ihnen als der, der ich bin, haben wiederküssen lassen. Und wenn Sie mich dann küssen, gnädiges Fräulein, hol' mich der Teufel, aber selbst auf die Gefahr hin, daß Sie mich für einen ehrlosen Menschen erklären, würde ich Ihnen bei der Gelegenheit zurufen: Gnädiges Fräulein — Fräulein von Otten — Gisa — tun Sie mir den einzigen Gefallen und verloben Sie sich mit mir und nicht mit Wellhaus, denn ob Sie es mir glauben oder nicht, ich habe Sie blödsinnig lieb! Jawohl, gnädiges Fräulein, so würde ich zu Ihnen sprechen, nun kommt es nur darauf an, was Sie mir darauf erwidern würden.“

Wie ein reuiger Sünder, der aus dem Munde seines Richters das Urteil erwartet, stand er ihr gegenüber. Er war über seine Keckheit so entsetzt, daß er es gar nicht wagte, sie anzusehen, sondern daß er den Blick zu Boden gesenkt hielt. Aber als er endlich zu ihr aufsah, weil sie ihm gar keine Antwort gab, umspielte ein so frohes, glückliches Lächeln ihren Mund, daß er sie fas-

sungslos anstarrte, bis sie ihm zurief: „Was ich darauf erwidern würde, Herr von Bozendorf — Bozendorf — Kurt — Kurtel? Daß ich ein solches Geständnis aus Ihrem Munde schon lange erwartet und erhofft habe. Frage Wellhaus, wenn du mir nicht glaubst, der wußte, daß du mich schon lange liebtest, wenn das dein Dickkopf auch nicht wahrhaben wollte. Da hat der für dich um meine Hand geworben, aber das erzähle ich dir später in aller Ruhe, nur soviel will ich dir schon heute verraten, einen besseren Freund als den hast du auf der ganzen Welt nicht.“

„Und den habe ich für verrückt gehalten!“ rief Bozendorf entsetzt aus, nachdem er sich von seinem ersten grenzenlosen Erstaunen erholt hatte. „Aber etwas verrückt ist er doch,“ setzte er gleich darauf hinzu, „denn wer dich ansieht, Gisa, und dabei nicht in erster Linie an sich, sondern an seinen besten Freund denkt, der kann nicht ganz gesund in seinem Oberstübchen sein. Na, auf jeden Fall werde ich nie aufhören, ihm zu danken, nun aber, Gisa, lasse mich dich küssen, nicht nur theoretisch, sondern wirklich.“

„Aber das geht doch nicht, Kurtel,“ widersprach Gisa sehr energisch, „was sollten wohl die anderen dazu sagen, wenn die das sähen?“

„Immer diese anderen,“ knurrte er ärgerlich

vor sich hin, obgleich er einsehen mußte, daß Gisa recht hatte. Er würde sich aber vielleicht trotzdem nicht so schnell gefügt haben, wenn nicht in diesem Augenblick Lieselotte von Ronnenberg, die eben den Tennisplatz betreten hatte, dicht an ihnen vorübergegangen wäre, und wenn diese nicht einen so erregten Gesichtsausdruck zur Schau getragen hätte, daß Gisa sie anhalten und sich danach erkundigen wollte, was sie denn nur habe. Aber auf ein leises Zeichen hin, das Bozendorf ihr gab, unterließ sie es im letzten Augenblick doch, um aber gleich, nachdem die Freundin vorübergegangen war, zu fragen: „Was mag der Lieselotte denn nur zugestoßen sein? Sicher geht es ihrer armen Mutter heute wieder sehr schlecht, aber nein, da würde sie doch wohl nicht hierher gekommen sein.“

„Es handelt sich um etwas anderes, wenigstens glaube ich es zu wissen, und leider liegt nichts Erfreuliches vor,“ gab Bozendorf zur Antwort. „Vor dir, Gisa, brauche ich ja keine Geheimnisse mehr zu haben, und die Sache wird ohnehin schnell genug im Regiment bekannt sein. Es ist bei der gestrigen Übung zwischen dem Hauptmann von Ronnenberg und Leutnant Camburg zu einem Riesenkrach gekommen. Der Hauptmann hat einen Befehl falsch verstanden, den noch falscher wei-

tergegeben, und Camburg hat den falsch, falscher, am falschesten ausgeführt. Im Anschluß daran ist der Hauptmann seinem Leutnant saugrob geworden und hat sich dazu hinreißen lassen, sogar persönlich zu werden, denn er hat Camburg den guten Rat gegeben, seine Nase fortan mehr in die Dienstvorschriften, als in die Notenblätter zu stecken, er hat die Stunde verwünscht, in der er einen äußerlich und innerlich so unmilitärischen Offizier auf die Kompagnie bekommen hat. Kurz und gut, Camburg hat sich böse Dinge sagen lassen müssen, und obgleich er in dieser Hinsicht Kummer und Elend gewöhnt ist, hat er es sich diesmal nicht gefallen lassen, sondern sich heute mittag den Helm aufgesetzt, um sich bei seinem Vorgesetzten über seinen Hauptmann zu beschweren. Für den kann die Sache, wenn Camburg nicht im letzten Augenblick die Beschwerde zurückzieht, sehr unangenehm verlaufen, und nun wird Fräulein Lieselotte wohl hier sein, um ihren ganzen Einfluß auf Camburg aufzubieten, damit der ihrem Vater weiter keine Unannehmlichkeiten bereitet, denn sicher wird der zu Hause über den Vorfall gesprochen und nicht schlecht gescholten haben."

Das war auch tatsächlich der Fall. In der höchsten Erregung war Hauptmann von Ronnen-

berg gestern von der Übung zurückgekommen, und gerade weil er kein gutes Gewissen besaß und es selbst einsah, daß er sich von seinem Jähzorn zu weit hatte hinreißen lassen, schob er im Gespräch mit den Seinen alle Schuld auf Camburg, an dem er kein gutes Haar ließ, so daß ihm, wie er zu seiner Entschuldigung hinzusetzte, gar nichts anderes übriggeblieben war, als dem derartig den Standpunkt klar zu machen, daß der nun wohl endlich in sich gehen und ein besserer Soldat werden würde, bis er mit den Worten schloß: „Für dich, Lieselotte, tut mir die Geschichte aufrichtig leid, denn mit dem Musizieren wird es in der nächsten Zeit wohl nichts mehr werden. Vorläufig kann ich Camburg nicht auffordern, wieder zu uns zu kommen, dazu habe ich mich zu rasend über ihn geärgert. Na, und daß er nach dieser Aussprache ruhig weiter erscheinen wird, als wäre nichts vorgefallen, das glaube ich auch nicht. Ähnlich sähe es ihm allerdings.“

Ja, ähnlich sah ihm das, und das beunruhigte und quälte Lieselotte am meisten. So sehr sie ihren Vater auch liebte, sie verurteilte sein Verhalten Camburg gegenüber nicht minder schwer, ja, sie begriff es nicht, wie der einem wehrlosen Untergebenen derartige Dinge hatte sagen können. Sie schämte sich beinahe für ihren Vater,

aber ihr war, als müsse sie sich erst recht für Camburg schämen, wenn der die ihm zuteil gewordene unwürdige Behandlung ruhig hinnehmen sollte, ihr war sogar, als dürfe sie ihm dann nie wieder begegnen, als könne sie nie wieder freundlich zu ihm sein, als müsse sie ihn dann sogar verachten. Ja, wirklich verachten, obgleich er ihr für ein solches Empfinden viel zu gleichgültig war. Aber doch wohl nicht ganz so gleichgültig, wie sie glaubte. Lieselotte mußte unwillkürlich an einen der letzten Abend zurückdenken. Zuerst hatten sie musiziert, und sie hatte mit ihrem Lobe nicht zurückgehalten, so glänzend hatte er die alten Tänze in moderner Bearbeitung gespielt. Im Anschluß daran aber hatten sie zusammen gegessen und geplaudert. Die Mutter hatte sich zurückgezogen, der Vater hatte zu schreiben, so waren sie eigentlich zum erstenmal allein, und da geschah es, daß er im Laufe der Unterhaltung zu ihr sagte: „Gehen Sie später nicht unter die Menschen, gnädiges Fräulein, oder machen Sie wenigstens bitte nicht mich und meine Geige verantwortlich für alle Enttäuschungen, die das Leben Ihnen wie jedem bereiten wird, der etwas von ihm erwartet. Glauben Sie einem Menschen, aber glauben Sie nie den Menschen. Wo nur zwei oder drei zusammen sind, ist wenigstens

einer unter ihnen, dem man nicht trauen darf, weil er falsch, neidisch und mißgünstig ist. Tun Sie, als wenn Sie alles glauben, was die Menschen Ihnen erzählen, aber glauben Sie in Wirklichkeit nichts von dem, was man Ihnen sagt. Auf Menschen ist kein Verlaß, höchstens, daß man einem trauen darf.“

In solchem pessimistischen Sinne sprach er eine ganze Weile auf sie ein, und wenn sie seine Ansichten auch nicht teilte, wenn sie ihm zurufen wollte: nun hören Sie schon damit auf, schwarz in schwarz zu malen, und rauben Sie mir nicht alle Freude an dem, was ich von der Zukunft erhoffe, so ließ sie ihn dennoch weitersprechen, weil sie aus jedem seiner Worte heraushörte, wie gut er es mit ihr meine, wie er um sie besorgt war. Und wenn sie dem, was er sagte, auch nicht beistimmte, so sah sie dennoch ein, daß er ein treuer, zuverlässiger Mensch war, zuverlässiger jedenfalls als Wellhaus, der sie trotz seines gegenteiligen Versprechens ruhig weiter auf dem Tennisplatz vernachlässigte, um sich ausschließlich Gisa von Otten zu widmen, und als der dann bei seiner Turnerei verunglückte, als sie ihn auf der Erde liegen sah, ohne ebenso wie die anderen zu wissen, ob er ohnmächtig oder tot sei, da war ihr erster Gedanke gewesen. Was dann, wenn Cam-

burg einmal so stürzen, sich dabei vielleicht den Arm brechen und nie wieder mit dir zusammen musizieren könne? Aber ob sie dabei wirklich nur an seine Kunst und nicht auch an ihn selbst gedacht hatte, das war eine Frage, auf die sie sich damals keine Antwort gab.

Nein, ganz so gleichgültig war er ihr sicher nicht, und auch schon deshalb durfte er sich die Behandlung seitens ihres Vaters nicht gefallen lassen. Und als der heute mittag zähneknirschend nach Hause kam, um trotz seiner Erregung den Seinen hohnlachend zu erzählen: „Denkt euch nur, Camburg hat sich über mich beschwert, anstatt mir dafür dankbar zu sein, daß ich ihm einmal ganz gehörig den Kopf gewaschen habe,“ da mußte sie mit aller Gewalt an sich halten, um ihrer Freude darüber nicht lauten Ausdruck zu verleihen, sie war sogar auf Camburg so stolz, als habe der Gott weiß welche Heldentat vollbracht, und sie verließ bald darauf unter einem Vorwande das Zimmer, weil sie es nicht mit anhören wollte, und es auch nach ihrer Ansicht nicht weiter mit anhören durfte, wie der Vater weiter auf seinen Leutnant schalt. Lieselotte ging hinaus, aber schon nach einer kleinen halben Stunde ließ die Mutter sie zu sich rufen, um sie mit Tränen in den Augen zu bitten: „Lieselotte, es darf nicht

dahin kommen, daß Camburg seine Beschwerde aufrecht erhält. Der Vater hat mir anvertraut, welche Folgen das unter Umständen für ihn haben kann. Der Vater ist selbstverständlich entschlossen, die auf sich zu nehmen, und sieht allem Kommenden als Mann und Offizier ruhig entgegen, aber trotzdem, Lieselotte, schon meinetwegen darf es nicht sein. Denke an mich, an mein Leiden, an meine Nerven, auch daran, daß mir jede Aufregung ferngehalten werden muß, und deshalb, Lieselotte, sprich du mit Camburg. Der Vater weiß nichts davon, daß ich diese Bitte an dich richte, er darf es auch nicht wissen, weil er es nie dulden würde, daß du dich da hineinmischst. Tue es aber meinetwegen, Lieselotte, und ich bin sicher, Camburg wird dir gegenüber nicht unerbittlich bleiben. Erinnerung an die Freundlichkeit, mit der wir ihn bei uns aufnahmen, sage ihm, daß der Vater sich nur im Jähzorn habe hinreißen lassen, sage alles, was du willst, nur sprich mit ihm, Lieselotte, tue es mir zuliebe, mein Kind."

Mehr als einmal hatte Lieselotte der Mutter zurufen wollen: „Ich kann nicht, Mutter, du verlangst Unmögliches von mir, " aber den Tränen der Mutter gegenüber war sie schließlich doch weich geworden und hatte ihr in die Hand versprochen, alles zu tun, was sie könne, um Camburg

umzustimmen. Daran, daß ihr das gelingen würde, zweifelte sie selbst nicht einen Augenblick, und gerade deshalb war ihr, als sie das Haus verließ, ungefähr so zumute, als ging sie zu dem Begräbnis eines Menschen, der ihr nahe gestanden habe, denn das wußte sie, gab Camburg ihren Bitten Gehör, dann existierte er nicht mehr für sie. Deshalb wurde nun doch plötzlich die Hoffnung in ihr wach, er könne unnachgiebig bleiben, und daß er dazu entschlossen war, das erkannte sie auf den ersten Blick, als sie ihn nun auf dem Tennisplatz begrüßt und ihn gebeten hatte, ihn einen Augenblick unter vier Augen sprechen zu dürfen. Aber als sie nun anfangen wollte, ihm alles zu sagen, fand sie nicht die richtigen Worte, so daß er ihr zurief: „Ich habe gewußt, gnädiges Fräulein, daß Sie mich zu sprechen wünschten, richtiger gesagt, ich habe es befürchtet, und deshalb bin ich heute hier. Daß mir zum Tennisspielen nicht zumute ist, werden Sie mir ohne weiteres glauben, aber ich wollte nicht, daß Sie mich hier vergebens suchten, das hätte so aussehen können, als wollte ich einer Aussprache mit Ihnen aus dem Wege gehen, und den Verdacht durfte ich nicht aufkommen lassen.“

Also er hatte befürchtet, daß sie kommen würde. Deutete sie das dahin richtig, daß er ge-

hofft hatte, wenigstens sie würde in ihrem Elternhause seine Partei ergreifen und für ihn eintreten? Und daß sie das, wenn auch gleichsam gezwungen, jetzt nicht tat, trieb ihr das Blut in die Wangen, daß sie den Blick zu Boden senkte, weil sie sich vor ihm schämte. Aber dann besann sie sich wieder auf sich selbst, auf das Versprechen, das sie der Mutter gab, und sie beschwor ihn, dem Vater nichts nachzutragen, und doch hatte sie fortwährend die Empfindung, als müsse sie ihm zurufen: Höre nicht auf mich, glaube mir keine Silbe, denn mein Herz weiß nichts von dem, was meine Lippen sagen, alles, alles ist nur Lüge.

Aber er mußte ihr wohl trotzdem glauben, denn sie sah, wie er immer blasser und blasser wurde, wie er seine Zähne in der Unterlippe vergrub, wie er seine Nägel in die Handflächen preßte, wie er schweratmend dastand, bis er ihr endlich entgegenrief: „Ich kann nicht, gnädiges Fräulein, ich darf es auch nicht, das bin ich schon dem schuldig, dem mein Leben und meine Ehre gehört, meinem Kaiser. Würde der etwas davon erfahren, daß ich solche Beleidigung ruhig hinnähme, er würde mich nicht länger unter seinen Offizieren dulden, er würde mich mit schlichtem Abschied entlassen.“

Mit zuckendem Munde stimmte sie ihm bei,

bis sie wieder mit ihren Bitten begann, und bis er schließlich endlich nachgab und ihr mit fester Stimme erklärte: „Schön, gnädiges Fräulein, ich will nicht schuld daran sein, daß den Ihrigen durch mich irgendwelche Unannehmlichkeiten erwachsen, vor allen Dingen aber sollen Sie, gnädiges Fräulein, mich nicht umsonst gebeten haben, die Demütigung will ich Ihnen ersparen, denn nun, da ich es sagen darf, will ich es eingestehen, daß ich Sie lieb gewonnen habe, gnädiges Fräulein, wie nie zuvor einen anderen Menschen. Nein, bitte unterbrechen Sie mich nicht,“ fuhr er rasch fort, „denn auch ohne, daß Sie es mir ausdrücklich erklären, weiß ich natürlich ganz genau, daß Sie mich niemals wiederlieben können. Das hätten Sie schon unter anderen Verhältnissen nicht gekonnt, jetzt selbstverständlich erst recht nicht. Aber das ist ja nun auch alles gleich, es handelt sich um andere Dinge. Ich werde, wie gesagt, Ihren Wunsch erfüllen, aber dafür gibt es nur eine Möglichkeit. Ich ziehe meine Beschwerde zurück und reiche gleichzeitig meinen Abschied ein. Offizier kann ich nicht länger bleiben, weder hier noch bei einem anderen Regiment. Was in der Zukunft aus mir wird, mögen die Götter wissen, auf jeden Fall brauchen Sie aber nicht zu fürchten, daß ich nun wie ein Romanheld zur

Pistole greife und diesem verpfuschten Leben ein Ende mache. Und damit, gnädiges Fräulein, wäre unsere Unterredung wohl beendet, höchstens nur noch eine Bitte. Bewahren Sie mir für die Zukunft wenigstens ein freundliches Angedenken und erinnern auch Sie sich bitte zuweilen gern der Abende, an denen wir zusammen musizierten und an denen ich Sie lieben lernte."

Mit ein er stummen Verbeugung wollte er sich zum Gehen wenden, aber seine Hand ergreifend, hielt sie ihn zurück, und so entsetzt, so voller Angst, aber zugleich auch so voller Liebe sah sie ihn an, daß er sie ganz sprachlos anblickte, bis er ihr zurief: „Ja aber, gnädiges Fräulein, was ist Ihnen denn nur? Sie hätten doch alle Ursache, Ihres Triumphes froh zu sein, stattdessen — und was bedeutet das Leuchten in Ihren Augen, warum sehen Sie mich nur so warm und herzlich an, Sie sind doch nicht in mich verliebt, sondern ich in Sie."

Da aber hielt es sie nicht länger, da kamen ihr die Worte blitzschnell über die Lippen, und sie gestand ihm alles, welche Überwindung es sie gekostet habe, ihn zu bitten, und daß sie es nicht dulde, daß er ihres Vaters wegen seinen Abschied einreiche. Das Opfer würde auch der Vater niemals von ihm annehmen, auch die Mutter nicht,

eher solle und müsse die Beschwerde ihren Hang nehmen, und seine Hand immer fester und fester umklammernd, bat sie: „Versprich mir, daß du deinen Entschluß nicht ausführen willst. Ich weiß, die Eltern werden zuerst außer sich sein, aber wie es auch immer kommt, ich halte fest zu dir.“

Camburg stand da, als wisse er nicht, ob er wache oder träume, um endlich zu fragen: „Aber Lieselotte, um Gottes willen, weißt du denn auch, was du da alles sagst, und vor allen Dingen, was hast du denn nur an mir lieb?“

„Dich,“ gab sie einfach und warm zur Antwort, und da drückte er ihr vor Glück und Seligkeit die Hand so fest, daß sie am liebsten laut aufgeschrien hätte, aber nicht aus Schmerz, sondern weil ihr dieser Händedruck viel mehr als Worte verriet, wie lieb er sie habe.

Aber trotz ihrer Liebe täuschten sich beide darüber nicht, daß ihnen noch sehr schwere Kämpfe bevorstanden, bis sie die Einwilligung ihrer Eltern erhalten würden, aber sie schrakten davor nicht zurück, selbst dann nicht, als Lieselottes Vater auf Grund der über ihn eingegangenen Beschwerde mit sieben Tagen Stubenarrest bestraft wurde. Durch das Haus, in dem Lieselotte mit ihren Eltern wohnte, ging von seiten des Vaters sieben Tage lang ein schweres

Fluchen, das eigentlich weniger seinem Untergebenen, als seiner eigenen Dummheit galt, und bis er sich immer mehr und mehr zu der Erkenntnis durchrang, daß die Sache mit dem Stubenarrest für ihn und für Camburg höchstens offiziell erledigt sein könne. Er glaubte, seinem Leutnant auch noch unter vier Augen eine private Ehrenerklärung oder Genugtuung schuldig zu sein, aber in welcher Form? Das war die Frage, die Hauptmann von Ronnenberg am letzten Tage seines Arrestes mit Frau und Tochter erörterte, und da geschah es, daß Lieselotte ihrem Vater zurief: „Es gibt nur eine Genugtuung, Vater, die unserer aller würdig wäre. Nimm ihn mit offenen Armen als deinen Schwiegersohn auf, denn ich liebe ihn über alles, und selbst auf die Gefahr hin, daß ich später krank und gelähmt werden sollte, wie die arme Mutter es ist, ich lasse nicht mehr von ihm.“

Lieselottes leidenschaftlich erregten Worten folgte ein langes Schweigen, bis der Vater nun, sich an seine Frau wendend, meinte: „Liebste, was sagst du nur zu unserem Kinde? Daß etwas Ähnliches kommen würde, hätte ich nie für möglich gehalten, aber nun, da es soweit ist, bleibt uns wohl nichts anderes übrig, als trotz aller unserer Bedenken ja und amen zu sagen?“

Denn wenn ich Leutnant Camburg die Lieselotte verweigere, würde das so aussehen, als wollte ich ihn nicht zum Schwiegersohn haben, weil ich seinetwegen brummen mußte, und weil ich ihm das nachtrüge. Den Verdacht darf ich um meiner selbst willen nicht aufkommen lassen, und darum und deshalb —“ ingrimmig hielt er plötzlich inne, bis er alles, was er auf dem Herzen hatte, in die Worte zusammenfaßte: „Na, soviel weiß ich, der Oberst hätte auch etwas Klügeres tun können, als diese verfluchte Felddienstübung los zu lassen.“

Über den letzteren Punkt war Lieselotte wesentlich anderer Ansicht, denn ohne die hätte sie Camburg wohl nie näher kennen gelernt, aber sie hütete sich, das auszusprechen, um den Vater nicht noch mehr zu erzürnen. So schwieg sie sich darüber lieber aus, das um so mehr, als sie viel schneller, als sie gehofft, nicht nur die Einwilligung des Vaters, sondern auch die der Mutter erhielt. Die letztere gab schon deshalb nach, weil sie Camburg mit seiner Geige doch in das Haus hereingeträumt hatte.

Lieselottes Glück und Freude kannte keine Grenzen, und als ihre Verlobung drei Tage später bekanntgegeben wurde, ward die noch viel mehr besprochen, als Gisas Verlobung mit Kurt von Bozendorf. Alle freuten sich mit ihr, und ganz

besonders tat das Wellhaus, als der nach seiner Entlassung aus dem Lazarett ihr zum erstenmal wieder begegnete, und als er sie scherzend fragte: „Na, gnädiges Fräulein, wie ist es nun mit dem ersten Walzer, den Sie mir für den Winter zugesagt haben? Sie wissen doch, den wollten Sie nur mit mir, aber auch nur mit mir tanzen. Wie ist es, soll ich Ihnen noch als Wünschelrute dienen, oder hat der weiße Mohr nun seine Schuldigkeit getan und kann gehen?“

Ein klein wenig verlegen stand Lieselotte nun doch da, weil sie daran dachte, daß sie vorübergehend gehofft hatte, er könne sich in sie verlieben, wie sie damals glaubte, etwas in ihn verliebt zu sein. Dann aber lachte sie fröhlich und ungezwungen auf: „Ja, Herr von Wellhaus, Sie können gehen, denn selbst wenn ich Sie zurückhalten wollte, Sie gehen ja doch nach Berlin auf die Turnanstalt, da muß ich schon mit meinem Verlobten den ersten Walzer tanzen, obgleich der sicher nicht so gut tanzt wie Sie.“ Bis sie dann ernstwerdend hinzusetzte: „Aber mein Glück verdanke ich Ihnen doch, Herr von Wellhaus. Es ist zwar alles ganz anders gekommen, als Sie es damals dachten, als Sie Camburg und seiner Geige die guten Wünsche für mich mit auf den Weg gaben, aber daß Sie das taten, werde

ich Ihnen nie vergessen. Wenn Sie später erst wieder hier sind, und wenn wir bis dahin verheiratet sein sollten, werden Sie des Nachmittags an unserem Teetisch Ihren Platz stets gedeckt vorfinden und ich hoffe, daß Sie, wenn auch nicht täglich, so doch oft zu uns kommen werden."

Donnerwetter, da hätte ich ja schon zwei Teetische, an denen ich es mir bequem machen kann, dachte Wellhaus belustigt. Aller guten Dinge sind zwar drei, aber trotzdem, ich habe genug daran, daß ich zwei Paare glücklich gemacht habe.

Und weil er das getan hatte, war er auch selbst glücklich, einen anderen aber hatten diese beiden Verlobungen ganz unglücklich gemacht, und das war Hans Erich Baron von Griesbach. Nicht etwa, als ob der selbst daran gedacht hätte, sich mit Fräulein Gisa oder Lieselotte zu verloben, aber er wollte sich doch auch verloben, er sich sogar als erster von allen Kameraden, er hatte doch gar keinen anderen Gedanken, so daß er sich selbst im stillen schon lange den Beinamen „der Verlobungsleutnant“ gegeben hatte. Statt seiner verlobten sich nun alle anderen, und wenn Frau Ellen sein Schicksal nicht sehr bald energisch in die Hand nahm, blieb er womöglich eines Tages ganz einfach sitzen. Das aber durfte nicht

sein, er wollte und mußte sich vor sich selber rehabilitieren, und deshalb suchte er nun beinahe jeden Tag Frau Ellen auf, um sie an das Versprechen, das sie ihm, wenn auch nur stillschweigend, gab, zu erinnern. Aber wenn er bei ihr an dem Kaffeetisch saß, wenn er hinterher ihrem Spiel zuhörte und im Anschluß daran zum Abendessen blieb, sprach er doch nicht von dem, was ihn beschäftigte. Er begnügte sich damit, Frau Ellen anzusehen, ihre Schönheit zu bewundern, mit ihr zu plaudern und von Zeit zu Zeit einen tiefen Seufzer auszustoßen. Wenn der letztere ihr nicht verriet, was ihn quälte und bedrückte, hatte es keinen Zweck, das auszusprechen, und zum Überfluß hatte er ihr ja sogar gelobt, nie wieder auf das Gespräch, daß er mit ihr darüber führte, zurück zu kommen, sondern es ruhig abzuwarten, ob und wann sie ihn eines Abends zu seinem Verlobungsdiner einladen würde. Aber er wartete und wartete, und da sie ihn nicht einlud, kam er uneingeladen desto öfter, und wenn er wieder nach Hause ging, war er oft ganz verlegen, weil es ihm einfiel, daß er eigentlich ein ganz langweiliger *Gesellschafter* gewesen sein mußte, und daß er auch heute wieder zuweilen Frau Ellens Hände in die seinen genommen und die nicht nur geküßt, sondern auch gestreichelt

hatte. Was mochte Frau Ellen nur davon denken, wenn sie das überhaupt bemerkt hatte? Hoffentlich deutete sie das alles richtig nur dahin, daß auch er sich nun sehr ernstlich nach einer Hand sehnte, die ihm für das ganze Leben gehörte.

Eines Tages, kurz bevor es Zeit wurde, in das Manöver auszurücken, fand er mittags, als er vom Dienst nach Hause kam, einen Brief von Frau Ellen vor.

Lieber Freund!

Nun ist es soweit, ich glaube die Richtige für Sie gefunden zu haben. Darf ich Sie heute abend zu einem kleinen Verlobungsfest in meinem Hause mit Ihrer Braut, deren Zusage ich bereits in Händen habe, einladen? Bitte präzise acht Uhr, denn auch Ihre zukünftige Braut wird pünktlich auf die Minute da sein. Fragen Sie mich aber nicht vorher, wen ich für Sie auswählte, ich müßte Ihnen die Antwort schuldig bleiben, um Ihnen und mir die Überraschung nicht zu verderben. Hoffentlich werden Sie nicht allzu sehr enttäuscht sein. Ich tat für Sie, was ich konnte, schon um mir später keine Vorwürfe machen zu müssen, falls Sie doch nicht ganz glücklich werden sollten. Also heute abend pünktlich acht Uhr auf frohes Wiedersehen. Mit

den besten Grüßen

Ihre
Ellen von Mellenthin.

„Dumm dumm dumm dumm!“ piff und sumnte Hans Erich nach seiner Lieblingsmelodie des Signals „Das Ganze halt“ vor sich hin, als er sich von seiner ersten, mehr als freudigen Überraschung erholt hatte. Dann brummte und sumnte er noch einmal: „Dumm dumm dumm dumm!“ Aber das war ja Unsinn, von dem „Das Ganze halt“ konnte keine Rede sein, nun fing die Sache und das Leben erst recht für ihn an und der Text „dumm dumm dumm dumm“ paßte absolut nicht. Der mußte viel eher heißen: „Klug klug klug klug!“ Dumm war bei der Geschichte höchstens, daß er nun nicht mehr so oft zu Frau Ellen gehen konnte, das würde seine Braut sicher nicht erlauben, ohne gleich eifersüchtig zu werden. Auch darauf, sich von Frau Ellen etwas vorspielen zu lassen, mußte er fortan leider verzichten, leider, denn er hätte es nie für möglich gehalten, daß er jemals für Musik werde schwärmen können, wie er es jetzt tat. Natürlich würde auch seine Braut Klavier spielen, das gehörte für ein junges Mädchen der Gesellschaft ja mit zur Bildung und mit zur Aussteuer, aber ob die auch eine so gute

Hausfrau sein und so tadellos kochen würde wie Frau Ellen? Er war zwar mit dem Essen nicht verwöhnt, aber gerade deshalb hatte Frau Ellen ein paarmal des Abends höchst eigenhändig ein paar Delikatessen für ihn zubereitet, nach denen er sich noch hinterher im Bett alle zehn Fingerspitzen ableckte, während er dabei zugleich in Gedanken Frau Ellens zehn Fingerspitzen küßte.

„Dumm dumm dumm dumm!“ summte er plötzlich abermals in schnellem Tempo vor sich hin. Das hing natürlich nur mit seiner Glücksstimmung zusammen, daß ihm seine Lieblingsmelodie gar nicht aus dem Kopfe wollte. Ach und er allein wußte ja, wie er sich auf seine Braut freute. Wer die nur sein mochte? Ob doch wohl die kleine Anita, oder die Susetta, oder vielleicht eine dritte und vierte? Aber was half alles Grübeln darüber, er mußte sich schon bis zum Abend gedulden. Das versuchte er denn auch so gut es ging, nachdem er Frau Ellen eine kurze briefliche Botschaft gesandt hatte, daß er selbstverständlich mit dem größte Vergnügen ihrer liebenswürdigen Einladung zu seinem Verlobungssouper Folge leisten und sich mit militärischer Pünktlichkeit einstellen werde. Dann aber dachte er darüber nach, was er bis zum Abend beginnen solle und vor allen Dingen darüber, ob er sich für heute

abend nicht mit zwei Rosensträußen bewaffnen müsse, einen großen für Frau Ellen, als kleines Zeichen großer Dankbarkeit für ihre liebenswürdigen Bemühungen in seiner Herzenssache und einen kleineren Strauß für seine Braut. Aber nein, das ging nicht, denn wenn schon, dann mußte die Braut den größeren Strauß erhalten und Frau Ellen den kleineren. Aber das widersprach seinem Empfinden. Frau Ellen war doch die ältere der beiden Damen, außerdem war sie die freundliche Wirtin, drittens war sie die einstige Jugendliebe und von allem anderen ganz abgesehen, war Frau Ellen doch eben Frau Ellen und wenn er ihr nicht den größten der beiden Sträuße überreichen konnte, bekam sie überhaupt keinen, aber seine Braut erst recht nicht, die mußte damit warten, bis er später in der Ehe Zeit fand, ihr Rosen in das irdische Leben zu flechten und zu weben. Aber nein, umgekehrt war es richtiger, die Frau sollte ihn beweiben und beflechten. Na, seinetwegen gern, er würde dabei schon stillhalten.

Aber Frau Ellen war wirklich eine Ausnahmefrau. Wenn er ganz offen und ehrlich gegen sich sein wollte, mußte er sich eingestehen, daß es ihm namentlich in der letzten Zeit zuweilen etwas sonderbar vorgekommen war, daß er gerade sie darum bat, ihn unter die Haube zu bringen und er

fand es sehr nett von ihr, daß sie ihm diese Bitte gar nicht übel nahm. Natürlich für ihn selbst kam sie nicht in Frage, aber sie war eine sehr hübsche, sehr elegante Frau, nein, eine ebensolche Witwe und so etwas heiratet meistens doch lieber selbst, als daß es andere verheiratet und daß Frau Ellen das nun tat, bewies ihm die Vornehmheit ihrer Gesinnung.

„Dumm dumm dumm dumm!“

Ja, das fand er selbst, es war sogar zu dumm, daß er fortwährend an Frau Ellen dachte, anstatt an seine zukünftige Braut. Ob die wohl Susetta hieß und wenn die heute abend zu dem Verlobungssouper kam, ob die wohl den kurzen schwarzseidenen Rock anzog, der noch fußfreier war, als alle ihre anderen kurzen Röcke, der mehr einem Röckchen als einem Rocke glich, der ihr aber gerade deshalb ausgezeichnet stand. Na, wer auch immer seine Braut werden würde, er war mehr als neugierig darauf, das zu erfahren und so machte er sich denn endlich, als es soweit war, voller Ungeduld auf den Weg. Ganz gegen seinen Willen hatte er sich bei dem vielen Nachdenken etwas verspätet, aber als er Frau Ellens Villa betrat, erfuhr er von dem Mädchen, das ihm die Tür öffnete, daß er dennoch als erster der Gäste käme. Seine Braut war also noch nicht da

und das verstimmte ihn ein wenig, das schien ihm zu beweisen, daß seine zukünftige Frau Gemahlin es nicht allzu eilig damit habe, ihm als solche offiziell vorgestellt zu werden. Bis er sich damit tröstete, daß es ja erst eben acht Uhr geschlagen habe und daß es doch auch natürlicher sei, wenn er auf die Braut wartete, als diese auf ihn. Das gab ihm seine gute Stimmung wieder und strahlend über das Glück, das ihm bevorstand, betrat er den Empfangsraum, in dem Frau Ellen ihn mit der größten Herzlichkeit, aber wenn er genau darauf geachtet hätte, doch auch mit einer gewissen Befangenheit, entgegen kam. Er aber sah nur, daß sie heute in der kleinen Gesellschaftstoilette mit dem Strauß frischer Rosen im Gürtel noch viel schöner war als sonst, nicht nur schöner, sondern auch jünger, beinahe mehr einem jungen Mädchen gleichend, als einer abgelegten Witwe. Was war nur mit der vorgegangen? Plötzlich wußte er es, die Freude hatte sie verjüngt, die Freude, ihn, den einstigen Jugendgepielen, nun in den nächsten Minuten so glücklich gemacht zu haben, wie er es wohl nach ihrer ehrlichsten Überzeugung um sie verdient haben mochte, denn nett war er immer zu ihr gewesen und wenn er an alle die Prügel dachte, die er früher ihretwegen ruhig hingenommen hatte, tat

ihm in der Erinnerung sein rückwärtiger Körper zuweilen jetzt noch weh. Von alledem aber sagte er ihr natürlich nichts, sondern machte ihr über ihr Aussehen nur so warme und herzliche Komplimente, daß sie über und über errötete, um ihm zuzurufen: „Aber Herr Baron, das geht doch nicht, vergessen Sie nicht, wen Sie erwarten. Ihre Braut kann jeden Augenblick in das Zimmer treten und was sollte die wohl denken, wenn sie solche Worte aus Ihrem Munde hörte, die nicht ihr, sondern mir gelten.“

„Glauben Sie, daß die das wirklich übel nehmen könnte, gnädige Frau?“ fragte er etwas kleinlaut und als sie dem zustimmte, meinte er: „Also schön, dann wollen wir lieber von harmlosen Dingen sprechen, meinetwegen vom Wetter. Aber nein,“ verbesserte er sich, „so dummes Zeug brauchen wir auch nicht miteinander zu reden, sonst könnte meine Braut, wenn sie uns belauscht, glauben, ich könnte mich nicht anders unterhalten.“ Bis er nun plötzlich fragte: „Und Sie wollen mir auch jetzt über meine Braut noch nicht die leiseste Andeutung machen?“ Und als sie lachend den Kopf schüttelte, bat er: „Aber eins können Sie mir doch wohl wenigstens verraten, gnädige Frau, trägt sie lange Röcke oder kurze?“

Frau Ellen erriet, daß sich diese seine Frage auf Susetta bezog und das machte sie nun für einen kurzen Augenblick erst recht verwirrt und unruhig, aber nun gab es für sie kein Zurück mehr und deshalb zwang sie sich zu einem frohen, hellen Lachen, während sie ihm zurief: „Aber Herr Baron, ich werde Sie doch mit keinem jungen Mädchen verloben, das noch zur Schule geht.“

Also ist es nicht Susetta, sagte sich Hans Erich im stillen, denn er faßte Frau Ellens Worte so auf, daß sie Susettas Namen nicht nennen, sondern ihm nur indirekt zu verstehen geben wollte, daß es nicht Susetta sei, die sie für ihn aussuchte und daß es die nicht war, erfüllte ihn nun mit einer gewissen Genugtuung. Also war es doch die kleine Anita, wenn nicht eine andere, aber wo blieb die nur?

Da hörte er auf dem Korridor das Mädchen sprechen und wenig später trat diese in das Zimmer: „Gnädige Frau, es ist soeben antelephoniert worden, das gnädige Fräulein läßt tausendmal um Verzeihung bitten, aber die Friseurin hat das gnädige Fräulein warten lassen, das gnädige Fräulein könne erst in einer Viertelstunde hier sein.“

„Schön, Nanni,“ gab Frau Ellen zur Antwort, „sagen Sie bitte der Köchin Bescheid, daß die

sich mit dem Essen danach einrichtet.“

Hans Erich aber atmete, ohne eigentlich recht zu wissen weshalb und warum, erleichtert auf. Als er draußen die Stimme des Mädchens hörte, war sein erster Gedanke gewesen: „Deine Braut ist draußen, die Nanni hilft ihr bei dem Ablegen,“ und als sich gleich darauf die Tür öffnete, hatte er so ein ganz klein wenig die Empfindung gehabt, als drücke ihm irgend etwas das Herz und die Kehle zusammen. Na, es war ja auch schließlich keine Kleinigkeit, sich zu verloben, noch dazu, wenn man selbst nicht wußte, wer einem als holdselige Braut gegenübertrat. Nun hatte er noch eine Viertelstunde Zeit, sich in aller Ruhe auf dieses freudige Ereignis vorzubereiten und deshalb machte er nun ein so glückliches Gesicht, daß Frau Ellen im stillen frohlockte. Dann aber meinte sie anscheinend ganz verwundert, während von ihm unbemerkt der Schalk aus ihren Augen sprach: „Aber was haben Sie denn nur, Herr Baron? So unglücklich würde ich an Ihrer Stelle nicht dasitzen. Die Viertelstunde des Wartens wird schnell vergehen und sicher wird es Ihrer Braut erst recht unangenehm sein, daß sie nicht pünktlich sein kann.“

Aber er hörte nur ihre ersten Worte und fragte: „Wieso sitze ich denn unglücklich da? Im

Gegenteil, das heißt, ich wollte natürlich sagen, selbstverständlich verstimmt dieses Warten mich außerordentlich. Meine Braut hätte sich die Friseurin nicht erst im letzten Augenblick zu bestellen brauchen. Aber trotzdem, allzu böse bin ich deswegen nicht, denn da kann ich noch eine Viertelstunde mit Ihnen plaudern, gnädige Frau, und ich fürchte, nein, das darf ich nicht sagen, also ich hoffe, nein, das wäre mehr als unhöflich, aber trotzdem, die Viertelstunde wird nur zu schnell, nein, das ist auch nicht richtig, aber die Viertelstunde wird schon vergehen."

Und die verging wirklich, es vergingen sogar zwanzig Minuten, bis Hans Erich die Nanni draußen wieder sprechen hörte und bis diese gleich darauf abermals in das Zimmer trat, um zu melden: „Es ist eben antelephoniert worden, gnädige Frau, das gnädige Fräulein läßt sagen, die Friseurin stelle sich heute ungeschickter als je an, ausgerechnet heute, wo es für das gnädige Fräulein doch darauf ankäme, ganz besonders hübsch frisiert zu sein."

Also doch die kleine Anita, dachte Hans Erich sofort, als die Nanni von den Haaren der jungen Dame sprach und es freute ihn nun, daß Frau Ellens Wahl für ihn trotz alledem auf die gefallen sei, aber so richtig freute er sich doch

nicht darüber. Er mußte plötzlich wieder an die große Enttäuschung denken, die ihm Anitas neues starkduftendes Haarwasser bereitete und was nun, wenn die zur Feier des heutigen Abends, an dem sie ganz besonders hübsch frisiert sein wollte, womöglich wieder ein anderes Haarwasser benutzte? Das beschäftigte ihn so, daß er gar nicht mehr auf das hinhörte, was das Mädchen weiter noch mit Frau Ellen besprach, sondern daß er beinahe erschrocken zusammenfuhr, als Frau Ellen ihn nun fragte: „Ja, Herr Baron, was machen wir da nur?“

Worauf sich diese Frage im besonderen bezog, wußte Hans Erich nicht, trotzdem gab er zur Antwort: „Das ist doch kein Grund, sich irgendwie aufzuregen, gnädige Frau. Wenn das gnädige Fräulein mit dem Frisiertwerden noch nicht fertig ist, warten wir ganz einfach. Einmal wird sie schon noch kommen und offen gestanden, liegt mir mehr daran, daß sie bald kommt, als daß sie schön frisiert erscheint, denn ich habe einen Hunger —“

„Glauben Sie vielleicht i c h nicht?“ fiel Frau Ellen ihm in das Wort. „Aber das nicht allein, Sie haben eben sicher nicht zugehört, sonst wüßten Sie, daß die Köchin mir sagen ließ, länger könne sie das Essen auf dem Herd nicht mehr stehen

lassen, wir müßten zu Tisch gehen und essen. Also was tun?"

„Essen, gnädige Frau!“ rief er ihr zu. „Im übrigen ist das ja auch das beste Mittel, um das gnädige Fräulein bald erscheinen zu lassen. Sie wissen doch auch, gnädige Frau, wenn man auf die säumigen Gäste nicht länger wartet, sondern sich zu Tisch setzt, sind sie plötzlich da.“

„Also schön,“ wandte sich Frau Ellen nach kurzem Besinnen dem Mädchen zu, „sagen Sie also der Köchin, sie könne anrichten.“

Fünf Minuten später meldete das Mädchen, daß serviert sei und Hans Erich bot Frau Ellen seinen Arm, um sie zu Tisch zu führen, aber als er mit ihr zusammen das Speisezimmer betrat, blieb er plötzlich wie angewurzelt stehen, denn über der Lehne eines Stuhles, der sicher für ihn bestimmt war, lag eine Chaiselonguedecke, seine Chaiselonguedecke. Er erkannte sie sofort an den Farben, und doch war es natürlich eine neue. Nun fiel es ihm erst wieder ein, daß er sich dieses Geschenk als Zeichen der Liebe von seiner Braut gewünscht hatte und nun war das Geschenk da. Das beschämte ihn derart und machte ihn so verlegen, daß er die Decke zuerst gar nicht zu berühren wagte, bis er sie nun mit freudiger Ungeduld ergriff, um sie auseinander zu breiten,

während er dabei ganz glücklich ausrief: „Sehen Sie nur, gnädige Frau, diese herrliche Decke! Und wie lang die ist! Selbst wenn ich meine Füße in die einwickle, reicht sie mir bis zur Nasenspitze. Ach, ich freue mich ja zu sehr und wenn in diese Decke nun auch noch viele gute Wünsche für mich hineingehäkelt sind —“

„Das sind sie,“ entschlüpfte es Frau Ellen unwillkürlich, aber in seiner Erregtheit achtete Hans Erich nicht weiter auf den warmen, herzlichen Klang ihrer Stimme, sondern fuhr rasch fort: „Das sieht man der Arbeit auch an, gnädige Frau, aber trotzdem, ich habe beinahe ein schlechtes Gewissen, eine solche Gabe erbeten zu haben.“

„Das brauchen Sie deswegen absolut nicht haben, Herr Baron,“ widersprach Frau Ellen, „denn ich weiß, daß Ihre zukünftige Braut die kleine Arbeit sehr gern für Sie gemacht hat.“

„Dafür soll meine Braut gesegnet sein bis ins dritte und vierte Glied, gnädige Frau,“ gab er zur Antwort, bis er nun abermals fragte: „Und Sie wollen mir auch jetzt noch nicht sagen, wie die Braut heißt, mir nicht einmal die leiseste Andeutung über die machen?“

Aber auch diesmal schüttelte sie lachend den Kopf, und dann nahmen sie endlich am Tische

Platz, aßen die Suppe und tranken dazu ein Glas alten Sherry und der Suppe folgte ein sehr schöner Rheinlachs mit einem herrlichen Rheinwein und da geschah es, daß Hans Erich plötzlich übermütig meinte. „Wissen Sie wohl, gnädige Frau, eigentlich hatte ich mir mein Verlobungssouper in Ihrem Hause ja etwas anders gedacht und es nicht für möglich gehalten, daß wir beide ganz allein an dem teilnehmen würden. Na, die Hauptsache wird schon noch kommen, aber selbst auf die Gefahr hin, gnädige Frau, daß Sie mich für einen ganz schlechten Menschen halten, muß ich Ihnen ein Geständnis machen, ich glaube, wenn die Braut nachher da ist, wird es mit der Gemütlichkeit vorbei sein. Wir sitzen hier so traulich beisammen und haben einander so lieb, nein das natürlich nicht, gnädige Frau, oder wenn doch, dann wenigstens nicht in dem landläufigen Sinne. Aber trotzdem, es ist so reizend bei Ihnen und jetzt kann ich noch mit Ihnen plaudern, wie mir der Schnabel gewachsen ist, aber nachher, wenn die Braut zugegen ist, muß ich ganz steif und förmlich mit Ihnen verkehren. Das würde mir den Rest des Abends verderben und deshalb mache ich Ihnen einen Vorschlag. Können wir nicht der jungen Dame telephonieren, sie solle erst morgen kommen? Natürlich bin ich mehr als neugierig,

wer die Braut ist, aber habe ich solange auf die gewartet, kann ich schließlich auch noch einen Tag länger warten. Vielleicht käme mein Vorschlag auch der jungen Dame sehr gelegen, dann braucht sie sich mit dem Frisiertwerden nicht zu beeilen und bis morgen abend wird die Friseurin wohl fertig sein. Was meinen Sie also dazu, gnädige Frau?"

„Aber das geht doch unmöglich, Herr Baron,“ widersprach Frau Ellen anscheinend ganz vorwurfsvoll, „das müssen Sie sich bei ruhiger Überlegung auch selbst sagen.“

Das sehe ich nun absolut nicht ein, wollte Hans Erich seinerseits widersprechen, aber er unterließ es, da in diesem Augenblick das Mädchen den Braten auftrug und gleich darauf den perlenden Champagner in die hohen Kelchgläser goß.

Als sie wieder allein waren, erhob Hans Erich sein Glas: „Auf Ihr Wohl, liebe gnädige Frau, daß es Ihnen gut gehe und Sie noch lange leben auf erden.“

„Danke gleichfalls, Herr Baron,“ gab sie ebenso herzlich und warm, wie er es gesagt hatte, zurück.

Die Gläser klangen hell aneinander und Hans

Erich und Frau Ellen sahen sich dabei offen und ehrlich in die Augen, als wolle ein jeder dem anderen durch seinen Blick verraten, wie gut er es mit ihm meine, bis Hans Erich nun plötzlich unvermittelt fragte: „Und wenn die Braut nun heute abend aus irgend einem Grunde doch nicht kommen sollte?“

„Aber die kommt, Herr Baron,“ rief Frau Ellen ihm lachend und übermütig zu, „die kommt so sicher, wie sie Ihnen als Zeichen ihrer Liebe die Decke hat auf Ihren Platz legen lassen.“

„Ach ja, die Decke,“ knurrte er nun etwas ärgerlich vor sich hin, so daß Frau Ellen ihn anscheinend verwundert fragte: „Was ist denn nur in Sie gefahren, Herr Baron, warum freuen Sie sich nicht mehr über das Geschenk?“

„Das weiß ich selbst nicht, gnädige Frau,“ gab er unsicher zur Antwort, „freuen tue ich mich natürlich auch jetzt noch, aber selbst auf die Gefahr hin, gnädige Frau, daß Sie glauben, der Champagner spräche aus mir, muß ich Ihnen ein Geständnis machen.“

„Schon wieder eins?“ neckte sie ihn.

„Vielleicht kommen sogar noch mehrere, gnädige Frau, gewissermaßen als Vorübung für das Liebesgeständnis, das ich nachher meiner

Braut machen muß. Da will ich es Ihnen nun gestehen, so sehr ich mich auch über die Decke freue, ich glaube, ich würde mich noch tausendmal mehr über die freuen, wenn Sie die für mich gearbeitet hätten."

Das waren die Worte, die Frau Ellen aus Hans Erichs Munde erwartet und erhofft hatte und nun, da er sie sagte, gab sie endlich das Versteckspiel auf und fragte ihn lachend und übermütig, zugleich aber auch ein klein wenig verwirrt und verlegen: „Und wenn ich Ihnen diese Decke nun wirklich gehäkelt hätte, Herr Baron?"

Hans Erich saß da und starrte Frau Ellen ganz verständnislos an: „Sie, Sie, gnädige Frau, hätten mir die die Decke gearbeitet?" stotterte er endlich, „Ja, aber wie sind Sie denn nur darauf gekommen, wo ich doch das Geschenk als Zeichen ihrer Liebe von —" aber weiter kam er nicht, denn mitten im Satz innehaltend, holte er nun plötzlich mit dem rechten Arm ganz weit aus und versetzte sich einen derartigen Schlag gegen die Stirn, daß Frau Ellen ihm mehr als entsetzt zurief: „Ja, Herr Baron, wollen Sie sich denn mit aller Gewalt zum Krüppel machen?"

„Nein, höchstens zum toten Ochsen," widersprach er, „oder nein," verbesserte er sich

schnell, „ich will den Ochsen, der da oben in mir wohnt, aus seinem Stall her austreiben, damit der sich wo anders eine Futterweide sucht. Ich habe keinen Platz mehr für dieses Hornvieh, denn mit einemmal ist es eben bei mir Tag geworden, gnädige Frau. Nun sehe ich klar, nun weiß ich, wie meine Braut heißt, die Sie für mich aussuchten und die Ihnen glücklicherweise so ähnlich sieht wie ein Ei dem anderen. Nun weiß ich, warum die andere gar nicht kommt, warum ich solche Angst hatte, daß die noch kommen würde, nun weiß ich, warum die immer telephonierte, warum immer so mit dem Telephon gemogelt wurde und warum die Nanni sich da draußen immer allein an die Strippe hing. Jetzt weiß ich alles, alles, alles.“

„Na, das ist denn nur schön, Herr Baron, lange genug hat es aber auch gedauert,“ lachte Frau Ellen glücklich auf, „jetzt ist es nur die Frage, wie gefällt Ihnen Ihre Braut, obgleich sie eine Witwe ist?“

„Ach was Witwe,“ frohlockte er übermütig, „für Sie hat es sich nun ausgewitwet, Frau Ellen, Sie werden wieder eine ganz junge Leutnantsfrau und soviel weiß ich, wenn ich meinem Kanarienvogel noch einmal wieder begegnen sollte, dann drehe ich dem erbarmungslos das Genick um, weil der sein Geschäft nicht versteht, denn ich bin ja

jetzt so glücklich. Aber eins möchte ich nur wissen, Frau Ellen, woran haben Sie es eigentlich gemerkt, daß ich Sie schon lange lieb habe?"

„An tausend und abertausend Kleinigkeiten, die ich Ihnen später erzählen werde,“ gab sie zur Antwort, „aber nun möchte auch ich Sie etwas fragen, haben Sie denn nun inzwischen eigentlich meinen Namen in Ihr Kußbuch eingetragen? Und wenn nicht, warum nicht?“

„Das weiß ich doch selber nicht,“ stöhnte er schwer auf, „ich wollte Ihnen den Ehrenplatz auf der ersten Seite geben, aber ich konnte mich nicht dazu entschließen, denn wenn ich die Seite aufschlug, zog es dort so fürchterlich aus allen vier Ecken, gerade so wie vor dem Kölner Dom, vor dem man sich bekanntlich immer einen Schnupfen holt und den wollte ich Ihnen ersparen. Aber halt, jetzt weiß ich mit einemmal den wahren Grund,“ rief er plötzlich. „Erinnern Sie sich noch der Geschichte, Frau Ellen, die ich Ihnen bei meinem ersten Kaffeebesuch von dem Standesbeamten erzählte, der einem Scheintotgewesenen ewig grollte, weil der ihm seine Bücher in Unordnung gebracht hatte? So ging es mir auch mit Ihnen, Frau Ellen. Sie gehörten nicht in die Rubrik der jungen Mädchen, die ich küßte und auch nicht in die derjenigen, die ich zu küssen

wünschte, sondern Sie bildeten eine Ausnahme für sich. Sie waren die einzige, die ich geküßt hatte und die ich nach langer Zeit wieder zu küssen begehrte. Für solche weiblichen Geschöpfe hatte ich bisher in meinem Buch keine Seite eingerichtet, das hole ich aber nun gleich heute abend wirklich nach und auf dieser Seite bekommen Sie den Ehrenplatz Nummer eins — nein, Sie bekommen sogar keine Nummer, denn wenn ich heute abend Ihren Namen auf die Seite geschrieben habe, wird die sofort nach der Eröffnung bis zum Tode des Geschäftsinhabers wieder geschlossen werden. Aber wie ist es denn nun eigentlich, Frau Ellen," unterbrach er sich, „ich sagte Ihnen damals, als Sie mich im Kasino antelephonierten, wenn zwei Menschen erst damit anfangen, von dem Küssen zu sprechen, dauere es meistens nicht lange, bis sie mit dem Küssen selbst gar nicht aufhören. Und wir haben seitdem so oft von dem Kußbuch und von dem Küssen gesprochen, glauben Sie nicht auch, daß es da endlich Zeit wird, mit dem Küssen wenigstens mal den Anfang zu machen?"

Der Ansicht war Frau Ellen auch, so küßten sie sich denn immer und immer wieder, bis sie ihn plötzlich fragte: „Sag mal ganz offen und wahr, Hans Erich, bist du mir wirklich nicht böse, daß

ich keine andere Braut für dich aussuchte, bist du wirklich glücklich?

„Ob ich das bin? Fragst du noch,“ schalt er, „was hätte ich wohl mit einer anderen Braut als dir gesollt? Mit der hätte ich mich sehr schnell wieder entlobt, dich aber halte ich fest für immer und wenn du wissen willst, was mich am meisten dabei freut, daß gerade du meine Braut geworden bist, will ich es dir auch verraten.“

„Und das wäre?“ fragte sie neugierig.

Da zog er sie voller Liebe an sich und sagte: „Am meisten freut es mich, weil ich jetzt wieder wie ganz früher ‚Klein-Ellen‘ und ‚du‘ zu dir sagen kann!“

*

*

*